

DE GRUYTER

*Arnulf Deppermann,  
Silke Reineke (Hrsg.)*

# SPRACHE IM KOMMUNIKATIVEN, INTERAKTIVEN UND KULTURELLEN KONTEXT

GERMANISTISCHE  
SPRACHWISSENSCHAFT UM 2020

DE  
G

R5 R5

Arnulf Deppermann und Silke Reineke (Hrsg.)

**Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext**

# Germanistische Sprachwissenschaft um 2020



Herausgegeben von  
Albrecht Plewnia und Andreas Witt

## Band 3

# **Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext**



Herausgegeben von  
Arnulf Deppermann und Silke Reineke

**DE GRUYTER**

Die Open-Access-Publikation dieses Bandes wurde gefördert vom Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

ISBN 978-3-11-053672-0

e-ISBN (PDF) 978-3-11-053860-1

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-053686-7



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Arnulf Deppermann und Silke Reineke, publiziert von

Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Foto Einbandabbildung: © Oliver Schonefeld, Institut für Deutsche Sprache, Mannheim

Portrait Ludwig M. Eichinger, Seite V: © David Ausserhofer, Leibniz-Gemeinschaft

Satz: Meta Systems Publishing & Printservices GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)



Ludwig M. Eichinger gewidmet



# Vorwort

Wo steht die germanistische Sprachwissenschaft aktuell? Der vorliegende Band mit dem Titel „Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext“ ist der dritte Teil einer auf sechs Bände angelegten Reihe, die eine zwar nicht exhaustive, aber doch umfassende Bestandsaufnahme derjenigen Themenfelder innerhalb der germanistischen Linguistik bieten will, die im Kontext der Arbeiten des Instituts für Deutsche Sprache in den letzten Jahren für das Fach von Bedeutung waren und in den kommenden Jahren von Bedeutung sein werden (und von denen nicht wenige auch vom Institut für Deutsche Sprache bedient wurden und werden). Jeder einzelne Band behandelt ein abgeschlossenes Themengebiet und steht insofern für sich; in der Zusammenschau aller Bände ergibt sich ein Panorama der „Germanistischen Sprachwissenschaft um 2020“.

Anlass des Erscheinens dieser Bände ist der Eintritt des langjährigen Direktors des Instituts für Deutsche Sprache, Ludwig M. Eichinger, in den Ruhestand. Ludwig M. Eichinger leitete das Institut von 2002 bis 2018. Seine akademische Laufbahn begann er als Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bayreuth; anschließend war er Heisenberg-Stipendiat an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ab 1990 hatte er eine Fiebiger-Professur für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Passau inne, 1997 wurde er auf den Lehrstuhl für Deutsche Philologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel berufen. Mit seiner Ernennung zum Direktor des Instituts für Deutsche Sprache im Jahr 2002 wurde er auch Ordinarius für Germanistische Linguistik an der Universität Mannheim. Ludwig M. Eichinger ist Ehrendoktor der Pannonischen Universität Veszprém und der Universität Bukarest. Er ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; außerdem ist er Ständiger Gastprofessor an der Beijing Foreign Studies University.

Ludwig M. Eichinger hat das Institut in den Jahren seines Wirkens entscheidend geprägt; in Anerkennung und Dankbarkeit seien ihm diese Bände gewidmet.

Albrecht Plewnia und Andreas Witt  
– Reihenherausgeber –





# Inhalt

## Vorwort — VII

Arnulf Deppermann und Silke Reineke

**Einleitung: Sprache im kommunikativen, interaktiven  
und kulturellen Kontext — 1**

Ludger Hoffmann

**1 Grammatik und gesprochene Sprache im Diskurs — 5**

Susanne Günthner

**2 Routinisierte Muster in der Interaktion — 29**

Arnulf Deppermann

**3 Sprache in der multimodalen Interaktion — 51**

Heiko Hausendorf und Reinhold Schmitt

**4 Sprachliche Interaktion im Raum — 87**

Stephan Habscheid

**5 Konversation – „Kunst im Niedergang“? — 119**

Christian Fandrych

**6 Wissenschaftskommunikation — 143**

Monika Dannerer

**7 Sprachwahl, Sprachvariation und Sprachbewertung  
an der Universität — 169**

Liisa Tiittula

**8 Schriftdolmetschen — 193**

Angelika Storrer

**9 Interaktionsorientiertes Schreiben im Internet — 219**

Helmuth Feilke

**10 Schrift – Sprache – Können — 245**

Ekkehard Felder

- 11 Die Sprachlichkeit des Rechts: Semiose als Erklärungsmodell einer Werte-affinen und anpassungsfähigen Rechtsprechung — 269**

Ulrike Krieg-Holz

- 12 Werbesprache — 295**

Eva Neuland

- 13 Höflichkeitsstile — 321**

Angelika Linke

- 14 Kulturhistorische Linguistik — 347**

**Anhang — 385**

**Register — 387**

**Autorinnen und Autoren — 391**

Arnulf Deppermann und Silke Reineke

## Einleitung: Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext

Es scheint fast leichter die Bereiche germanistisch-linguistischer Forschung aufzuzählen, zu denen Ludwig Eichinger nichts beigetragen hat, als diejenigen, zu denen er Bücher, Aufsätze oder zumindest kluge Glossen verfasst hat. Wenn auch Ludwig Eichinger als Wissenschaftler besonders durch seine Arbeiten zur Wortbildung, zur Valenzgrammatik und zur Dialektologie bekannt geworden ist, so sind ihm doch auch die mehr kulturellen, weniger kernlinguistischen Bereiche des Fachs alles andere als fremd. Ein Band der Festschrift, der sich mit sprachlichen Phänomenen im Kontext von Kommunikation und Kultur befasst, ist daher allemal so angebracht wie einer zur Grammatik oder Lexikologie. Zumal, wie die Liste der Beiträger zeigt, auch in diesem Winkel der linguistischen Forschung namhafte Freunde unseres Jubilars tätig sind.

Für Ludwig Eichinger ist es selbstverständlich, dass Sprache durch und durch gesellschaftlich und kulturell geprägt ist und selbst den Grundbaustein jeder Kultur und Gesellschaft bildet. Obwohl für ihn die genaue grammatische Analyse das unabdingbare Handwerkszeug des Linguisten ist, hat ihn doch eine abstrakte, rein formale Sprachbetrachtung nie interessiert. So wundert es nicht, dass er zu den Linguisten gehört, die den Dialog mit der Literaturwissenschaft suchen und in Stilanalysen zeigen, wie raffiniert Schriftsteller im Maschinenraum der Sprache arbeiten, um die Eindrücke nahezulegen, die die Leser an Deck mehr erspüren denn erkennen. Auch in seinen Untersuchungen zur Wissenschafts- und Werbesprache ist er dem Instrumentarium der Stilistik und seinen kontextuellen Prägungen, Quellen und Wirkungen auf der Spur. In seinen Beiträgen zur Sprachgeschichte hat er immer wieder hellsichtig herausgearbeitet, wie Sprach- und Stilwandel mit der Veränderung von Sprechergruppen und medialen Bedingungen, von kulturellen Werten und Zwecken des Schreibens zusammenhängt. Wie Ludwig Eichinger die enge Verbindung von Sprache, Kommunikation und Kultur in der „großen“ Diachronie sieht, so entdeckt er sie auch in den „kleinen“ Phänomenen der alltäglichen Mündlichkeit.

---

**Arnulf Deppermann**, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, D-68161 Mannheim,  
E-Mail: [deppermann@ids-mannheim.de](mailto:deppermann@ids-mannheim.de)

**Silke Reineke**, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, D-68161 Mannheim,  
E-Mail: [reineke@ids-mannheim.de](mailto:reineke@ids-mannheim.de)

Nicht immer zur Freude aller Sprachpfleger ist er sensibel auf die Motivationen und Einsatzmöglichkeiten von „zuen Türen“, „vertomateten Servietten“ oder „B-Poeten“. Besser als die meisten, deren Tagesgeschäft die Befassung mit der Pragmatik der Alltagssprache ist, kann er Alltagssprechern erklären, was sie sprachlich tun und warum sie es tun – und dabei ganz nebenbei gewichtige Beobachtungen und Erklärungsansätze formulieren. Ludwig Eichingers Subjekt der Sprachgeschichte und -praxis hat große Ähnlichkeiten mit ihm selbst: stets neugierig und auf der Suche nach erweiterten Ausdrucksmöglichkeiten gelangt es zu kreativen Lösungen, die manchmal überraschend, ja sogar skurril sind, doch bei näherem Hinsehen immer mit Bedacht und Hintersinn gewählt wurden. Sprachkultur, Sprachgeschichte und Sprachgebrauch sind für ihn nur in der Dialektik von Regeln und ihrer Übertretung zu verstehen – so wie *aptum* und *licentia* Hand in Hand gehen müssen, damit ein stilgerechter Text herauskommt, der doch unverwechselbar und interessant wirkt.

## 1 Die Beiträge dieses Bandes

Dieser Band schreitet das Spektrum von Sprache in ihrer kommunikativen Verwendung, ihrer interaktiven Ausformung und ihrem Verhältnis zur Kultur ab. Alle Beiträge stellen grundlegende theoretische und zuweilen auch wissenschaftsgeschichtliche Kontexte ihrer jeweiligen Foki dar, illustrieren sie anhand von empirischen Ergebnissen und formulieren Desiderata für die Zukunft der Sprachwissenschaft.

Der Band wird eingeleitet mit Ludger **Hoffmanns** Überlegungen zum Verhältnis von Grammatik und gesprochener Sprache. Hoffmann diskutiert das Verhältnis von Grammatik und schriftlicher und mündlicher Existenzform von Sprache und zeigt auf, dass die spezifischen Merkmale der Grammatik gesprochener Sprache auf die Besonderheiten der kommunikativen Konstellationen von Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit zurückzuführen sind. Wie Hoffmann folgt auch Susanne **Günthner** einem funktionalen Ansatz. Sie beschäftigt sich ebenfalls mit Musterhaftigkeiten in der Grammatik der gesprochenen Sprache, der Prosodie und auf der Ebene kommunikativer Gattungen. Sie zeigt auf, wie solche musterhaften Verfahren zur kommunikativen Konstruktion sozialer Handlungen beitragen und betont die Doppelstruktur, die mit jeder Form von Verfestigung einhergeht: Einerseits orientieren sich Interagierende an routinisierten Verfahren in der Konstitution ihrer Handlungen in der aktuellen Situation, gleichzeitig sind diese routinisierten Muster im Zusammenhang mit ihrer sequenziellen Gebundenheit an lokale Verwendungskontexte zu lesen.

Die nächsten beiden Beiträge erweitern den Blick auf sprachliche Interaktion um den Aspekt ihrer Einbettung in leibliches Handeln. Arnulf **Deppermann** diskutiert zunächst grundlegende Eigenschaften leiblicher Interaktion: die Vielfalt der Handlungsressourcen, die Sequenzialität und Simultaneität von Aktivitäten, die multimodale Beteiligung an der Interaktion, den Stellenwert von Raum, Objekten, Multiaktivität und Bewegung. Sodann zeigt er auf, wie sprachliche Praktiken durch ihr Zusammenspiel mit anderen leiblichen Ressourcen geprägt sind. Heiko **Hausendorf** und Reinhold **Schmitt** konzentrieren sich in ihrem Beitrag speziell auf das Verhältnis von Sprache, Interaktion und Raum und entwickeln ein raumbasiertes Konzeptes sozialer Positionierung. Sie zeigen dabei die zweifache Relevanz des Raumes für Interaktion auf: Der Raum sowohl als interaktive Ressource, auf die zurückgegriffen werden kann, als auch als eine von den Beteiligten stetig hervorgebrachte Größe.

Stefan **Habscheid** widmet sich der Konversation als Konzept wie als Untersuchungsgegenstand: Er führt zunächst durch alltägliche und wissenschaftliche Konzepte von (bildungssprachlicher) Konversation seit dem 18. Jahrhundert und zeigt dann anhand von Pausengesprächen im Theater spezifische Merkmale dieser Gesprächsform mit besonderem Augenmerk auf Gesprächsorganisation und Beziehungsorganisation.

Die beiden folgenden Beiträge nehmen den universitären Sprachgebrauch in den Blick: Christian **Fandrych** skizziert Forschungslinien dieses Feldes und stellt dar, wie auf empirischer, korpusgestützter Basis gegenwärtige mündliche wie schriftliche diskursive Praktiken in der Wissenschaft untersucht werden. Monika **Dannerer** beschäftigt sich aus variationslinguistischer Sicht mit „Sprachwahl, Sprachvariation und Sprachbewertung an der Universität“. Ihr Beitrag gibt zunächst einen Überblick über historische und variationslinguistische Dimensionen von universitärem Sprachgebrauch, insbesondere mit Blick auf das Verhältnis zur Standardsprache und auf die Universität als Ort, an dem unterschiedliche Herkunftssprachen zusammentreffen. Sie illustriert ihre Darstellungen anhand von Spracheinstellungen an einer österreichischen Universität.

Das Spannungsfeld von mündlicher und schriftlicher Kommunikation ist Gegenstand der Beiträge von Liisa **Tiittula** und Angelika **Storrer**. Liisa **Tiittula** stellt mit dem Schriftdolmetschen eine Variante interaktiver Sprachverwendung dar, die an der Schnittstelle zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation liegt: Mündlich produzierte Kommunikation wird für Hörgeschädigte möglichst zeitgleich in Schrift übertragen. Tiittula führt in Grundlagen zu Profession und Anwendung des Schriftdolmetschens ein und stellt an Beispielen dar, welche interaktiven (zeitlichen, sequenziellen) Besonderheiten in solchen Interaktionssituationen zum Tragen kommen. Angelika **Storrer** beschäf-

tigt sich mit schriftlichen Texten in internetbasierten Kommunikationsformen, die konzeptionell mündliche Merkmale tragen. Sie stellt redigierte Schrifttexte und digitale Textformen (wie z. B. *Chat* oder die Diskussion zu einem Wikipedia-Artikel) einander gegenüber und zeigt die Merkmale einer ‚interaktionsorientierten‘ gegenüber einer ‚textorientierten‘ Schreibhaltung. Die gängige Kritik mangelnder Schreibkompetenz in diesen Kommunikationsformen wird um eine an der Konstitutionslogik der internetbasierten Interaktionsformen ausgerichtete Betrachtungsweise ergänzt.

Mit Schriftlichkeit in unterschiedlichen Domänen beschäftigen sich die Beiträge von Helmuth **Feilke**, Ekkehard **Felder** und Ulrike **Krieg-Holz**. Helmuth **Feilke** geht der Frage nach, wie literale Kompetenz erworben wird. Er stellt endogene, exogene, aktionale und transaktionale Modelle des Schrift-erwerbs vor und plädiert für ihre Integration. Mit der Domäne der Rechtssprache und der „Sprachlichkeit des Rechts“ gibt Ekkehard **Felder** Einblick in ein in Normtexten und Diskursen konstituiertes Feld. Anhand einer Studie zu ‚agonalen Zentren‘ im fachlichen und öffentlichen Sterbehilfediskurs werden die grundlegenden theoretischen Überlegungen konkretisiert. Um Überzeugen durch Sprache geht es auch im Beitrag von Ulrike **Krieg-Holz**. Krieg-Holz diskutiert die Werbesprache als funktionalen Textsortenstil, der nicht mit der jeweiligen Fachsprache, Sondersprache oder Varietät gleichzusetzen ist, derer sie sich bedient. Sie illustriert stilistische Einzelelemente und komplexe Merkmalsmuster von Werbetexten auf verschiedenen linguistischen Ebenen.

Die Beiträge von Eva **Neuland** und Angelika **Linke** fokussieren auf den kulturellen Aspekt von Sprache. Eva **Neuland** gibt einen Überblick über Ansätze und Methoden linguistischer Höflichkeitsforschung. Sie illustriert dies anhand von Wahrnehmungen und Produktionen höflicher Äußerungen und ihrer unterschiedlichen Bewertung durch Mitglieder verschiedener Generationen. Angelika **Linkes** Beitrag rückt die Thematiken des Bandes abschließend in eine kulturhistorische Perspektive. Sie betrachtet Sprache als konstitutiven Bestandteil und Spiegel kultureller Praktiken und ihres Wandels. Dabei zeichnet sie Entwicklungslinien der Kulturhistorischen Linguistik nach und systematisiert die unterschiedlichen Aspekte dieses Forschungsfeldes.

Ludger Hoffmann

# 1 Grammatik und gesprochene Sprache im Diskurs

**Abstract:** In diesem Beitrag geht es darum, was im Blick auf die mündliche und auf die schriftliche Existenzform von Sprache unter ‚Grammatik‘ zu verstehen ist und ob es eine eigenständige Grammatik der gesprochenen diskursiven bzw. der geschriebenen Sprache geben kann. Leitend ist eine funktionale Perspektive auf das System sprachlicher Formen und Ressourcen.

**Keywords:** Geschriebene Sprache, gesprochene Sprache, Grammatik, Schrift

## 1 Grammatik und die Existenzformen von Sprache

In der Grammatik wird die Systematik des sprachlichen Handelns, bezogen auf Einzelsprachen, dargestellt. Die Frage, die hier aufgegriffen werden soll, ist, ob der Interaktion im Gespräch ein spezifisches grammatisches System zugrunde liegt oder ob für jede Sprache nur ein Grammatiksystem anzunehmen ist, das für die unterschiedlichen Existenzformen, die auf bestimmte Ressourcen zurückgreifen, verantwortlich ist.

Wir hören Gesprochenes, indem wir von Menschen oder Maschinen linear mit Artikulationsorganen oder elektronischer Sprachsynthese erzeugten Geräuschen eine Form (relevante Laute, Töne, Wortformen, Äußerungen) geben, die das Verstehen des Gesagten oder wenigstens von Teilen ermöglicht. Wir nehmen im Raum realisierte Gebärden (manuelle Gesten, Kopf, Mundbild, Mimik etc.) wahr, die – vielleicht schon vor der gesprochenen Sprache, der Lautgebärde, – menschliche Kommunikation ausgemacht haben und eigenständig in den Gebärdensprachen erscheinen. Dafür wird der Kommunikationsraum der Nähe, in dem wahrnehmbar agiert wird, genutzt und ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Multimodale Gesten begleiten, unterstützen und choreographieren gesprochene Sprache, sie können auch Teile der kommunikativen

---

**Ludger Hoffmann**, TU Dortmund, Emil-Figge-Str. 50, D-44227 Dortmund,  
E-Mail: ludger.hoffmann@tu-dortmund.de



Hauptlinie tragen. Wir lesen Zeichen, die auf einem geeigneten Träger (Papier, Bildschirm, Leder etc. als Sehfläche) kontrastierend zum Hintergrund erscheinen und die als Repräsentanten sprachlicher Formen zu verstehen sind. Verstehen setzt die Konstanz sprachlicher Form voraus. Wer einer bestimmten kommunikativen Welt zugehört, nutzt die in dieser Welt ausgeprägten Formen, um sich in diesem kommunikativen Rahmen verständlich zu machen. Ohne Zugang zur Funktion sind Gebärden, mit den Artikulationsorganen erzeugte Geräusche oder mit Schreibinstrumenten aufgebraachte Zeichengestalten im Verständigungsprozess ein Muster ohne Wert. In allen Existenzformen kann Sprache als Inskription gespeichert und distribuiert werden. Viele Sprachen der Welt sind allerdings schriftlos.

Auch wenn die Prioritätsfrage mit der Annahme einer Abfolge

Gebärde > Lautgebärde > Schrift/elektronische Zeichenverarbeitung

nicht geklärt ist, so müssen alle Existenzformen von Sprache Basis der allgemeinen Sprachtheorie sein. Dass sie es nicht sind, hat mit einer wenigstens seit der Antike bestehenden Fixiertheit der Grammatikforschung auf Schrift und Text zu tun.

Am Anfang der Grammatikbetrachtung als Kunstlehre steht die praktische Frage nach dem richtigen Verstehen überlieferter Texte.<sup>1</sup> Im Zentrum der Sprachanalyse steht gleichfalls immer das Verstehen, der Rezeptionsprozess der Adressaten. Epen, Mythen, heilige oder ökonomische Texte, die in einer älteren Version der gegenwärtigen Sprache verfasst waren, wurden durch den unvermeidlichen Sprachwandel schwerer verstehbar. Das galt vor allem für den Wortschatz, längerfristig auch für syntaktische Veränderungen. Hinzu kam oft die Ansicht, dass überlieferte kanonische Texte einen vollkommeneren Sprachzustand repräsentierten. Beispielsweise sei die Sprache des Koran in ihrer poetischen Gestalt von unüberbietbarer Schönheit, der Koran sei ans Arabische gebunden und unübersetzbar; seine Sprache stelle das vollkommenste Arabisch dar (vgl. Kermani 2015). Der Koran ist ein Text, der zwar verschriftet bzw. übersetzt erscheinen kann, aber primär in seiner arabischen Formgestalt mündlich überliefert, gelernt, reproduziert und religiös maßgeblich wird.

*Texte* sind Resultate der Sprachproduktion, die in ihrer Formgestalt situationsentbunden im Gedächtnis bewahrt und reproduziert, schriftlich oder elektro-

---

<sup>1</sup> In Indien beispielsweise zielt Pāṇinis Grammatik (500 v. Chr.) auf Erhalt, Verstehen und angemessene Verwendung bedeutender Texte der vedischen Tradition, enthält aber auch bereits eine morphologische Systematik, und diese Auffassung bestimmt *Vyākaraṇa*, die ‚Grammatik als Wissenschaft‘.

nisch aufgezeichnet und immer wieder rezipiert werden können, so dass Zeiten und Räume überbrückt und eine große kommunikative Reichweite erzielt werden kann. Da die Formgestalt bewahrt bleibt, können sie auch (massenweise) reproduziert und distribuiert, aber auch ortsfest (Schild, Denkmal) verankert werden.<sup>2</sup> Demgegenüber bezeichnet *Diskurs* im Rahmen der Funktionalen Pragmatik die empraktische, situationsgebundene, im Hier und Jetzt der Sprechsituation ablaufende Kommunikation, die spezifisch adressiert auf die jeweilige Hörerschaft zugeschnitten ist und lokale Möglichkeiten der Verständnissicherung bietet. Im Text müssen Annahmen über mögliche Rezipienten in eine Formgestalt eingehen, die ein weitgehend situationsunabhängiges Verstehen erlaubt und daher sprachlich in besonderer Weise explizit formuliert und – von dialogischen Formen abgesehen – generell adressiert ist. Zudem bietet die repetitive Rezeption eines Textes, insbesondere eines schriftlich verfassten Textes, die Möglichkeit langsamer und progressiv wie retrograd orientierter Verarbeitung, so dass komplexe Prozeduren wie Installationen (Parenthesen, Partizipialattribute, Relativsätze etc.) begünstigt werden.

Kanonisierte Texte bilden ein sprachliches Vorbild und setzen konservative Standards für die Formulierungsmodi. Demgegenüber entwickeln sich Formen der Mündlichkeit unterhalb gelehrter, poetischer oder politischer Rede rasch weiter, da sie schneller an veränderte gesellschaftliche Bedürfnisse und lokale Gegebenheiten adaptiert werden können; sie bilden ein Netz von klein- und großräumigen Varietäten, das – von Hochsprachen und Bildungssprachen (Latein, Griechisch) überlagert – areal, sozial, alters- und fachspezifisch ausdifferenziert ist. Sie wurden und werden häufig als ‚Volkssprachen‘ geringgeschätzt. In nicht-westlichen Grammatiktraditionen (etwa im Raum des Arabischen) befasst man sich daher kaum mit Formen gesprochener Sprache.

## 2 Gesprochene Sprache: Skizze der Forschungsgeschichte

Es ist also nicht verwunderlich, dass *Grammatik* sich von griech. *grámma* ‚Buchstabe‘, aber auch ‚Schrift‘, ‚Buch‘ herleitet und der *grammatikós* jemand ist, der ‚des Lesens und Schreibens kundig‘ ist. Grammatik ist zunächst eine Kunst des Interpretierens und Explizierens von klassischen Texten. Sie verbindet sich aber bereits in der Antike auch mit sprachphilosophischer Reflexion,

---

<sup>2</sup> Zum funktional-pragmatischen Textbegriff: Ehlich 2007 (Bd. 3), Zifonun, Hoffmann & Strecker 1997 (Kap. C3).

etwa bei den Stoikern. Die antike Rhetorik thematisiert unabhängig von der Grammatik schon Strukturen der Mündlichkeit, insofern sie die Redekunst, ihre Gliederungsmittel und ihre Figuren im öffentlichen Raum (Gericht, Volksversammlung) und in der Poetik in eine relevante Systematik bringt, die bis heute wirkmächtig ist. Allerdings bedürfte die Rhetorik einer Interaktion mit linguistischer Sprachanalyse, von der beide Seiten profitieren könnten.

Dante stellt in seinem berühmten Traktat *De vulgari eloquentia* ([1307] 2007) dem scholastischen Latein von Kirche und Wissenschaft die Alltagssprache (*locutio naturalis*) und die Erstsprache (*materna locutio*) entgegen. Während im Humanismus die Wiedergeburt des Menschen durch Rückgang auf die antike Bildung und ihre Sprachen für möglich gehalten wird, sieht er Latein als sekundäre, ja elitäre Sprache (*locutio secundaria*), die artifiziellen, von gelehrten Grammatikern (in den römischen *grammatica* gesetzten) Regeln unterliege und den notwendigen Wandlungsprozessen entzogen werden solle. Die *ideale Sprache* für die poetischen Texte will Dante erst noch kreieren; es bedarf einer Durcharbeitung der Volkssprachen, um zu einer perfekten Sprachform und Sprachgestalt (*forma locutionis*) zu kommen. Der wirkliche Durchbruch der Nationalsprachen kam mit gesellschaftlichen Entwicklungen wie Ausbildung der Öffentlichkeit, Reformation, Ausbau der Verwaltung, und er setzte sich erst etwa 300 Jahre später durch, als dem Lateinunterricht erstsprachlicher Unterricht an die Seite gestellt wurde und mehr Grammatiken der Erstsprachen erschienen.

Eine Fokussierung des Gesprochenen *eo ipso* bleibt aber bis zum 19. Jahrhundert Desiderat. Neben der Geringschätzung der Sprachform war ein Problem, dass eine einfache Möglichkeit der Konservierung und der Bereitstellung für die Analyse bis dahin nicht verfügbar war. Der Kymograph als Gerät zur Aufzeichnung von Wellen wurde 1840, der Phonograph als Schallaufzeichnungsmaschine 1877 erfunden, das Grammophon 1887, das Magnetophon erst 1928. Parallel zur technischen Entwicklung entfaltete sich im 19. Jahrhundert die Phonetik (1888: erste IPA-Lautschrift) bzw. die Lautphysiologie. Mit den Arbeiten von Andreas Schmeller (*Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*, 1821; *Bairisches Wörterbuch*, 1827 ff.) und von Jost Winteler (*Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*, 1876) fiel der Blick auch auf die arealen Varietäten und es entstand die Dialektologie. Bedeutsam sind auch die Arbeiten von Wilhelm Wundt, der Sprache als „Lautgebärde“ den Ausdrucksbewegungen zurechnet und zwischen Sprachlauten und Bedeutungen eine metaphorische Beziehung annimmt (Wundt 1911: 43, 348). de Saussure formuliert in den nachgelassenen Schriften u. a. „daß die Sprache [langue] ‚im Akt‘ des Sprechens [acte de langage] gleichzeitig ihre Anwendung sowie ihre <einzig und stete> Quelle findet“ (de Saussure 2003: 164).

Die großen deutschen Grammatiken (Grimm, Blatz, Paul, Behaghel) folgten der Tradition darin, dass sie kanonisierte Texte zur Grundlage nahmen, sie waren aber breiter angelegt und erfassten deskriptiv auch primär mündliche Phänomene wie Abbruch, Aposiopese, Übergang in eine andere Wortstellung (Anakoluth), Ellipsen und eingliedrige Sätze, Interjektion, Anrede, Imperativ, Partikeln. Einen Meilenstein in der Grammatikforschung stellt das Buch *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung* von Hermann Wunderlich (1894) dar, in dem erstmalig der Fokus auf die Syntax der gesprochenen Sprache gerichtet war. Die Perspektive ist durch den Kontrast zum Geschriebenen bestimmt. Es wird aber, was an einzelnen Beobachtungen in Grammatiken und Stilistik vorlag, in eine erste Systematik überführt. Gegenstand ist die in Texten, vor allem in Bühnenstücken des Realismus und Naturalismus, präsente Form wirklichkeitsnaher Umgangssprache, wie sie sich in Gesprächseröffnungen (Kap. II), „sparsamen Zügen“ (Kap. III), „verschwenderischen Zügen“ und Wandlungsprozessen (Kap. IV) darstellt. „Ersparungen“ werden im Blick auf explizite Schriftsprache, „Verschwendungen“ als vergleichsweise redundante Strukturbesetzungen gesehen. Dabei wird zur Frage, was das ermöglicht, auf parasprachliche Phänomene und Gesten hingewiesen.

Die eigentliche Fortsetzung finden diese grammatischen Arbeiten erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts.

- Die Pragmatik als Handlungstheorie der Sprache gelangt auf den Traditionslinien Bühler – Wunderlich – Ehlich/Rehbein bzw. Wittgenstein – Austin – Searle und in der Entwicklung der Konversationsanalyse (Sacks – Schegloff – Jefferson) auf die Agenda der Linguistik, die damit eine empirische Komponente, die Gesprächs- und Diskursforschung, erhielt. Oft wurde sie als Teilbereich der triadischen Semiotik von Morris eingegliedert, zuständig für Deixis, Implikaturen, Sprechakte; sie war zuständig für Dimension der Äußerungsbedeutung, die sich gegenüber formalen Theorien als widerständig zeigten und erschien dann nicht als Anlass zur Reformulierung von Sprachtheorie und Grammatik;
- Die Textlinguistik tritt Mitte der 1960er Jahre an, die Satzgrenzen zu überschreiten, den Satz als zentrale Einheit durch den Text als Zeichen abzulösen, und griff zugleich pragmatische Impulse auf;
- Hennig Brinkmann legt 1971 eine zweite Auflage seiner – von der Sprachinhaltsforschung und Valenzgrammatik ausgehenden, in erster Auflage 1962 erschienen – Grammatik *Die Deutsche Sprache* vor, in der es einen 180-seitigen 6. Hauptteil gibt, der ein Konzept der „Rede“ (analog zu französisch *discours*) entwickelt, das an die Rhetorik anschließt, aber auch eine eigenständige Weiterentwicklung darstellt. Es geht um „sprachliche Einheiten mündlicher oder schriftlicher Art, die nicht mehr Bestandteil höherer sprachlicher Einheiten sind“ (1971: 723) und die bestimmt werden durch

- a) die außersprachliche „Situation“ mit gemeinsamem Zeigfeld und Beteiligungsrollen, die Demonstrativa, Personalpronomina, Personalformen des Verbs ansprechen – nahe an dem, was in der funktionalen Pragmatik „Konstellation“ (Rehbein 1977) genannt wird,
  - b) die hermeneutisch fundierte Wissenskategorie „Horizont“: das von den Teilnehmern Erinnernte und Erwartete, wofür u. a. sprachliche Modalitäten und Tempora sensitiv sind,
  - c) die Redefolge, in der Satzsequenzen mittels Anaphern (*er, sie, es*), Anschlusswörtern wie *auch* oder Konjunktionen verknüpft sind.
- Brinkmann untersucht in diesem gewichtigen Appendix seiner Grammatik die Rolle einzelner Wortarten im Zusammenhang der Rede, differenziert zwischen linearen und alternierenden Satzfolgen mit wechselnden Gesprächsrollen und Rollenwörtern und er behandelt auch Fragearten mit taktischen Varianten.
- 1982 erscheint schließlich Weinrichs *Textgrammatik der französischen Sprache* (1982), in die eine dialogische Perspektive (Gesprächsrollen, Referenzrollen) eingearbeitet war und 1993 folgt eine *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Die Zeichenbedeutungen sind als Instruktionen an den Hörer aufgefasst, es gibt ein Dialogkapitel, dessen erster Abschnitt stärker auf die Mündlichkeit eingeht und einige authentische Daten enthält. „Primäres Datum“ ist der Text, der Satzbegriff ist aufgegeben; in der deutschen Grammatik bilden das Verb mit seiner Umgebung und die Klammerstruktur die Ausgangsbasis der Beschreibung.

Brinkmanns Werk ist aus heutiger Sicht auch in den grammatischen Analysen ein Meilenstein, wurde aber nicht ausreichend rezipiert – wohl aufgrund der Koinzidenz mit der aufkommenden Pragmatik der sprachanalytischen Tradition; in der Funktionalen Pragmatik fand sein Werk aber durchaus Beachtung.

Die erste Grammatik des Deutschen, die durchgreifend im Rahmen einer Mehrperspektivik (formal und funktional) die pragmatische Unterscheidung zwischen Text und Diskurs herangezogen und die grammatischen Spezifika systematisch und durchgehend aufzeigt hat, ist Zifonun, Hoffmann & Strecker (1997). Ein konsequent funktionaler und praxisorientierter Ansatz mit kontrastiven Elementen liegt mit Hoffmann (<sup>3</sup>2016) vor. Die siebte (wie auch die 8. und 9.) Auflage der Duden-Grammatik hat ähnlich wie Brinkmann dem Kernbereich einen (82-seitigen) Teil über „Gesprochene Sprache“ angehängt, der von Fiehler aus konversationsanalytischer Sicht formuliert, aber leider in die Kerngrammatik nicht integriert ist. Der Satz wird als Grundkategorie der geschriebenen Sprache zugeordnet, der „Gesprächsbeitrag“ ist die Basiseinheit der Grammatik gesprochener Sprache.

In der Entwicklung zeigt sich die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Entscheidung in der Grammatikographie:

- Versteht man auf der Folie von Pragmatik als Sprachtheorie Grammatik als System des sprachlichen Handelns, das auf die Anforderungen unterschiedlicher Konstellationen (Diskurs/Rede, Text, Gebärde etc.) funktional abgestimmt ist, oder
- sieht man das System durch eine Kerngrammatik repräsentiert, der Verwendungskomponenten an die Seite gestellt sind, etwa für die Mündlichkeit; Pragmatik/Interaktionsbezug besetzen vom System gelassene Lücken und behandeln die Einpassung ins Gespräch, tangieren aber nicht das sprach-/grammatiktheoretische Fundament. Phonologie und Intonation bilden eigene System-Module.

### 3 Konzeptualisierungen

Der neue Fokus auf Gesprochenes hat manchmal zu Radikalisierungen geführt, als sei ein eigenes autonomes System entdeckt worden, als habe gesprochene Sprache eine spezifische Grammatik. Dann müssten u. a. auch die Schrift- und die Gebärdensprache ein eigenes System bilden und menschliche Sprachfähigkeit enthielte entsprechend unterschiedliche Teilkompetenzen oder Module; es gäbe eine weitere Dimension grammatischer Mehrsprachigkeit. Grammatik der Schriftlichkeit sei durch ihren Gegenstand (diskrete Schriftzeichen) symbolbestimmt, Grammatik der Mündlichkeit stärker lokal, konstellationsgeprägt, in einem Netzwerk zu modellieren, so schreibt Eisenberg unter Bezug auf den Kognitionspsychologen Scheerer (1993).

Der für die grammatiktheoretische Problemstellung entscheidende Punkt ist, daß geschriebene und insbesondere mit einer Alphabetschrift geschriebene Sprache eher zur Symbolverarbeitung, gesprochene Sprache eher zu einer Netzwerkverarbeitung paßt. (Eisenberg 1995: 25 f.)

Deutlich ist, dass Eisenberg – wie Hennig (2006) – nicht zu einer Dichotomie tendiert, die sprachtheoretisch auch kaum zu begründen wäre. Die Schriftlichkeit ist nicht durch diskrete, eindeutige, formkonstante Einheiten gekennzeichnet, wie sie eine „Symbolgrammatik“ annehmen muss. Die Mündlichkeit ist nicht einfach als holistisch, nicht-kompositional, prozessual, Online-Modalität im Rahmen eines Netzwerks abzusetzen (Ágel 2003). Eine mündliche Äußerung wie (1) enthält eine Konstruktion, die den Hörer unmittelbar durch Übertragung eines Handlungskonzepts in einer Konstellation lenkt, in der der Adressat

konstellativ (der, zu dem gesprochen wird) und daher ohne Verbalisierung bestimmt ist, in einer Form, der man den Satzcharakter absprechen kann.

- (1) Kindergarten (Erzieherin, Kraft & Meng 2009, K1–3)
- a. Jetzt setzt ihr euch bitte ordentlich hin↓
  - b. Legt bitte mal die Hände neben den Teller↓

Die Äußerungen sind mit Gewichtungsakzent auf dem deiktischen Verbteil [hin] bzw. [tɛl] und fallendem Tonmuster (↓) realisiert, schriftlich wäre ein <!> zu setzen. Das fallende Tonmuster kann den Aussagemodus indizieren, aber auch zu den Kennzeichen des Imperativ-, Exklamativ-, Wunsch- oder des Ergänzungsfragemodus gehören. Gewichtet ist der Endpunkt der Bewegung der Hände.

Man kann (b) im Sinne von Freges Kompositionalitätsprinzip bzw. der funktionalen Syntax (Hoffmann 2016) als schrittweise Explikation beschreiben:

- (2) *legen > neben den Teller legen > die Hände neben den Teller legen.*

Die Äußerung enthält im Kern eine verbale Gruppe, die keine Proposition, sondern ein Handlungskonzept ausdrückt, das als solches unmittelbar den konstellativ gegebenen Adressaten zur Realisierung aufgegeben ist, ohne dass eine Zeitspanne, Frequenz etc. angegeben wäre. Die Imperativgruppe ist nicht satzförmig, denn sie enthält keinen kommunikativ aufbereiteten Gedanken, wie es für Sätze charakteristisch ist. Im Entwurf eines Gedankens verbinden sich Gegenstand und Charakteristikum, in der sprachlichen Fassung kommt es zur syntaktischen Prozedur der Synthese, mit der funktionsverschiedene Einheiten (Subjektion und Prädikation) für Zwecke der Übermittlung an andere zusammengefügt werden. Der Gedanke wird zugleich zeitlich verankert, finit gemacht (abgegrenzt) (im Deutschen passiert das mit einer finiten Verbform). Formal tragen Kongruenzprozesse zur Bildung einer Einheit bei. Schließlich wird der Ausdruck mit den Funktionskomplexen „Äußerungsmodus“ und „Gewichtung“ (vgl. Unterkapitel 5) für den Hörer aufbereitet, Merkmale wie Tonmuster und Verbstellung bestimmen den Äußerungsmodus (Einzelheiten: Hoffmann 2016: 569–571). Ohne einen Satzbegriff wäre die Besonderheit der an die Mündlichkeit gebundenen Imperativgruppe nicht fassbar.

*Bitte* und *mal* werden in (1b) als unabhängige Einheiten in eine strukturelle Nische insertiert und nicht-kompositional installiert (Abb. 1.1); der Zweck ist es, den imperativisch lenkenden Eingriff in die Handlungsplanung dadurch abzumildern, dass der Sprecher durch Installation dieser autonomen Einheiten außerhalb des propositionalen Aufbaus den Gegenstand der Bitte als einmalige und weniger bedeutende Aktion markiert und Position und Abstand dem Ad-

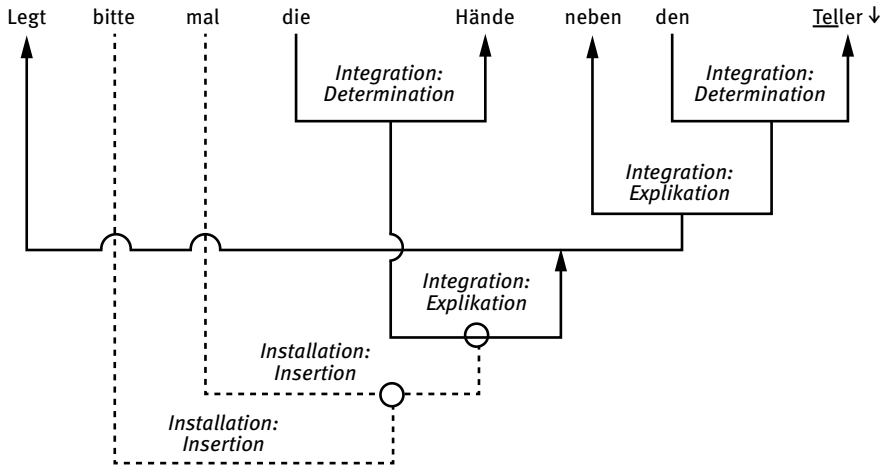


Abb. 1.1: Syntaktischer Aufbau (kompositional (—) und holistisch (- -)).

ressaten gegenüber vermindert, so dass das Befolgen ein nicht geschuldetes Entgegenkommen ist. Eine Bitte kann für einen Vorgesetzten außerhalb seines Weisungsbereichs liegen, wo er auf das Entgegenkommen eines Untergebenen angewiesen ist und zum Mittel lokal begrenzter Selbstdegradierung greift; die Erzieherin kann Anweisungen geben und ist mit dem Gebrauch von *bitte mal* formal höflich. Der Hörer versteht (1) nicht nur über die Kombination von Ausdrücken (Wortformen, Wortgruppen), sondern auch als Konstruktion mit spezifischem Tonmuster, Grenzton, Gewichtungsakzent, Rhythmus, Tempo.

Das de Saussure'sche Linearitätsprinzip entspricht der rezeptiven Aufnahmeabfolge, nicht der (apperzeptiven) Verarbeitungsabfolge, die sich – zeitlich versetzt – an der syntaktischen Hierarchie und holistisch an der Intonation i. w. S. orientiert. Jede Sprache hat ihr eigenes Abbildungsverhältnis zwischen linearer Abfolge, Hierarchie, tonaler Struktur und Verarbeitung. Die Verarbeitung der gesprochenen Sprache unterscheidet sich von der anderer Existenzformen, in denen z. B. der visuell zugängliche Realisationsraum von Gesten oder die Wahrnehmung der Kombinatorik symbolischer Zeichen maßgeblich ist.

Man kann solche Differenzen nicht über eine strikte Opposition Mündlichkeit – Schriftlichkeit erfassen. Koch & Oesterreicher (1994) kreieren eine Vierfelder-Skala und unterscheiden dichotomisch „mediale Mündlichkeit“ von „medialer Schriftlichkeit“ auf der einen und „konzeptionelle Mündlichkeit“ und „konzeptionelle Schriftlichkeit“ auf der anderen Seite. „Konzeptionell“ ließe sich beispielsweise auf die sprachliche Planung beziehen, so dass die strukturalistische Basis überschritten würde. Tatsächlich meinen die Autoren damit „sprach-



liche Variation“ (1994: 587), „Kommunikationssituationen“ (1994: 588), die durch „Nähe“ versus „Distanz“ der Partner, +/- Öffentlichkeit, +/- Vertrautheit, +/- Emotionalität, zu kennzeichnen sind: Merkmalskonfigurationen, die an Weinrichs Grammatiken oder an Hugo Stegers Freiburger Forschungsprojekte zur gesprochenen Sprache erinnern. Das private Gespräch unter Bekannten wäre am Pol Nähe/konzeptionell mündlich einzuordnen, der Kitzelbrief unter der Schulbank oder die Ansichtskarte aus dem Urlaub sind davon etwas weiter entfernt, aber doch in größerem Abstand zum Distanzpol konzeptioneller Schriftlichkeit als der schriftbasierte Vortrag; am Extrempunkt liegt etwa das Gesetz. Termini wie *Umgangssprache* sollen so in ihrer Vagheit ersetzt werden (1994: 587). Die Merkmale werden eingängig, aber doch metaphorisch benannt. Das mündliche Alltagsgespräch unter Bekannten kann „Nähe“ der Beteiligten zeigen, aber auch Streit, emotionale Distanz etc. Chatkommunikation ist nahe am mündlichen Alltagsgespräch. Hier wird keine formbezogene, grammatische Analyse auf begrifflich präziser Ausgangsbasis, die auf die Unterschiede abgestellt ist, geboten. Ebenso fehlt eine systematische funktionale Einbettung. Es werden nur einzelne sprachliche Merkmale angegeben, etwa seien bei kommunikativer Nähe nicht-wohlgeformte Einheiten wie Anakoluthe, in der Distanz elaborierte Hypotaxen, Partizipialkonstruktionen, ausgebaute *consecutio temporum* (im Deutschen nicht unproblematisch) etc. zu erwarten (1994: 590 f.). Wie es dazu kommt, wird nicht erklärt. Außerdem wird auf die Besonderheiten von Existenzformen wie der Gebärdensprache nicht eingegangen. Hintergrund ist, dass Koch & Oesterreicher die Rezeption kaum berücksichtigen, vielmehr ein Produktionsmodell vorlegen. So bleibt für sie der Chat ein Problem: Er kann die Möglichkeiten der Schrift für aktuelle Verständigung nutzen, indem er die fehlende räumliche Präsenz der Teilnehmer kompensiert. Es fehlt die Möglichkeit, den Anderen bei Äußerungsproduktion und -rezeption, Korrektur und Abbruch zu beobachten; sichtbar wird nur das auf dem Server eingegangene Produkt. Die Konstellation des Austauschs kann nur schriftlich eingeführt werden, die Nicht-Sichtbarkeit der Produktion erlaubt Anonymisierung und reduzierte Verantwortlichkeit. Andererseits können mehrere Teilnehmer gleichzeitig die Äußerungen rezipieren und darauf reagieren, anders als im Telefonat. Die analoge Darstellung auf dem Schirm der Anderen erfolgt programmgesteuert, kanalspezifisch und ist – im unmoderierten Chat – geordnet nach der Abfolge der Ankunft. Was jeweils auf den Schirmen mit den Mitteln der Textualität entsteht, erhält *in der Rezeption* diskursive Qualität. Insofern ist Chat eine Form, die funktional in das Diskursfeld übertragen ist, eine paradiskursive Form. Er zielt auf aktuelle Verständigung, nutzt aber Überlieferungsqualitäten und insbesondere die Rezeptionsmöglichkeiten (repetitiv, schleifenförmig) der Schrift.<sup>3</sup>

---

3 Zum Chat grundlegend: Beißwenger 2007, Hoffmann 2004, Storrer 2001.

## 4 Ressourcen der gesprochenen Sprache

Zwischenfazit: Man darf die Existenzformen allein nicht zum Definieren von Sprache oder Sprachformen machen und kann Redeweisen wie „gesprochene Sprache“ nur als Abkürzungen gelten lassen. Die sprachlichen Formen sind an die in einer Konstellation verfügbaren und standardmäßig genutzten *Ressourcen* gebunden. Ein *ressourcenbasierter Ansatz* zeigt auf, welche aktuellen und potentiellen Konstituenten zum Aufbau der sprachlichen Form in der sprachlichen Kommunikation herangezogen werden können und welche Konsequenzen sich mit der Ressourcenallokation verbinden. Kommunikation vollzieht sich in einem gesellschaftlichen Rahmen, einer kommunikativen Welt, in deren soziale und kommunikative Bewegungsformen Kinder hineinwachsen. Kommunikative Welten umfassen ein geteiltes, transindividuelles Wissen, das interaktiv im Medium der Sprache generiert, stabilisiert und fortentwickelt wurde. Dies ist ein Wissen, das kommunikativ als gemeinsam Geltendes abrufbar ist und den Hintergrund sprachlichen Handelns bildet. Wahr sein heißt: Teil des in einer kommunikativen Welt Gewussten zu sein. Gelten heißt: in einer kommunikativen Welt als Norm, als Bewertungsmaßstab akzeptiert zu sein. Gesellschaften sind Netzwerke kommunikativer Welten. Wir nehmen wahr, was andere tun, spiegeln ihre Absichten, ihre Mimik, ihre Bewegungen und Rhythmen, eignen sie an, erschließen die Handlungszwecke und aktualisieren sie neu. Neben die Perzeption des Anderen, der selbst jederzeit zum Handelnden werden kann, tritt die Resonanz des eigenen Sprachhandelns. Die Summe solcher Resonanzen sprachlichen Handelns einer Sprachgemeinschaft macht eine Einzelsprache aus.

Die einsetzbaren Ressourcen beruhen auf den Möglichkeiten menschlicher Rezeption und den typischen Gegebenheiten einer kommunikativen Konstellation. Zu den externen Ressourcen gehören:

- Präsenz adressierbarer, sprachmächtiger Kommunikationspartner;
- Zeit für eine begleitende oder folgende Rezeption;
- die gesellschaftliche Mit-Welt als Produzentin sprachverankerten Wissens und Horizont (z. B. von Argumentationen);
- die materielle Welt der Dinge bzw. Artefakte (zugängliche Umgebung).

Um Zeit und Ort zu überschreiten, sind spezifische Techniken wie etwa das Gedächtnis und die Schrift-, Ton- und Bildaufzeichnung erforderlich; sie beinhalten spezifische Formen der Zeichenkonstitution, der semantischen Generalisierung und Mehrfachadressierung sowie intensive Vorplanung. Die materielle Welt der Dinge ist durch visuelle, auditive und handlungspraktische Erreichbarkeit bestimmt.

Zu den internen Ressourcen der Kommunikationspartner gehören:

- Modi der Wahrnehmung,
- Weltwissen,
- Erfahrungswissen (relevante Lebensepisoden und Erfahrungen),
- Wissen über Normalitäten (Ereignistypen und -abläufe etc.),
- Sprachwissen einschl. Musterwissen,
- Regel- und Normwissen, Bewertungsskalen,
- interaktiv (durch vorauslaufende Interaktion der Kooperationspartner) ausgeprägtes, erinnertes Laufwissen,
- die Möglichkeit, auf der Basis des Gewussten sprachbasiert Vorstellungen aufzubauen, die geteilt werden können.

Für die gesprochene Sprache ist das Laufwissen wichtig, denn die Sprecher sind allein auf den memorierten Verlauf angewiesen, wenn sie auf Gesagtes Bezug nehmen oder Gesagtes anaphorisch bzw. analeptisch fortführen wollen.

Zentrale perzeptive Ressourcen der Mündlichkeit sind:

- die *auditive Wahrnehmung*, die auf der Basis von Vorerfahrungen Geräusche in Sprachlaute und -lautsequenzen, Töne und Pausen und in kommunikative Einheiten (Wortformen, Wortgruppen, Sätze) der Äußerung transformiert; sie ist stets synchron und kann als permanente nicht ausgeschaltet werden, umfasst Fremd- und Eigenwahrnehmung (Resonanz); die abgeleitete Diskursform Telefon ist auf auditive Wahrnehmung beschränkt;
- die *visuelle Wahrnehmung*, die auf der Basis von Vorerfahrungen Partner, ihre Mimik und ihre Gebärden, und natürliche oder artifizielle Objekte als konturierte Größen der Konstellation erkennen lässt. Wahrgenommene Objekte auf der Basis gemeinsamer Orientierung der Handelnden bilden elementare Redegegenstände, die visuell und sprachlich fokussiert werden können. Es können auch Zeichen auf einer visuellen Fläche (Namensschild, Plakat, Beschriftung, Bildschirm etc.) in ein Gespräch eingehen. Gesten im Raum können als eigene Einheiten (Gebärdensprache), kompensatorisch, komplementär oder suppletiv zu gesprochenen Einheiten verstanden werden.

Das Gesagte muss auf der Basis einmaligen Hörens und lokaler Orientierung verstanden werden. Dadurch wird das aktuelle Gedächtnis, das Laufwissen, besonders beansprucht. Im geschriebenen Text können Leser sich beliebig vor- und zurückbewegen, graphische Orientierungsmarken (Seite, Absatz etc.) nutzen, um Textstellen zu verketten.

Der sprachliche Austausch setzt an bei Konstellationen<sup>4</sup>, die für die Teilnehmenden einen Handlungsraum bilden, in dem sie ihre Zwecke im Medium der Sprache realisieren können.

## 5 Grammatische Mittel in der Konstellation der Mündlichkeit

Zu den konstellativen Sprachformen gehört das Gespräch: die diskursive Sprache in einer Konstellation, die auf lokale Verständigung hier und jetzt angelegt und in einem sequenziellen Muster sprachlichen Handelns verortet ist. Genutzt werden alle verfügbaren Ressourcen. Die entstehende Sprecher-Hörer-Kooperation kann als lokaler Kooperationskontrakt verstanden werden, als wechselseitige Verpflichtung auf produktive und rezeptive Beiträge zum Gelingen von Verständigung.

Merkmale der mündlichen konstellativen Sprachform sind:

- Geteilte Wahrnehmung und Orientierung auf jeweils zugängliche Größen sind unmittelbar zu nutzen (basale Rolle raumorientierter Deixis);
- Sprecher als Urheber von Äußerungen sind für Hörer nicht zweifelhaft und beim Äußern zu beobachten, Hörer können ihre sprecherspezifischen Erwartungen und Annahmen in den Verstehensprozess einbringen; die Sprecher selbst erfahren Äußerungsresonanz, mit der sie sich im Kommunikationsraum wie in der kommunikativen Welt verorten können;
- Hörer als Adressaten der Äußerungen sind anwesend und in der Regel im Orientierungsraum, Sprecher können sie adressieren und hörerbezoogene Erwartungen und Annahmen ausbilden;
- Adressierte Hörer versuchen nahezu synchron, Artikulation und Gesagtes sowie die zugrundeliegenden Pläne nachzuvollziehen oder diskursiv zu komplettieren und im Rahmen einer sprachlichen Form und auf einer spezifischen Verstehensfolie aus dem Bedeutungspotential des Gesagten den kommunikativen Sinn zu erschließen;
- Planung wie Verstehensprozesse sind in kommunikativer Kooperation kurzschrittig und sequenziell sowie auf jederzeit mögliche Revisionen zur Verstehenssicherung orientiert (manifest etwa an Interjektionen, Anakoluthen, Routinen (fertige Pläne), parataktischer Organisation);
- Intonation und Akzentuierung als stimmliche Realisationen profilieren Äußerungsketten für das Online-Verstehen und bilden als syntaktische Mittel

---

<sup>4</sup> Zur Konstellation: Rehbein 1977: 265.

eine gewichtete Äußerungsstruktur, die den Nachvollzug auch vereinfachter, unvollständiger, fehlerhafter Äußerungen ermöglicht.

Genutzt wird, was in der Gesprächskonstellation gegeben ist. Das ist die menschliche Stimme als Identitätscharakteristikum in Verbindung mit nonverbalen Mitteln – oder ersetzt durch sie. Für die Kommunikation werden Lauteinheiten gebildet, die als Formen von Wörtern zu verstehen sind, insofern sie prototypischen Realisationen eines Sprachsystems mehr oder minder entsprechen. Diese Wörter werden in spezifischer Weise intoniert, sie haben im Deutschen höchstens eine Hauptakzentstelle (erste schwere Silbe bei heimischen Wörtern). Der Akzent unterstützt das Wortverstehen und die Zuordnung einer geeigneten Bedeutung. Ausdrücke, die außerhalb des propositionalen Aufbaus liegen oder primär syntaktisch gefordert sind (Abtönungspartikeln, *es*, Reflexiva) erhalten keinen Wortakzent, das gilt auch für das Indefinitum *man*, das prädikative Generalisierung nur anzeigt.

Interjektionen liegen an der Peripherie des Wortartensystems. Sie zeigen in der Form sonst unübliche Lautkombinationen und bilden Formvarianten durch Töne (*nà, nà', nā, nā', ná', nã, nanà*, vgl. Zifonun, Hoffmann & Strecker 1997: 398). Syntaktisch bilden sie Äußerungsinselformen, können an Sätze allenfalls im Introfeld oder (teilweise) im Retrofeld angebunden werden. Sie nutzen nicht nur markierte Formkombinationen, sondern haben spezifische Lenkungsfunktionen (expeditives Feld), die zur unmittelbaren Partnersteuerung, auch aus der Hörerposition, genutzt werden können. Sie sind genuine Mittel der direkten Gesprächskoordination bis hin zum Eingriff in die Sprecherplanung und des Ausdrucks von Befindlichkeit. Vergleichbare Merkmale haben auch die autonomen Responsive.

In der Schrift ist die Worteinheit bei komplexen oder einfachen Wörtern durch den Rahmen von Spatien sichtbar. Der kompositionale Aufbau von Wörtern, die areal-soziale Zugehörigkeit der Sprecher und die Wortherkunft sind – wenn überhaupt – nur in der Mündlichkeit (partiell) markiert.

Die lokal-sequenzielle Verständigung im Gespräch als Bewegung im Wissen wird durch den Funktionskomplex „Gewichtung“ in besonderer Weise gestützt. Dem Hörer wird ermöglicht, den Wissensaufbau unmittelbar und differenziert aufzunehmen, indem die Aufmerksamkeit auf das gelegt wird, was der Sprecher als vordergründig relevant, neu oder von Adressatenannahmen oder Vorgängeräußerungen abweichend sieht. Die Hervorhebung von einfachen oder komplexen Funktionseinheiten geschieht vor einem als bekannt/thematisch oder unproblematisch unterstellten Hintergrund. Die Akzentuierung als Mittel des Gewichtens kompensiert in gewisser Hinsicht das Problem der Flüchtigkeit des Gesprochenen. Sie wird eingesetzt um einen Trägerausdruck

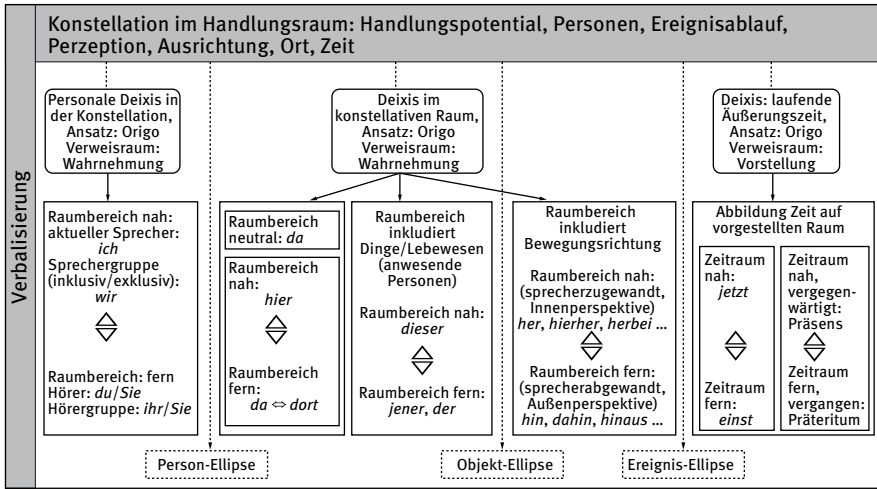
(exklusiv oder stellvertretend für seine Umgebung, die Hervorhebungsdomäne) als besonders verarbeitungsrelevant zu markieren. Flankierende Mittel sind erhöhte Lautstärke, reduziertes Tempo und Relevanzpause. Die Schrift hat mit Unterstreichung, Kursivierung etc. nur bescheidene Ausgleichsmöglichkeiten. Sie muss sich auf das Mittel der linearen Abfolge (eine andere als die erwartete Abfolge (Vorziehen, Aufschieben) führt beispielsweise zum Spannungsaufbau) sowie ein Zusammenspiel zwischen lexikalischen Mitteln (Grad- und Negationspartikeln, gewisse Konjunkturen wie Subjunkturen) und Abfolge verlassen.

Mit dem Gewichtungsakzent können kompositional Hervorhebungsdomänen, etwa auf der Ebene einer Phrase, einer Verbgruppe, eines Satzes, einer Koordination gebildet werden, es kann auch die Wahrheit des Gesagten (Akzent auf dem Vollverb) hervorgehoben werden. Dabei spielen Abfolge und Akzent zusammen, z. B. erhält das letzte Nomen einer Nominalgruppe den kompositionalen Akzent usw.: *Er [liest [das Buch von Juli Zeh]]* (Details: Hoffmann 2016: 506). Der Gewichtungsakzent auf einem Kopfausdruck markiert zugleich die Einheit und den Umfang einer Wortgruppe aus Kopf und Integrierten.

Ein Funktionskomplex aus zwei oder drei Typen sprachlicher Mittel ist charakteristisch für die Mündlichkeit und erfüllt den funktionalen Zweck einer präzisen Lenkung des Adressaten auf das für ihn Wichtige der Äußerung recht gut.

Die Besonderheit des Gesprächs und damit die Spezifik seiner Grammatik liegt im auditiv und visuell zugänglichen, geteilten Wahrnehmungsraum. Darin befinden sich identifizierbar die Personen, die aktuell sprechen, die Personen, die adressiert zuhören sowie weitere Personen, die zuhören. Außerdem gehören dazu zugängliche natürliche Objekte und Artefakte sowie ihre Konfigurationen (z. B. ein Landschaftspanorama), ferner ablaufende Ereignisse. Nicht wahrnehmbar ist alles Abstrakte (generelle Kategorien, Zeit, Vorstellungen und Wissensprozesse, Eigenschaften und Dispositionen, Beziehungen, Stoffe und Substanzen, Arten und Gattungen), das zur Konkretion i. S. Hegels erst im Durchlauf durch die Bestimmungen vielfältiger Wirklichkeit gelangen kann und damit vermittelbar wird. Auch darüber ist ein Wissen ausgebildet, darüber lässt sich – in besonderen Ausdrucksformen – sprechen. Mit Ereignissen ist eine Veränderung in der Zeit (ein Vorher, ein Änderungsintervall und ein Nachher) verbunden. Das dem eigenen Handeln und Äußern jeweils parallele Zeitintervall ist als Äußerungszeit (*jetzt*) erfassbar, die in ihren Grenzen nicht genau bestimmt werden kann. Alle deiktischen Ausdrücke verweisen nicht metrisch, sondern verlangen lokale Synchronisationsleistungen der Hörer auf Basis einer Synchronisierung mit dem Sprecherstandort. Auf diese Weise macht sich sprachliches Zeigen an den konstellativen Gegebenheiten fest und vermag zentrale Elemente des Gesprächsraums als unmittelbare Wirklichkeit zu erfassen.

Die „Origo“ (Bühler [1934] 1965) ist die basale territoriale Orientierung des Sprechers und sie kann vom Hörer durch Synchronisation mit seinen sprach-



**Abb. 1.2:** Konstellation und Verbalisierung.

lichen Zeigegeesten und seiner Orientierungsausrichtung nachvollzogen werden. Die Raumwahrnehmung bildet sich aber in der Deixis nicht einfach in der Relation < Sprecher > – < Objekt/Person im Raum > ab; die sprachlichen Ausdrücke haben Feldcharakter und spannen Dimensionen wie Nähe – Ferne (Deutsch) oder Nähe – mittlere Distanz – Ferne (Türkisch) auf, so dass der Wahrnehmungsraum eine sprachliche Prägung erfährt. Das sehr einfache System des Deutschen unterscheidet Nähe (*ich, dieser, hier, jetzt*) von Ferne (*du/Sie, der/jener, da/dort, einst*). Verstehbar sind Verwendungen dieser Deixis nicht als Auslöser unmittelbarer Wahrnehmung, sondern durch eine Bewusstwerdung und differenzierte Wissensverarbeitung, durch „Apperzeption“ (Leibniz).<sup>5</sup>

Die deiktischen Ausdrücke bilden den einzigen direkten Zugang der Sprache zur Wirklichkeit. Die Grammatik des Gesprochenen nutzt die Gegebenheiten der Konstellation im Diskurs unmittelbar und versprachlicht im Rahmen einer Feldorientierung ihre zentralen Konstituenten (Abb. 1.2).

Der Sprecher selbst ist, solange er spricht, wie der Hörer, solange er zuhört, gegeben; im Deutschen sind personale Ellipsen möglich, wenn die Äußerung unmittelbar am Einsatzpunkt an konstellative Elementen angeschlossen und das Vorfeld der Äußerung somit nicht besetzt ist (personale Ellipse<sup>6</sup> im Vorfeld, Subjektion).

<sup>5</sup> Theoretisches dazu in Hoffmann 2011, ferner in Hoffmann 2016.

<sup>6</sup> Ellipsen sind nicht als ‚Weglassungen‘ etc. zu begreifen, sondern als konstellative Formulierungsverfahren (Hoffmann 1999). Im Wissen Präsentes wird nicht versprachlicht, gleichwohl

## (3) Horstmann (1985: 1f.)

Nee jetzt letzte Nacht/ [ ] Bin mitten in der Nacht aufgewacht↓  
 [Sprecher-Ellipse (Vorfeld), realisiert: Prädikation mit personaldeiktischer Form von *sein*]

Im Beispiel (3) ist der erste Ansatz an die vorausgehende Äußerung des Arztes angeschlossen, geht von der Zurückweisung einer Annahme über die Äußerungszeit zu „letzte Nacht“ über; dann wird dieser Ansatz verworfen und die Äußerung im Rahmen einer Retraktion (Anakoluth) neu gestartet, und zwar bei der eigenen Person, die nicht deiktisch versprachlicht ist, aber durch die deiktische Personalform des Verbs (*bin*) gegeben ist; Zweck ist eine Präzisierung. Die doppelte Subjektion des Deutschen wird damit reduziert. Nach einer alternativen (z. B. temporalen) Rahmensetzung im Vorfeld der Äußerung ist das grammatisch nicht mehr möglich, auch wenn die Verbform eine deiktische Personalendung zeigt:

## (4) \*Morgen gehe [ ] zum Arzt↓

[Sprecher-Ellipse (Mittelfeld, Anfang)]

Möglich ist auch eine Hörerellipse, besonders im süddeutschen Raum:

## (5) Datenbank für Gesprochenes Deutsch (DGD) FOLK\_E\_00101\_SE\_01\_T\_01, retranskr.

... bis zur Mitte von dem Schornsteinbild h also [ ] bist jetzt ziemlich weit unter dem Schornsteinbild aber (0.87)  
 [Hörer-Ellipse (Vorfeld), realisiert: personaldeiktische Form *sein*]

Im Modus der Entscheidungsfrage ist eine Hörer-Ellipse auch am Anfang des Mittelfelds möglich, das Vorfeld ist dann von der Verbform besetzt:

## (6) Redder (1982: 13)

Zeigst [ ] es mal bitte  
 [Hörerellipse (Mittelfeld, Anfang Subjektion, realisiert: Prädikation, personaldeiktische Endung)]

Was in der Äußerung relevant ist, muss stets realisiert werden (Markierung durch kompositionalen oder lokalen Akzent).

---

kann der komplette Gedanke verstanden werden. Oft kann man keine Explizitform grammatisch begründet angeben.



Eine Ellipse in Texten setzt eine interaktive Prägung voraus, wir finden sie etwa in Briefen oder Kurzmitteilungen:

## (7) Brecht (1981: 339)

Liebe Helli,

[ ] bekomme eben Deinen Brief aus Prag

[Vorfeldellipse, realisiert: Prädikation, personaldeiktische Endung]

Eine Objekt-Ellipse kann realisiert werden, wenn die Gesprächsteilnehmer auf einen gegebenen Gegenstand orientiert sind, u. U. nach einer Zeigegeste des Sprechers. Das Finitum muss nicht ausgedrückt sein, solange die Prädikation und der Bezug auf synchrone Geltung deutlich sind (*gut gemacht*):

## (8) (Sprecher zeigt auf ein Buch:)

[ ] Ist sehr gut geschrieben↓

[Vorfeldellipse, realisiert: Prädikation]

Auch ein Ereignis im geteilten Orientierungsraum muss nicht verbalisiert werden (Ereignis-Ellipse):

## (9) Redder (1982: 59)

[ ] Ist ja en Wahnsinn

Bühler hat, nachdem er die klassischen Ellipsenannahmen wie die Ableitbarkeit aus einer Explizitform kritisiert hat, den Typ der „empraktischen Ellipse“ mit Beispielen wie *einen Schwarzen*↓, als Bestellung im Café, eingeführt.

Die empraktische Ellipse ordnen wir dem Funktionskomplex „Handlungsmuster: Handlungsanschluss“ zu. Funktionskomplexe sind Bündelungen sprachlicher Mittel unterschiedlicher Art mit je eigener Funktionalität zu einem funktional geschlossenen Ganzen. Der Funktionskomplex ist formal vielschichtig, seine Funktion lässt sich nicht aus der Funktion eines seiner Teile herleiten, sondern kommt dem prozeduralen Ensemble insgesamt zu. Abb. 1.3 zeigt Funktionskomplexe und die zugehörigen sprachlichen Mittel der Mündlichkeit.

Mit jeder in einem Muster initiierten sprachlichen Handlung sind praktische Dimensionen gegeben, die holistisch durch eine explizite Äußerung aktualisiert werden können. Sie können, wenn der Punkt der Handlung von den Handelnden geteilt wird, versprachlicht werden, so dass sich eine Pointierung der Handlung ergibt. Wenn die Erwartung besteht, dass ein Direktiv einen Wettlauf startet und alle Teilnehmer darauf fokussiert sind, genügt es, *Los*↓ zu äußern. Wenn eine angesetzte Handlung unterbunden werden soll, reicht ein



**Abb. 1.3:** Funktionskomplexe und sprachliche Mittel der Mündlichkeit.

*Nicht*↓, als Bestellung *Pommes Rot-Weiß*↓. Der Ort einer Handlung kann mit *hier*↓, die Richtung einer Bewegung mit *hierher*↓ sprachlich minimal gezeigt werden, die Realisierungsweise mit *la:ngsam*↓, das betroffene Objekt mit *den Brief*↓, *das Skalpell*↓ etc.

Assertive realisieren ihren Zweck, wenn die relevante Information übermittelt ist. Meist steckt sie in der Prädikation, die dann mündlich ganz oder relevanzbeschränkt verbalisiert werden kann. So müssen Sachverhaltselemente im gemeinsamen Fokus nicht verbalisiert werden: *Drin*↓ kann so viel bedeuten wie *der Ball ist im Tor*↓, ohne dass der Ausdruck auf diese oder eine andere Explizitform zurückzuführen wäre. Die Grundbedeutung ist, dass ein X, auf das die Interaktanten fokussiert sind, sich in einem containerförmigen Objekt befindet. Kommunikativer Sinn kann im Fall eines Fußballspiels ein Tor sein (,Der Ball ist im Tor'), in einem anderen der Zugang zum Internet-Datenstrom. Eine geplante Handlung kann in einer Frage unter modalen Vorbehalt gestellt werden: *Soll ich*↑. Relevant ist hier, ob in der Planung ein externes Sollen oder Nicht-Sollen zu berücksichtigen ist. In einem expressiven Modus genügt es, den eigenen Zustand mit *völlig fertig*↓ – ganz ohne Subjektion – zu charakterisieren, wenn die Interpretation der Situation es erlaubt, die Prädikation dem Sprecherzustand zuzuordnen; ein einfaches *fertig*↓ könnte auch die Beendigung einer laufenden Handlungskette bezeichnen. Die Äußerungszeit des Gesprächs ist immer dann gemeint, wenn keine andere Zeitspanne verbalisiert ist (Präsens dient der Vergegenwärtigung). Es werden also allein relevante Dimensionen einer Handlung, auf die Sprecher und Hörer orientiert sind, versprachlicht.

Der Sprecher orientiert sich stets am Äußerungszweck – er will sagen, was zu sagen ist, so dass es verstanden wird – und daher an möglichen Unterbrechungen durch andere. Er muss sein Rederecht und die Aufmerksamkeit der Hörer behaupten, solange nicht alles Relevante gesagt ist. Das Gesagte muss in strikter Linearität, eins nach dem anderen, formuliert werden, die Möglichkeiten von Reparatur und Retraktion sind strukturell eingeschränkt.

Der Signifikant, der auditiver Natur ist, entfaltet sich ausschließlich in der Zeit und hat die Eigenschaften, die ihm die Zeit mitgibt: a) *Er stellt eine Dauer dar*, und b) *diese Dauer ist in einer eigenen Dimension messbar*: Sie ist eine Linie. (de Saussure 2013: 175)

Diese Linearität der Mündlichkeit führt zur besonderen Gestalt von Reparaturen, speziell den Retraktionen, die zu den Anakoluthen gehören (Hoffmann 1991, 2016: 64; Zifonun, Hoffmann & Strecker 1997: C4.4). Reparaturen sind nur im Fortgang der linearen Realisierung möglich, die auch anadeiktische Reorientierungen trägt ( $x \dots y > \text{dieser} \dots \text{jener, der} \dots \text{die}$ ). Das Reparans muss linear auf das Reparandum folgen, das außer Kraft zu setzen ist. Daher ist eine Markierung des Übergangs zwischen Reparandum und dem sich anschließenden Reparans (ein Zwischenbereich ist nicht möglich) wichtig. Diese Markierung kann geschehen:

- durch die erneute Besetzung von bereits gefüllten Positionen, z. B. durch ein zweites finites Verb (mit eventuell anderen Komplementen); Hintergrund ist das Prinzip: Jede syntaktische Strukturstelle ist nur einmal zu besetzen, wenn nicht koordiniert wird;
- dadurch, dass von einem bestimmten Punkt an die Fortsetzung einen syntaktischen und/oder semantischen Bruch im Gestaltaufbau bedeutet, was für den entsprechenden Äußerungsteil die Annahme, dass es Teil eines Reparans ist, erlaubt;
- indem ein Abbruch phonetisch und morphologisch erkennbar wird und damit ein regressiver Planwechsel (z. B. für die Wortwahl, die Besetzung einer Wortgruppe oder eine Folge von Gruppen);
- als Kennzeichnung der Übergangsstelle (Pause, Interjektion wie *äh*, *hm*, *öh*, *nā*, Ausdrücke wie *also*, *nein*, *oder*, *Moment*, *wie heißt das gleich*),
- durch einen Akzent im Anfangsteil des Reparandums bei progredientem Tonverlauf.

Oft fehlen explizite Indikatoren. Der Hörer muss auf der Folie des erschlossenen Sprecherplans den Gestaltaufbau kontrollieren und Abweichungen identifizieren, ggf. dann die lineare Kette auf der Suche nach dem Übergangspunkt rückwärts gehen, bis ein möglicher Ansatz eines Reparans erkennbar ist. Eine ganze Passage bis zum Äußerungsbeginn kann als Reparandum gelten, aber

auch nur die aktuelle Wortform (Versprecher) oder Wortgruppen einschließlich Infinitivgruppe oder Verbkomplex, so dass deren linke Grenze aufgesucht werden und die erschlossene Einheit durch das Reparandum ersetzt werden muss.

- (10) Strafverhandlung<sup>7</sup> (F1, Zeuge) [Reparans mit Durchstreichung markiert]  
 Ich ~~kenn mich da überhaupt gar nich/~~ mit den Räumlichkeiten kenn ich mich gar nich genau aus↓ [Rückgang bis zum Äußerungsbeginn und Ersetzung, zunächst kein Indikator („mit den Räumlichkeiten“ könnte als Fortsetzung dienen) bis zur Doppelbesetzung „kenn ...“]
- (11) Horstmann (1985: 22)  
 äh diese Medikamente ~~die • machen/~~ die verändern die Atmung und das Sprechen etwas↓  
 [Rückgang zum Anfang des Relativsatzes, der ersetzt wird, kein Indikator außer der Doppelbesetzung]
- (12) Strafverhandlung (F. 1, Zeuge)  
 Bei der ersten Vernehmung→ das muss ich dazusagen→ hatt ich ~~den Herrn Ma/~~ den Herr Lang noch gebeten→ mich als Zeugen nich zu benennen und ... [Rückgang bis zu nächsten linken Wortgruppengrenze, kein Indikator außer doppeltem Akkusativobjekt]

Bildet eine weiter zurückliegende Wortgruppe oder ein Teil von ihr den Ansatz des Reparandums, so dass auf dem Weg über die Kette mehrere Wortgruppengrenzen zu überschreiten sind, so wird der ganze Abschnitt bis zur linken Grenze der am weitesten zurückliegenden Wortgruppe erfasst und ersetzt. Dabei kann aber auch ein Element des Reparandums im Reparans weggelassen werden.

Mit einem *Umstieg* in der sprachlichen Planung werden ebenfalls die syntaktischen Fortsetzungserwartungen verletzt:

- (13) Strafverhandlung (F.4, Angeklagter)  
 Und es ist mir auch von einigen/ äh Arbeitgebern zugesacht worden→ dass ich dort eventuell Arbeit bekommen kann wenn/äh diese Sache abgeschlossen is und man weiß→ was kommt noch auf mich zu↓  
 [Übergang zur Verbzweitstellung]

Ein Umstieg auf die Zweitstellung des Verbs findet sich systematisch seit gut 100 Jahren in nachgestellten adverbialen Nebensätzen mit *weil*, *obschon*, *ob-*

---

<sup>7</sup> Die Gerichtsbeispiele entstammen einem eigenen Korpus von Transkriptionen von Strafverhandlungen am Amtsgericht; sie sind aus rechtlichen Gründen nicht allgemein zugänglich.

*wohl, trotzdem, während.* Durch die Herausstellung und Separierung (Anbindung im Introfeld) des Subjunktors ergibt sich eine für die Gewichtung und einen kohärenten Anschluss nutzbare Vorfeldposition. Zugleich erhält der nunmehr lose angeschlossene Satz Äußerungscharakter, realisiert eine eigene Illokution.

- (14) Strafverhandlung (F.13.136.1895, Zeuge)

da hab ich also gesehn→ dass er geschlagen worden is→ und äh/ später dann/ auch noch öfter, ne, ●● weil aus dem Polizeiwagen / is er wieder ausgestiegen

## 6 Schluss

Die Annahme eines eigenen grammatischen Systems der gesprochenen Sprache lässt sich nicht begründen. Sie ist zu verstehen vor dem historischen Hintergrund, dass Grammatiken traditionell schriftbasiert waren, es fast alle auch heute noch sind, und dem eine radikale Alternative entgegengesetzt werden sollte. Es gäbe dann wenigstens zwei grammatische Systeme, allerdings mit großen Überschneidungen. Tatsächlich ist der Einsatz grammatischer Mittel sensitiv für Konstellationen und die Besonderheiten sind aus Bedingungen des sprachlichen Handelns heraus zu erklären. Die Spezifika der Grammatik der gesprochenen Sprache gehen auf die diskursive Konstellation und die Inanspruchnahme ihrer Ressourcen zurück. In der textuell-schriftlichen Konstellation sind die Bedingungen andere und auch hier finden sich spezifische Verwendungsweisen sprachlicher Mittel. Für jede Diskurs- und für jede Textform gelten besondere Bedingungen, die sich grammatisch niederschlagen können. Insofern muss eine Grammatik, die allein auf schriftsprachlichen Daten basiert, als sehr eingeschränkt und nicht zeitgemäß betrachtet werden. Das gilt schon, wenn sie das sprachliche Mittel der Intonation ausblendet. Die Grammatik des geschriebenen Textes macht ihrerseits Gebrauch von spezifischen Ressourcen, etwa der ausgedehnten Sehfläche eines Buches, auf der deiktische Orientierungen möglich sind. Zu nennen sind die „Textdeixis“, die den „Textraum“ als Verweisraum in Anspruch nimmt (Ehlich 2007; zum Strukturausbau auf deiktischer Basis Redder 2010), die Textellipse (etwa in Überschriften und Schlagzeilen) etc.

Die diskursive Verständigung muss lokal und im Ablauf der zur Verfügung stehenden Zeit mit den anwesenden Adressaten und den wahrnehmbaren Objekten und Raumdimensionen gelingen. Die Differenzen zwischen der Inanspruch-

nahme der jeweiligen Ressourcen und den Rezeptionsweisen bilden die Basis für die grammatischen Unterschiede zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit.

## Literatur

- Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In Anja Lobenstein-Reichmann & Oskar Reichmann (Hrsg.), *Neue historische Grammatiken*, 1–46. Tübingen: Niemeyer.
- Alighieri, Dante ([1307] 2007): *De vulgari eloquentia*. Mit der italienischen Übersetzung von Gian Giorgio Trissino (1529). Stuttgart: ibidem.
- Beißwenger, Michael (2007): *Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Brecht, Bertolt (1981): *Briefe. Herausgegeben und kommentiert von Günter Glaser*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brinkmann, Hennig (²1971): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf: Schwann.
- Bühler, Karl ([1934] 1965): *Sprachtheorie*. Stuttgart: Gustav Fischer.
- Dudenredaktion (Hrsg.) (²2016): *Duden. Die Grammatik*. Mannheim: Dudenverlag.
- Ehlich, Konrad (2007): *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 1–3. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eisenberg, Peter (1995): Grammatik der geschriebenen Sprache als Symbolgrammatik. In Vilmos Ágel & Rita Brdar-Szabo (Hrsg.), *Grammatik und deutsche Grammatiken*, 23–38. Tübingen: Niemeyer.
- Hennig, Mathilde (2006): *Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis*. Kassel: University Press.
- Hoffmann, Ludger (1991): Anakoluth und sprachliches Wissen. In *Deutsche Sprache* 2, 97–120.
- Hoffmann, Ludger (1999): Ellipse und Analepse. In Jochen Rehbein & Angelika Redder (Hrsg.), *Grammatik und mentale Prozesse*, 69–91. Tübingen: Stauffenburg.
- Hoffmann, Ludger (2004): Chat und Thema. *OBST* 68, 103–123.
- Hoffmann, Ludger (2011): Kommunikative Welten: das Potenzial menschlicher Sprache. In Ludger Hoffmann, Kerstin Leimbrink & Uta Quasthoff (Hrsg.), *Die Matrix der menschlichen Entwicklung*, 165–210. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hoffmann, Ludger (³2016): *Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache*. Berlin: Erich Schmidt.
- Horstmann, Ursula (1985): *Kommunikation in der Arzt-Praxis*. Staatsarbeit: Universität Münster.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In Hartmut Günther & Otto Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, HSK 10.1. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kermani, Navid (⁵2015): *Gott ist schön: Das ästhetische Erleben des Koran*. München: Beck.
- Kraft, Barbara & Katharina Meng (2009): *Gespräche im Kindergarten*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Pāṇini (2001): *Pāṇini's Grammatik. Herausgegeben, übersetzt, erläutert und mit Indices versehen von Otto Böhtlingk. Abt. I & II*. Delhi: Motilal Banarsidass Publishers.
- Redder, Angelika (1982): *Schulstunden I*. Transkripte. Tübingen: Narr.

- Redder, Angelika (2010): Grammatik und sprachliches Handeln I–III. In Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hrsg.), *Grammatik und sprachliches Handeln. Akten des 36. Linguisten-Seminars, Hayama 2008*, 9–69. München: iudicium.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln*. Stuttgart: Metzler.
- Saussure, Ferdinand de (2003): *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Saussure, Ferdinand de (2013): *Cours de linguistique générale. Zweisprachige Ausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Kommentar von Peter Wunderli*. Tübingen: Narr.
- Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In Jürgen Baumann, Hartmut Günther & Ulrich Knoop (Hrsg.), *Homo scribens: Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung*, 141–176. Tübingen: Niemeyer.
- Schmeller, Johann Andreas (<sup>6</sup>2002): *Bairisches Wörterbuch*. München: Oldenbourg.
- Schmeller, Johann Andreas (1821): *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*. München: Thienemann.
- Storrer, Angelika (2001): Sprachliche Besonderheiten getippter Gespräche: Sprecherwechsel und sprachliches Zeigen in der Chat-Kommunikation. In Beißwenger, Michael (Hrsg.): *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität und Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation*, 3–24. Stuttgart: ibidem.
- Weinrich, Harald (1982): *Textgrammatik der französischen Sprache*. Stuttgart: Klett.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim: Dudenverlag.
- Winteler, Jost (1876): *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt*. Leipzig, Heidelberg: Winter.
- Wunderlich, Hermann (1894): *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung*. Weimar, Berlin: Felber.
- Wundt, Wilhelm (<sup>3</sup>1911): *Völkerpsychologie. Erster Band. Die Sprache*. Leipzig: Engelmann.
- Zifonun, Gisela, Ludger Hoffmann & Bruno Strecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.

## Anhang: Transkriptionszeichen

<u>xyz</u>	Gewichtungsakzent (unterstrichene Silbe)
↓	fallendes Grenztonmuster
↑	steigendes Grenztonmuster
→	progredientes Tonmuster
nà, ná ...	Tonverlauf auf Interjektionen
na'	abrupter Stop
••	kurze Pause (weniger als 0.5 Sek.)
(0.87)	gemessene Pause
/	Abbruch
xyz	Reparandum

Susanne Günthner

## 2 Routinisierte Muster in der Interaktion

Verfestigte prosodische Gestalten, grammatische Konstruktionen und kommunikative Gattungen bei der Konstruktion sozialer Handlungen

Die Verlässlichkeit des sprachlichen Handelns ohne ständige explizite Begründung funktioniert auf der Annahme der Realität und Gültigkeit geteilter Handlungsmuster. Es sind das die – auch sprachlichen – Muster, in die wir hineinwachsen.

(Eichinger 2016: X)

**Abstract:** Gesprächsanalytische, wissenssoziologische wie auch anthropologische Analysen von Alltagsgesprächen zeigen immer wieder, dass mündliche Kommunikation keineswegs unstrukturiert und formlos ist: In allen bekannten Sprachen und Kulturen verfügen Interagierende über verfestigte kommunikative Muster, auf die sie bei der Ausführung kommunikativer Handlungen zurückgreifen.

Im vorliegenden Beitrag werden Musterhaftigkeiten auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen (von der Prosodie und Syntax bis hin zu komplexen Gattungen) präsentiert und dabei wird skizziert, wie diese verfestigten Verfahren zur kommunikativen Konstruktion sozialer Handlungen beitragen. Ferner wird verdeutlicht, dass – obgleich sich Interagierende an routinisierten Vorgaben orientieren – diese stets eine aufs Neue herzustellende emergente und kontextkontingente Leistung im Prozess der Interaktion darstellen: Die (Re-)Aktualisierung routinisierter Muster geschieht in enger Verbindung mit konkreten kommunikativen Handlungen, sequenziellen Aspekten sowie kontextuellen Faktoren des Hier-und-Jetzt des Interaktionsprozesses.

**Keywords:** grammatische Konstruktionen, kommunikative Gattungen, Prosodie, routinisierte Muster, Verfestigung(en)

---

**Anmerkung:** Ich danke Arnulf Deppermann und Silke Reineke für ihre Kommentare.

---

**Susanne Günthner**, WWU Münster, Germanistisches Institut/Sprachwissenschaft, Schlossplatz 34, D-48143 Münster, E-Mail: susanne.guenthner@uni-muenster.de



# 1 Einleitung

Gesprächsanalytische, wissenssoziologische wie auch anthropologische Analysen von Alltagsgesprächen zeigen immer wieder, dass mündliche Kommunikation keineswegs unstrukturiert und formlos ist: In allen bekannten Sprachen und Kulturen verfügen Interagierende über verfestigte kommunikative Muster, auf die sie bei der Ausführung kommunikativer Handlungen zurückgreifen (Luckmann 1988; Günthner & Knoblauch 1994). Diese routinisierten Formate, die unterschiedliche Grade an Verfestigung und Komplexität aufweisen, reichen von prosodischen Gestalten über phraseologische Ausdrücke und grammatische Konstruktionen bis zu mehr oder weniger komplexen kommunikativen Gattungen.<sup>1</sup> Um mit Luckmann (1984: 59) zu sprechen: „Vorgeprägt kann vieles sein.“

Wie Arbeiten der Wissenssoziologie betonen, gilt die zwischenmenschliche Kommunikation als *das* konstitutive Element des gesellschaftlichen Lebens und der sozialen Ordnung und somit als *das* zentrale Mittel zur Konstruktion sozialer Wirklichkeiten (Berger & Luckmann [1966] 1980; Luckmann 2002): Mittels Sprache kategorisieren wir die Welt, mittels Sprache (re-)konstruieren wir unsere sozialen Beziehungen und mittels Sprache konstruieren, vermitteln und modifizieren wir soziale Handlungen, Konventionen und Relevanzsysteme. Folglich – so die methodologische Konsequenz – entstammt das verlässlichste Wissen über die soziale Wirklichkeit der Rekonstruktion kommunikativer Prozesse (Luckmann 2013: 45), denn sie sind es, die die empirisch beobachtbare Seite der alltäglichen Konstruktion von Wirklichkeit repräsentieren. Wenn nun – wie Knoblauch (2017: VI–VII) ausführt – *kommunikative* Handlungen in unserer heutigen „Kommunikationsgesellschaft“ (u. a. aufgrund neuer kommunikativer Figurationen, die über ein „lokales Handeln, das sich auf die Präsenz der Akteure in Situationen beschränkt“, hinausreichen) immer mehr Gewicht erlangen, so sind gerade routinisierte kommunikative Muster von besonderem Interesse, da sie an der Schnittstelle zwischen situativem, kontextkontingentem Handeln und soziokulturell verfestigten Lösungen für die Durchführung immer wiederkehrender sozialer Aufgaben liegen.<sup>2</sup>

---

1 Hierzu ausführlich Günthner (2006, 2011a, 2014) sowie Günthner & König (2016). Oftmals werden routinisierte sprachliche Muster (auf unterschiedlichen Ebenen) mit Ethnokategorien belegt wie z. B. „vorwurfsvoller Ton“, „expressive Stimme“ oder „entrüsteter Tonfall“ zur Beschreibung prosodischer Gestalten. Auch bei Routineformeln bzw. kleineren Formaten – wie „Begrüßungen“, „Beileidsbekundungen“, „Sprichwörter“, „Redewendungen“ etc. – liegen Ethnokategorien vor, ebenso bei größeren Mustern und Gattungen wie „Witz“, „Frotzelei“, „Beleidigung“, „Festrede“, „Tischgebet“, „Klatsch“ etc.

2 Siehe hierzu Günthner (2006, 2014). Vgl. auch Linke (2011: 27), die darauf verweist, dass „Musterbildungen im Sprachgebrauch einen wichtigen ‚Ort‘ der Verschränkung von Kultur und Sprache und damit eines der zentralen Objekt einer kulturalistischen Linguistik darstellen“.

Jene sprachlich-kommunikativen Muster, die wir in Alltagsinteraktionen (auf unterschiedlichen sprachlich-kommunikativen Ebenen, mit unterschiedlich starken Verfestigungsgraden und in unterschiedlichen Komplexitätsgraden) immer wieder verwenden, haben sich im Verlauf einer langen Kette vergangener Interaktionssituationen verfestigt und sind im sprachlichen Wissensvorrat der Interagierenden – im „kommunikativen Haushalt“ (Luckmann 1988) – abgespeichert.<sup>3</sup> Formen kommunikativer Routinisierung – ja Habitualisierung – bieten erhebliche kognitive und interaktive Vorteile für die Produktion, Prozessierung wie auch für die Interpretation kommunikativer Vorgänge und somit für soziales Handeln:<sup>4</sup> SprecherInnen müssen sich prosodische, morpho-syntaktische und lexiko-semantische Kombinationen, Abfolgen von Äußerungsschritten und Anwendungsmöglichkeiten etc. nicht ständig neu ausdenken, und RezipientInnen wird aufgrund tradierter Gestaltungsverfahren der Interpretationsvorgang erleichtert. So führen Berger & Luckmann in Zusammenhang mit Routinisierung und Habitualisierung sozialer Handlungen aus:

Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden als Modell aufgefaßt wird. Habitualisierung in diesem Sinne bedeutet, daß die betreffende Handlung auch in Zukunft ebenso und mit eben der Einsparung von Kraft ausgeführt werden kann. (Berger & Luckmann [1966] 1980: 56)

Gerade für die mündliche Kommunikation, die unter erheblichem Zeit- und Handlungsdruck abläuft, stellt die relative Stabilität kommunikativer Muster eine wichtige Grundlage dar (Luckmann 1988, 1992, 2002; Günthner & Knoblauch 1994; Auer 2000; Günthner 2014; Günthner & König 2016). Wie Bakhtin ([1979] 1986: 78–79) in Zusammenhang mit Alltagsgenres ausführt, wäre zwischenmenschliche Kommunikation undenkbar, wenn wir im Prozess jeder Interaktion die notwendigen sprachlichen Formen stets neu erfinden und zusammenstellen müssten. Eingespielte, routinisierte Muster sind somit ein charakteristischer und unabdingbarer Bestandteil zwischenmenschlicher Kommunikation und bilden letztendlich „den Kern dessen, was im Kontext der Praxistheorie sehr passend als ‚Praktiken‘ bezeichnet wird.“ (Knoblauch 2017: 229)<sup>5</sup>

Doch obgleich sich kommunikatives Handeln durch sozial verfestigte und intersubjektiv mehr oder minder geteilte Vorprägungen auszeichnet, ist Rou-

---

<sup>3</sup> Zum Sedimentierungsprozess sprachlicher Muster siehe Luckmann (1992), Günthner & Knoblauch (1994, 2007) sowie Günthner & König (2016).

<sup>4</sup> Zu Aspekten der „Routinisierung“ und „Habitualisierung“ im Prozess der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeiten siehe Knoblauch (2017: 221–224).

<sup>5</sup> Zu sprachlichen und kommunikativen Praktiken siehe Deppermann, Feilke & Linke (2016).

tinisierung nicht mit Determinierung gleichzusetzen.<sup>6</sup> Deren (Re-)Aktualisierung findet stets im konkreten Interaktionsvorgang statt und wird den jeweiligen kommunikativen Zielen, der sequenziellen Organisation, den kognitiven Begebenheiten und kontextuellen Faktoren des Hier-und-Jetzt unterworfen.<sup>7</sup> Routinisierte Muster fungieren also als zentrale Verbindungselemente zwischen kontextkontingenten Aktualisierungen und vorhandenen kommunikativen Erfahrungen, Konventionen und Ideologien.

Im vorliegenden Beitrag sollen Musterhaftigkeiten auf unterschiedlichen sprachlichen Ebenen (von der Prosodie und Syntax bis hin zu komplexen Gattungen)<sup>8</sup> präsentiert und zugleich soll skizziert werden, wie das Zusammenreffen dieser verfestigten Verfahren zur kommunikativen Konstruktion sozialer Handlungen führt.

## 2 Kommunikative Musterhaftigkeiten in der Interaktion

### 2.1 Prosodische Gestalten zur Kontextualisierung kommunikativer Handlungen

Die Relevanz prosodischer Musterbildung für die Produktion und Interpretation kommunikativer Handlungen soll anhand zweier Beispiele – der prosodischen Kontextualisierung von Vorwurfaktivitäten sowie der Indizierung von überraschenden Exklamationen – verdeutlicht werden.

Analysen zu Vorwürfen in Alltagsinteraktionen zeigen, dass der Prosodie hierbei eine tragende Rolle zukommt (Günthner 2000). Vorwürfe hinsichtlich des Verhaltens des Gegenübers werden u. a. in Frageformate, insbesondere in *warum*-Formate („warum ↑GE:::Hst du dann nicht zu ihm.“; oder „warum ↑SAGST du denn kein Wort.“), verpackt. Bei dieser geradezu verfestigten „off-record“-Strategie (Brown & Levinson 1978: 216) setzen SprecherInnen bestimmte Kontextualisierungsverfahren ein, um zu indizieren, dass es sich bei

<sup>6</sup> Hierzu auch Günthner (2011a, 2014). Vgl. auch Eichinger (2016: IX) zu sprachlichen Mustern als „wiederkehrende aber variable Konstellationen und Prozessformate“.

<sup>7</sup> Siehe auch Schegloff (1986), zu Routinen als interaktive Errungenschaften.

<sup>8</sup> Zu Routineformeln und phraseologische Wortverbindungen siehe die Arbeiten von Coulmas (1981), Lüger (1992), Stein (1995) sowie Feilke (1998). Mit seinem Konzept der „idiomatischen Prägung“ geht Feilke (1996) nicht nur auf die Ubiquität sprachlicher Musterbildungen ein, sondern auch auf die Typik, Idiomatizität und auf typische Gebrauchssituationen für spezifische Muster.

ihrer Äußerung nicht etwa um eine Informationsfrage nach dem Grund für die betreffende Handlung, sondern um eine Kritik am Verhalten des Gegenübers handelt (Günthner 2000: 128–130). Neben lexiko-semantischen und rhetorischen Elementen (wie Modalpartikeln, negativ-aufgeladener Terminologie, mit der die Handlung des Gegenübers abgeurteilt wird) sowie spezifischen sequenziell-kontextuellen Aspekten (z. B. die Einbettung in eine Streitsequenz etc.) kommt vor allem dem prosodischen Äußerungsdesign eine zentrale Rolle zu.

Analysen von *warum*-Äußerungen, die von Interagierenden als Vorwürfe interpretiert werden, zeigen, dass die alltagssprachliche Konzeption eines „vorwurfsvollen Tons“ insofern eine empirische Grundlage hat, als gewisse prosodische Parameter im Zusammentreffen mit Fragen nach dem Grund für eine Handlung des Gegenübers als „vorwurfsvoll“ interpretiert werden. Zur prosodischen Vorwurfsindizierung zählen eine fallende letzte Tonhöhenbewegung, markierte Akzente (in extra hoher oder tiefer Position), enger oder Verum-Fokus sowie eine lokale (oder globale) Lautstärkenerhöhung. Gelegentlich kommen noch Indizierungen von emphatischem Sprechen bzw. Affektmarkierungen hinzu wie eine hohe Gipfelposition sowie Vokallängungen der akzentuierten Silben, fallende oder steigende Tonhöhenbewegung (*glide*) auf der akzentuierten Silbe, Hauptakzent auf dem Verb, sowie Erhöhung der Sprechgeschwindigkeit, hohes Tonhöhenregister und dichte Akzentuierung. Obgleich es unmöglich ist, einzelne Parameter herauszufiltern, die kontextfrei auf exklusive Weise für einen „vorwurfsvollen Ton“ verantwortlich sind, legt die skizzierte prosodische Gestaltung die Interpretation einer *warum*-Äußerung als Vorwurf nahe (Günthner 2000).

Dies soll anhand des folgenden Ausschnitts aus einem Telefongespräch veranschaulicht werden. Die Sprecherin GA hat bei der Telefonauskunft nach der Nummer „der Familie Weißer in Konstanz“ gefragt. Nachdem die Angestellte (A) der Telefonauskunft keine Familie Weißer in Konstanz findet, erklärt Gabi, dass die Familie wohl auf der Insel Reichenau wohnt:

TELEFONAUSKUNFT (TELEFONGESPRÄCH #BODENSEE-SG)<sup>9</sup>

- 14 GA: ja. die wohnen glaub ich auf der REICHenau.  
 15 und gar nicht direkt IN konstanz.  
 16 A: <<f, all> warum ↓SA:gen sie dann konstanz.>  
 17 GA: tut mir LEID.  
 18 ich dachte die reichenau fällt unter KONstanz.  
 19 (2.5)  
 20 A: also die NUMMER ist-

<sup>9</sup> Hierzu auch Günthner (2006). Transkriptionen nach GAT 2 (Selting et al. 2009), die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt.

Mit ihrer Entschuldigung „tut mir LEID. ich dachte die reichenau fällt unter KONstanz.“ (Z. 17 f.) verdeutlicht GA zugleich ihre Interpretation der vorausgehenden *warum*-Äußerung als Vorwurf. Letztere enthält typische prosodische Merkmale, die eine solche Interpretation nahelegen: Die *warum*-Frage wird mit erhöhter Lautstärke und erhöhter Sprechgeschwindigkeit gesprochen und zeigt eine fallende letzte Tonhöhenbewegung. Das Verb „↓SA:gen“ trägt den Hauptakzent (Verum-Fokus). Die Akzenttonhöhenbewegung ist insofern stark markiert, als sie einen Tonhöhen sprung mit einem langsam fallenden Akzent („glide“) auf der gedehnten Silbe “↓SA:“ aufweist, was zur affektiven Färbung der Äußerung beiträgt. Durch die prosodische Fokussierung des Verbs werden zugleich die Handlung selbst und damit das unangemessene Verhalten in den Vordergrund gerückt. Ferner zeichnet sich die *warum*-Äußerung durch den zweiten Teil einer *wenn...dann...*-Konstruktion aus, die der Rezipientin nahe legt, dass ihr Verhalten (die Nennung des Ortes „Konstanz“) im Widerspruch dazu steht, dass sie behauptet, die Familie wohne „auf der REICHenau“.

Die prosodische Musterbildung, die in der Ethnokategorie des „vorwurfsvollen Tons“ konventionalisiert ist, führt – in Kookkurrenz mit weiteren Gestaltungsaspekten – dazu, dass RezipientInnen *warum*-Äußerungen als Vorwurf interpretieren.

In seiner Studie zur *Wie X ist das denn!*-[ADJ]<sub>eval</sub> KOP DEM-PRON]-Konstruktion verdeutlicht Auer (2016: 73), dass auch hier ein spezifisches prosodisches Muster dazu beiträgt, diese überraschungsindizierende, exklamative Konstruktion (z. B. „wie geil ist DAS denn!“) von Fragen, die eine Antwort erwartbar machen, zu unterscheiden. Während bei der Gradfrage „wie teuer ist das (denn)?“ der Fokusakzent auf dem Adjektiv oder der Kopula platziert ist und oft ein hoher Grenzton realisiert wird, liegt der Fokusakzent bei der *Wie X ist das denn!*-Konstruktion auf dem Demonstrativum; ferner ist ein tiefer Grenzton obligatorisch: „wie dreist ist DAS denn.“ (Auer 2016: 82).

Dieses prosodische Exklamationsmuster zeigt sich im folgenden Ausschnitt, in dem eine *Wie X ist das denn!*-Konstruktion in Form fremder Rede aktualisiert wird. Henrike (HN) berichtet im Familien- und Freundeskreis davon, dass ein Kollege ihr per E-Mail ein Bild vom „Atlantic Hotel auf Paradise Island“ zugeschickt und sie gefragt hat, ob sie weiß, „wo das wä:re.“ (Z. 113). Als sie ihm antwortete, dass sie dies kennt und dort sogar mit ihrer Tochter Aline (AL) schon mal zu Abend gegessen hat (Z. 119), rief er im Büro entrüstet aus: „<h> wie ke: dekadent ist DAS denn;>“ (Z. 122):

PARADISE ISLAND (LauDa #2036)

111 HN: und dann hat er DRUNter geschrieben;=

112 =ob wir DAS- (.)

- 113 ob ich WÜSSte (.) wo das wÄ:re.  
 114 dann hab\_ICH ihm geschrieben,=  
 115 =ja das ist das atLANTic hotel (.) auf paradise  
 [Island. ]  
 116 AL: [HÖR zu marie] <<all> jetzt wirds witzig;>>  
 117 HN: ((gluckst)(0.3 ))  
 118 MAR: ich HÖR [zu.]  
 119 HN: [da ] haben aline und ich zu A:bend gegessen.  
 120 <<lachend> plötzlich SCHRIE er aus dem büro,>  
 121 <<:-) > als er das geLEsen hat.> (.)  
 122 <<h> wie ke: dekadent ist DAS denn;>  
 123 AL: ja SO jetzt erzählt mama dir die geschichte,  
 124 WIE wir da gegessen ha[ben?]

Wie die Reaktion der Interaktionsteilnehmerin AL zeigt, wird die in Form direkter Rede rekonstruierte *wie*-Äußerung (Z. 122) des Kollegen keineswegs als Gradfrage, die eine entsprechende Antwort erwartbar macht, interpretiert, sondern als Exklamation. Aline fordert daraufhin (adressiert an MAR) ihre Mutter indirekt auf, die Geschichte des Abendessens zu erzählen (Z. 122f.).

Das prosodische Design von Vorwurfshandlungen in *warum*-Formaten wie auch von exklamatorischen *Wie X ist das denn!*-Konstruktionen veranschaulicht, wie Interagierende prosodische Gestalten systematisch zur interaktionalen Bedeutungskonstitution einsetzen: Als indexikalische Zeichen, die die semiotische Grundlage zur Interpretation kommunikativer Handlungen liefern (Günthner 2000; Bergmann et al. 2012), fungieren prosodische Musterbildungen als zentrale Kontextualisierungshinweise (Gumperz 1982).

## 2.2 Grammatische Konstruktionen zur Durchführung kommunikativer Handlungen

Wenn in einer Schreib- oder Sprechsituation bestimmte Elemente der Interaktion erwartbar sind, und keine medialen oder textspezifischen Normierungen dagegenstehen, können selbst grammatisch zentrale Einheiten davon betroffen sein. (Eichinger 2011: 153)

Die Relevanz grammatischer Musterhaftigkeiten für die Ausführung kommunikativer Handlungen soll ebenfalls an zwei Beispielen veranschaulicht werden: der kausalen *was*-Konstruktion sowie der *was heißt x*-Konstruktion.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Der Begriff der „Konstruktion“ wird hier im Sinne einer interaktional ausgerichteten Konstruktionsgrammatik verwendet (Günthner & Imo 2006; Deppermann 2011; Imo 2017).

Neben den präsentierten *warum*-Konstruktionen verwenden SprecherInnen bei der Realisierung von Vorwurfsaktivitäten oftmals *was*-Konstruktionen, die nicht etwa nach einem unbekanntem Sachverhalt („Was machst du morgen Nachmittag?“), sondern – vergleichbar mit *warum*-Fragen – die Plausibilität bzw. den ansonsten unterstellten Konsens über die Vernünftigkeit der Handlung des Gegenübers hinterfragen und ihn zur Erklärung auffordern. In Kombination mit dem oben skizzierten prosodischen Design einer „vorwurfsvollen Stimme“ wird so das Verhalten des Gegenübers als inadäquat vorgeführt (Günthner 2000, 2011b):

„was ↑FÄHRSCH du au JE.DES. wochenende nach schtU:gert.“  
 „was ↑LÄUFST du (auch) immer so weit WECH.“  
 „und was <<f, all> ↑MA:CHsch du nomal ein BIER UFF.>“

Im folgenden Gesprächsausschnitt beklagt sich Fredi über seinen Stress, da er an mehreren Marathonläufen in unterschiedlichen Regionen mitwirkt und dazuhin für sein Examen „büffeln“ muss:

MARATHON (DUISBURG 2003-4-4761)

132 Fredi: FIEser STRESS(.)<<hi> [ECHT.>]

133 Uwe: [was ] ↑LÄUFST  
 du (auch) immer so weit WECH.

134 [(xxx) kannst] doch nen MARathon inner NÄH:e

135 Arne: [(hm a- eh) ]

136 Fredi: [NE: ]

137 Fredi: (hm) wenn dat ma so EINFach [wär.]

138 Arne: [bald]

Auf Fredis stark affektiv aufgeladene Aussage (Z. 132) reagiert Uwe mit der *was*-Konstruktion: „was ↑LÄUFST du (auch) immer so weit WECH.“ (Z. 133). Diese *was*-Frage, die aufgrund der fallenden Tonhöhenbewegung, des hohen Ansatzes und des Verum-Fokus auf dem Verb „↑LÄUFST“ die oben beschriebene prosodische Gestalt eines „vorwurfsvollen Tons“ aufweist, fragt hier nicht etwa nach einem unbekanntem Sachverhalt, sondern der Sprecher führt das Verhalten seines Gegenübers als inadäquat vor. Im Gegensatz zu einer konventionellen *was*-Frage, die nach einem unbekanntem Sachverhalt fragt, sind bei der vorliegenden Konstruktion sämtliche Argumentstellen des Verbs besetzt (das intransitive Verb *weglaufen* erlaubt keine auf die Rolle des direkten Objekts bezogene *was*-Frage). Folglich fungiert die vorliegende *was*-Frage „was ↑LÄUFST du (auch) immer so weit WECH.“ (Z. 133) als kausale Frage nach dem

Grund der betreffenden Handlung (vergleichbar mit einer *warum*-Frage; siehe Abschnitt 2.1).

Im Anschluss präsentiert Uwe zugleich die seiner Meinung nach adäquate Alternative: „[...] kannst] doch nen MArathon inner NÄH:e [machen.]“ (Z.134). Fredis Erklärung zu dem ihm vorgeworfenen Fehlverhalten („wenn dat ma so EINFach [wär.]“; Z. 137) verdeutlicht wiederum dessen Interpretation der *was*-Äußerung als Vorwurf.

In Alltagsinteraktionen werden solche (scheinbar kausalen) *was*-Konstruktionen vor allem für kommunikative Aktivitäten (wie Vorwürfe und Beschwerden) verwendet, die eine negative, ablehnende Bewertung des präsentierten Verhaltens bzw. der Handlung des Gegenübers zum Ausdruck bringen. Die *was*-Konstruktion hat sich auf diese Weise zu einer routinisierten Ressource für die Durchführung spezifischer Handlungen und damit zu einem „social action format“ (Fox 2007) entwickelt.

Das zweite Beispiel einer verfestigten grammatischen Konstruktion, die ebenfalls als Ressource zur Konstruktion sozialer Handlungen fungiert, ist die *was heißt x*-Konstruktion (Hrncal 2011; Günthner 2015; Linell 2009). Diese wird in Alltagsinteraktionen sowohl als fremd-responsives (dialogisches) als auch als selbst-responsives (monologisches) Format zur Problematisierung vorausgehender Begriffe, Formulierungen oder Darlegungen eingesetzt.

Mit einer fremd-responsiven *was heißt x*-Konstruktion nimmt die Sprecherin auf eine vorausgehende Äußerung ihres Gesprächspartners Bezug und rekontextualisiert einen dort verwendeten Begriff als Problemelement „x“. Im folgenden Ausschnitt, der einer Radio-Phone-In-Sendung entstammt, berichtet die Anruferin Mara (Ma) über ihre Freundschaft zu einem katholischen Priester:

#### DAS VERHÄLTNIS (RADIO-PHONE-IN; LauDa #3006)<sup>11</sup>

057 Mod: er is=PRIESTer;  
 058 Ma: ja,  
 059 (-)  
 060 Mod: hast du mit ihm jetzt ein verHÄLTnis schOn?  
 061 Ma: **hh° ja:h h° was heißt ein verHÄLTnis-**  
 062 wir treffen uns zweimal die WOCHe?  
 063 Mod: hmm,  
 064 Ma: (.) aber wir ham EIgentlich;  
 065 so noch nicht miteinander geSCHLAFen;  
 066 Mod: hmm\_WO trifft ihr euch?  
 067 Ma: °hhh

<sup>11</sup> Hierzu auch Günthner (2015).



068 fAst immer nur in der [SAUna.]  
 069 Mod: [h°hi ]<<:-> immer in der  
 !SAU!na;>

Auf die Entscheidungsfrage des Moderators (Mod), ob die Anruferin bereits „ein verHÄLTnis“ zu dem Priester hat (Z. 060), reagiert diese – anstatt mit dem konditionell erwartbaren zweiten Paarteil (der Antwort) – mit der *was heißt x*-Konstruktion: „hh° ja:h h° was heißt ein verHÄLTnis–“ (Z. 061). Bereits das tiefe Ausatmen und das Vorlaufelement „ja:h“ markieren ein vorliegendes Problem. Mit ihrer folgenden *was heißt x*-Konstruktion rekontextualisiert Mara den vom Moderator zuvor eingeführten Begriff „ein verHÄLTnis“ und relativiert dessen Anwendbarkeit auf ihre Situation. Bezeichnend für die problematisierende fremd-responsive *was heißt x*-Konstruktion, mit der die Sprecherin einen Ausdruck der Vorgängeräußerung aufgreift und ihn hinterfragt, ist, dass diese von SprecherInnen (wie auch im vorliegenden Gesprächsausschnitt der Fall) u. a. eingesetzt wird, um sich gegen Fremdzuschreibungen zu wehren. Hierbei wird die vom Gegenüber gewählte Formulierung nicht vollständig abgelehnt, sondern es werden lediglich bestimmte Bedeutungsaspekte als nicht zutreffend moniert. So räumt Mara in ihrer weiteren Ausführung bzgl. ihrer Beziehung mit dem Priester ein, dass sie sich zwar regelmäßig mit ihm trifft („wir treffen uns zweimal die WOCHe?“ Z. 062), doch sie bislang „so noch nicht miteinander geSCHLAFen;“ haben (Z. 065).

Neben der fremd-responsiven *was heißt x*-Konstruktion verwenden Interagierende diese Konstruktion auch, um einen selbst produzierten Begriff bzw. eine Formulierung zu problematisieren bzw. eine sequenziell markierte selbst-initiierte Selbstreparatur einzuleiten. Im folgenden Ausschnitt aus einem Fortbildungsseminar für MitarbeiterInnen einer Fluggesellschaft referiert die Dozentin Lena über Kulturen mit starken und schwachen Hierarchien:

#### ENTFERNUNG ZUR MACHT (FLUGBEGLEITER-FORTBILDUNG #7)

224 Lena: und völker mit einer geringen entfErnung zur MACHT,  
 225 die ham gAnz haben FLACHe hierarchIen;  
 226 und eh (.) da werden gesellschaftliche  
 unterschiede an sich miniMIERT;  
 227 wie geSACHTt,  
 228 **also extrEm geringen entfErnung zur MACHT haben**  
**zum beispiel-**  
 229 **oder was heißt extREM?**  
 230 extREM ist auch nicht rIchtig;  
 231 aber (schon eben) eher gerIngere entfERnung zur  
 macht haben zum beispiel die ameriKANer,

Nach der hyperbolischen Formulierung „also extrEm geringen entfERNung zur MACHT haben zum beispiel–“ (Z. 228) bricht Lena ihre Äußerung ab und produziert eine *was heißt x*-Konstruktion, die das Adverb ihrer vorausgehenden Bewertung als Reparandum markiert (Z. 229). Im Anschluss distanziert sie sich explizit von ihrer Wortwahl als „nicht rIchtig“ (Z. 230) und führt eine Selbstreparatur durch: „exTREM ist auch nicht rIchtig; aber (schon eben) eher gerIngere entfERNung zur macht haben zum beispiel die amerIKAner,“ (Z. 230–231). Wie bei der fremd-responsiven wird auch bei der selbst-responsiven *was heißt x*-Konstruktion der Gesprächsfluss durch eine Korrektursequenz unterbrochen. Ferner wird auch hier keine vollständige Korrektur der zuvor geäußerten Formulierung vorgenommen, sondern ein Teil des Gesagten als nicht adäquat bzw. übertrieben problematisiert und überschrieben. Mit der retraktiven Herabstufung der ursprünglich stärkeren Aussage aktivieren die SprecherInnen eine semantisch skalare Beziehung zwischen dem Problemelement „x“ (hier: „exTREM geringen entfERNung zur MACHT“; Z. 228) und seiner modifizierten, jedoch nicht vollständig getilgten Version (hier: „eher gerIngere entfERNung zur macht“; Z. 231).

Die präsentierten Konstruktionen (*was*- und *was heißt x*-Konstruktionen) verdeutlichen, dass Interagierende über verfestigte grammatische Muster verfügen, deren Bedeutung und Funktion eher durch ihren konventionalisierten Gebrauch als durch propositionale oder andere semantische Eigenschaften bestimmt wird (Deppermann 2011). Ferner wird erkenntlich, dass routinisierte grammatische Formate als „InterActs“ (Linell 2009) auftreten, d. h. sich einerseits an vorausgehenden Äußerungen orientieren und andererseits Implikationen für die Folgeäußerungen haben, indem sie spezifische Reaktionen des Gegenübers erwartbar machen.

### **2.3 Kommunikative Gattungen als sozial verfestigte, routinisierte Lösungen zur Bewältigung komplexer kommunikativer Aufgaben**

Neben routinisierten Mustern auf der prosodischen und grammatischen Ebene stehen Interagierenden auch komplexere Musterbildungen – sogenannte kommunikative Gattungen – zur Verfügung, die längere Interaktionssequenzen umfassen und Verfestigungen auf unterschiedlichen Analyseebenen aufweisen.

Das der Wissenssoziologie und Anthropologischen Linguistik entstammende Konzept der „kommunikative Gattungen“ (Luckmann 1986, 1988; Bergmann 1987; Günthner 2000; Günthner & Knoblauch 1994, 2007) liefert einen theoretischen und methodologischen Rahmen, der sequenziell komplexe Verfestigun-

gen sowohl mit sozialen Handlungen als auch mit dem soziokulturellen Kontext verbindet. Auf diese Weisen werden interaktional emergente kommunikative Gestalten in Beziehung zu kulturell sedimentierten Gestaltungsvorlagen bei der „Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit“ (Luckmann 1992) gesetzt. Dem sozialkonstruktivistischen und handlungstheoretischen Ansatz ist es folglich zu verdanken, dass routinisierte Handlungsmuster hierbei sowohl in ihrer prozesshaften Entfaltung in konkreten Interaktionszusammenhängen als auch in ihrer Einbindung in soziokulturelle und historische Verfasstheiten betrachtet werden.

Kommunikative Gattungen umfassen sowohl mündliche Formate wie Witze, Vorträge, Klatschgeschichten, Prüfungs- oder Sprechstundengespräche etc. als auch schriftliche Formate wie Abstracts, Laborberichte, WhatsApp-Verabredungen, Mahnungen etc. Gattungen können dialogisch (Klatschgespräche) oder eher monologisch (Predigten) ausgerichtet, medial vermittelt (Notrufe bei der Feuerwehr) oder durch Medien unterstützt (PowerPoint-Präsentationen) sein, typischerweise in privaten (Beschwerdegeschichten) oder aber in spezifischen institutionellen Kontexten (Bewerbungsgespräche) auftreten. Als prototypische Gattungen gelten jene kommunikative Muster, die eine gewisse Komplexität sowie einen relativ hohen Verfestigungsgrad auf allen drei Analyseebenen (Binnenebene, interaktive Realisierungsebene und außenstrukturelle Ebene)<sup>12</sup> aufweisen – wie etwa Klagelieder georgischer Frauen (Kotthoff 2002) oder Klatschgespräche im Bekanntenkreis (Bergmann 1987). Die Gattungsanalyse unterscheidet ferner – in Anlehnung an Hymes (1972) und Bakhtin ([1979] 1986) – zwischen Minimalgattungen bzw. kommunikativen Mustern (wie Sprichwörtern, Rätseln, Vorwürfen etc.) und komplexen Gattungen (wie Predigten, Klageliedern, rituelle Beschimpfungen, verschiedenen Erzählgattungen, Bewerbungsgesprächen etc.). Letztendlich sind die Kriterien von Verfestigung und Komplexität fließend, und die Bestimmung einer routinisierten kommunikativen Form als voll ausgereifte Gattung ist keineswegs immer eindeutig.

Aufgrund ihrer tradierten Gestaltungsverfahren haben kommunikative Gattungen erhebliche Entlastungsfunktionen für Interagierende sowohl beim Produktions- als auch beim Interpretationsvorgang: Beginnt eine Sprecherin ihre Äußerung mit „Kennst du den schon. Kommt Fritzchen ...“, erwarten die RezipientInnen in der Regel einen Witz. Setzt eine Sprecherin zu folgender Einleitung an „Hast du schon gehört, die Frau Müller hat wieder mal ...“, so werden auch hier bestimmte Gattungserwartungen projiziert. Die jeweilige Gattung macht wiederum gewisse Rezipientenaktivitäten erwartbar: Während Klatsch die RezipientInnen zu moralisch entrüsteten Ausrufen und Nachfragen

---

<sup>12</sup> Hierzu detailliert Günthner & Knoblauch (1994) sowie Günthner (2014).

einlädt (Bergmann 1987), erwartet ein Witzerzähler, dass sein Gegenüber nach Übermittlung der Pointe lacht.

Entscheiden sich die Interagierenden für eine bestimmte Gattung, so heißt dies zugleich, dass sie sich (zu einem gewissen Grad) an den betreffenden routinisierten Gattungskonventionen ausrichten (Luckmann 1988: 283). Kommunikative Gattungen sind jedoch keine homogen gestalteten, normativ festgelegten Gebilde, sondern sie dienen als Orientierungsmuster, die bestimmte Ausgestaltungsspielräume lassen (Günthner & König 2016): Interagierende können sich bei der Aktualisierung von Gattungen eng an prototypische Modelle anlehnen, stark davon abweichen oder aber Mischformen kreieren bzw. Gattungstransformationen vornehmen. So werden Hochzeitsreden gelegentlich in Form eines „Eherezeptes“ dargeboten, bei dem das Kochrezept die formalen Komponenten liefert, während inhaltliche Aspekte (die „Zutaten“ und „Kochanleitungen“) den Bereichen Ehe, Liebe, Familienleben etc. entstammen (Linke, Nussbaumer & Portmann 1994: 252).

Trotz möglicher Freiräume kommt bei der Wahl der Gattung der institutionelle Charakter zum Tragen: Falsche oder unangemessene Verwendungen können je nach Situation mit Sanktionen belegt werden. So werden Witze hierzulande kaum bei einer Regierungserklärung erzählt, Gebete treten nicht bei Geschäftsverhandlungen auf etc.

Das kulturelle Repertoire an Gattungen sowie deren Ausgestaltung ändern sich mit neuen kommunikativen Aufgaben, Bedürfnissen, soziopolitischen Veränderungen wie auch durch neue technische Möglichkeiten (aktuell ist dies angesichts der zunehmenden Mediatisierung kommunikativen Handelns gut beobachtbar). Aber auch für die intersubjektive Konstruktion sozialer Formationen, Werte, Relevanzen etc. sind kommunikative Gattungen von erheblicher Relevanz. Beispielsweise bildete in der VR China die Gattung der Selbstkritik *jiancha* (bzw. *ziwo piping*) bis Mitte der 1980er Jahre eine wichtige Gattung zur Stärkung der herrschenden sozialistischen Werte und Ideologien. Kenntnisse der Gattungskonventionen waren nicht nur in unterschiedlichsten institutionellen Kontexten (z. B. bei politischen Versammlungen, im Arbeitsleben etc.) relevant, sondern auch im Fall von Alltagsverfehlungen (z. B. Missachtung von Regeln im Zusammenleben mit Nachbarn, beim Falschparken etc.) galt es, regelkonforme Selbstkritiken zu verfassen. Mit der Öffnungspolitik Chinas nahm die Relevanz dieser Gattung immer mehr ab – bis auf kurze Perioden der Rückbesinnung auf die kommunistische Ideologie wie beispielsweise nach den Ereignissen am Tiananmen-Platz 1989. In den letzten Jahren werden im Zuge der Antikorruptionskampagnen, den damit verbundenen Kampagnen gegen „falsche Werte des Westens“ und „der Aufrechterhaltung der Richtlinien der Partei“ bezeichnenderweise Gattungen mit ideologischen und sozialistischen Wer-

ten neu belebt. Ferner werden angesichts der zunehmenden Mediatisierung der chinesischen Gesellschaft tradierte politische Genres mittlerweile auch digital übermittelt: Regeln für korrektes Verhalten werden nun nicht mehr nur (wie in den 1960er bis 1980er Jahren) über Wandzeitungen oder öffentliche Veranstaltungen kundgetan, sondern Parteimitglieder erhalten an ihren Arbeitstagen regelmäßig über WeChat-Gruppen<sup>13</sup> Vorschriften darüber, „wie ein aufrichtiges Parteimitglied sich zu verhalten hat“.<sup>14</sup> Auch die Gattung der Selbstkritik wurde in den letzten Jahren neu belebt, wobei sie heutzutage allerdings primär für Parteimitglieder von Relevanz ist: Zur Partei gehörende Fakultätsmitglieder an Universitäten treffen sich beispielsweise regelmäßig, um „ihre Gedanken und Aktivitäten einander zu berichten, diese mit den Vorschriften der Partei zu vergleichen, indem sie sich selbst kritisieren und kritisieren lassen“. Diese re-aktualisierte Form der Gattung *jiancha* (Selbstkritik), deren moralische Maßstäbe vor allem auf den Reden des Generalsekretärs und den Vorschriften der Partei gründen, nennt sich nun *duizhao jiancha* (Vergleichen und Überprüfen).

Kommunikative Gattungen sind somit auch als Antworten auf die Anforderungen kulturspezifischer, historisch situierter Kommunikationskulturen zu betrachten und konstituieren ein wichtiges Verbindungselement zwischen dem kommunikativen Wissensvorrat und den sozialen Strukturen einer Gesellschaft (Günthner & Knoblauch 1994, 2007). Das Beispiel der Selbstkritiken veranschaulicht, wie sich soziopolitische und technische Veränderungen im Gattungsrepertoire bzw. ihrer medialen Vermittlung niederschlagen.

Gattungsanalysen beschränken sich folglich nicht auf die Beschreibung einzelner kanonisierter kommunikativer Muster, sondern betrachten diese im Kontext des jeweiligen soziokulturellen Rahmens, d. h. dort wo Gattungen „kommen und gehen“. Ein Beispiel für das „Kommen“ neuer kommunikativer Gattungen veranschaulicht Franz (2016) anhand ihrer Untersuchung zu Speeddating-Interaktionen – einem neuen Genre des organisierten Erstkontaktes, das sich in den letzten 15 Jahren ausgebildet hat und zunehmend routinisiert wurde (Franz 2016; Franz & Günthner 2012). In den relativ kurzen, hintereinander folgenden (Speeddating-)Interaktionen geht es um Passungsüberprüfungen der wechselnden KommunikationspartnerInnen (Franz 2016). Als typisch für die interaktive Gestaltung dieser Gattung erweist sich ihre Verwobenheit mit den institutionellen Vorgaben (Zeitdruck, bestimmte Anzahl von möglichen PartnerInnen, Setting etc.), die zu verfestigten Abfolgephasen führt: Klingelzeichen, Begrüßung, Setting Talk, Kennenlerngespräch und Abbruch durch er-

---

<sup>13</sup> WeChat (微信, *weixin*) ist der größte Instant Messaging-Anbieter Chinas und funktioniert vergleichbar mit der WhatsApp-Kommunikation.

<sup>14</sup> Ich danke Wang Xiaofei und Liang Chun für diese Informationen.

neutes Klingelzeichen. Zu den mittlerweile verfestigten Aktivitäten innerhalb der Kennenlern-Phase gehört u. a. das „Themen-Hopping“ mit der Abfrage von Vorlieben des Gegenübers. Diese Abfrage findet routinemäßig anhand von bipolaren Alternativfragen statt, wobei dem Gesprächspartner zwei (meist durch Nomen realisierte und mit der Konjunktion *oder* verbundene) Alternativen als Auswahlmöglichkeit präsentiert werden: „ans Meer oder in die Berge?“; „Vanilleeis oder Schoko?“. Auf diese Weise werden in der kurzen Zeit des institutionalisierten Datinggesprächs anhand mittlerweile routinisierten Verfahren Passungsüberprüfungen vorgenommen (Franz 2016).

Mit der Gattungsanalyse liegt also ein sequenzanalytischer Ansatz vor, der sich routinisierten Handlungsmustern sowohl in ihrer prozesshaften Entfaltung in konkreten Interaktionszusammenhängen als auch in ihrer Einbindung in soziale und kulturelle Verfasstheiten widmet und sprachlich-kommunikative Sedimentierungen als Verfahren untersucht, die „mehr oder weniger verbindliche ‚Lösungen‘ von spezifisch kommunikativen ‚Problemen‘“ (Luckmann 1986: 202) bereitstellen. In den letzten Jahren werden zunehmend Gattungsanalysen durchgeführt, die sowohl der stärker werdenden Medialisierung unseres kommunikativen Handelns Rechnung tragen, als auch ihrer multimodalen, körper- und objektbezogenen Performanz sowie ihrer institutionellen Einbettungen (Arens & Torres Cajo 2016; Knoblauch 2012, 2017).

### 3 Ausblick: Sprachlich-kommunikative Verfestigungen am Beispiel von onkologischen Aufklärungsgesprächen

Auf der Basis eines aktuellen Projektes zu onkologischen Aufklärungsgesprächen sollen abschließend gattungsbezogene Verfestigungen aufgezeigt werden, um die reflexive Verknüpfung zwischen routinisierten kommunikativen Mustern und institutionellen Aufgaben zu skizzieren.<sup>15</sup> In der Gattung der medizinischen Aufklärungsgespräche, in der ÄrztInnen die PatientInnen ins Kran-

---

<sup>15</sup> Hierzu Günthner (2017). Diese Analyse steht in Zusammenhang mit dem von der Deutschen Krebshilfe geförderten Projekt *Von der Pathologie zum Patienten: Optimierung von Wissenstransfer und Verstehenssicherung in der Onkologie zur Verbesserung der Patientensicherheit* (Projektnummer 111172). Das Projekt wird von Prof. Dr. med. Martin Bentz (Medizinische Klinik III am Städtischen Klinikum Karlsruhe), Prof. Dr. med. Thomas Rüdiger (Institut für Pathologie am Städtischen Klinikum Karlsruhe) und Prof. Dr. Wolfgang Imo (Universität Halle) geleitet. Hierzu auch Bentz et al. (2016).

kenhaus einbestellen, um sie einerseits über den pathologischen Befund einer vorliegenden Krebserkrankung zu informieren und andererseits den Therapieplan abzustimmen, zeichnen sich zahlreiche routinisierte Verfestigungen ab, mit denen die Interagierenden diese emotional äußerst schwierige Situation bewältigen. So setzen diese gattungsmäßig verfestigten Gespräche in der Regel mit einer routinisierten Einleitungsphase ein, die nach der Begrüßung keineswegs unmittelbar zur Mitteilung der lebensbedrohlichen Diagnose führt, vielmehr rekapitulieren die ÄrztInnen zunächst einmal den Grund für den Gesprächsanlass: Hierbei rekonstruieren sie die Vorgeschichte und den vorliegenden Verdacht, der zu der pathologischen Untersuchung führte, deren Befund nun besprochen werden soll. Dieser Einleitungsteil trägt dazu bei, die RezipientInnen auf die Diagnose vorzubereiten und an die folgende schlechte Nachricht heranzuführen. Im Anschluss übermitteln die ÄrztInnen die Diagnose, indem sie den aus der Pathologie stammenden Bericht „übersetzen“ und ihr Gegenüber über dessen Krebserkrankung aufklären. Die Übermittlung des Vorliegens einer lebensbedrohlichen Erkrankung wird von Seiten der ÄrztInnen durch spezifische Verfahren als „schwieriges Thema“ kontextualisiert und damit als etwas, was ihnen schwerfällt, auszusprechen. Hierzu gehören neben prosodischen Mitteln (langames Sprechen, eine behauchte leise Stimme, hörbares Ein- und Ausatmen, wenig Modulation im Tonhöhenverlauf, zahlreiche Disfluenzen und Pausen etc.) und lexiko-semantischen Verfahren (wie Zögerungspartikeln, Vagheitsmarker, Abschwächungen, Litotes-Konstruktionen etc.) ein immer wieder zu beobachtendes kommunikatives Muster – die *zwar...aber*-Konstruktion (Günthner 2017). Dieses zweiteilige Format besteht aus einem initialen *zwar*- bzw. *schon*-Teil, in dem die schlechte Nachricht konzediert wird („es isch zwar ein DARMKrebs,“) und einem unmittelbar folgenden *aber*-Teil, der wiederum hoffnungsvolle und mutmachende Aspekte fokussiert („aber b-bislang hat noch nichts geGSTREUT.“).

Im folgenden Ausschnitt leitet die Ärztin AW die Übermittlung der Krebsdiagnose durch Disfluenzen wie Zögerungsmarker, Pausen, Vokaldehnungen, hörbares Ein- und Ausatmen etc. ein. Diese zögern einerseits die schlechte Nachricht etwas hinaus; andererseits indizieren sie, dass der Ärztin das Sprechen schwerfällt und projizieren damit bereits die folgende Nachricht:

#### KLEINER BÖSARTIGER TUMOR (Gespräch Nr. 51)

005 AW:     UND- (-)  
 006            ÄHM:- (1:0)  
 007            JA-  
 008            das IS- (. )  
 009            ein kleiner bösartiger Tumor.

010 PW: ein kleiner BÖSartiger.=  
 011 =des HEIßT?  
 012 AW: er (-) IST-  
 013 gottseidank nicht so ARG bösertig.=  
 014 PW: [((lacht))]  
 015 AW: [=also ] es ist ein [brUstKREBS (-) ja?]  
 016 PW: [hm\_hm- ]  
 017 AW: **des SCHON-**  
 018 **hh° a:ber DIE: ähm;**  
 019 **Eigenschaften die er hat;**  
 020 **die SIND- (--)**  
 021 **SIE:- (--)**  
 022 **dEuten darauf HIN dass es nicht ein- (-)**  
 023 **SEHR aggressiver tUmor ist; °h**  
 024 **sondern Eher einer DER- (2.0)**  
 025 **ganz LANGsam wächst;**

Trotz der vermehrt auftretenden Disfluenzen und des stockenden Sprechens deutet die Ärztin die schlechte Nachricht „das IS- (.) ein kleiner bösertiger Tumor.“ (Z. 008–009) nicht etwa auf Umwegen an, sondern sie übermittelt diese klar und direkt. Mit dieser Art der expliziten Thematisierung des bösertigen Tumors wird die Lage als ernst präsentiert und der für die PatientInnen relevante Befund ohne Umschweife präsentiert.

Die Tatsache, dass die Krebsdiagnose weder verschwiegen noch indirekt angedeutet, sondern offen ausgesprochen wird, gilt als wesentlicher Bestandteil der gegenwärtigen (deutschen) Kommunikationskultur im Kontext medizinischer Aufklärungsgespräche. Zugleich – so zeigen die Gesprächsdaten – mitempfinden die ÄrztInnen die Schwere der lebensbedrohlichen Befunde. So setzt die Ärztin im vorliegenden Ausschnitt im Anschluss an die echoartige Wiederholung des Befunds von Seiten der Patientin (PW) (Z. 010) sowie deren Aufforderung zur Verstehensexplikation mit „=des HEIßT?“ (Z. 011) ihre Diagnosemitteilung fort, indem sie die Darlegung der Eigenschaften des Tumors mit „gottseidank“ (Z. 013) einleitet. Mit dieser Formel indiziert AW sowohl ihre emotionale Anteilnahme als auch eine folgende eher optimistisch stimmende Klassifikation des Tumors: Die Bewertung „nicht so ARG bösertig.“ (Z. 013) federt die Krebsdiagnose nachträglich etwas ab. In Überlappung mit dem verhaltenen Lachen der Patientin setzt die Ärztin zu einer konzessiven Konstruktion an, indem sie zunächst die Gültigkeit der Krebsdiagnose bestätigt („des SCHON-“; Z. 017), bevor sie dann einleitend mit dem adversativen „aber“ (Z. 018) eine Umfokussierung durchführt.



Das in der vorliegenden Gesprächsgattung immer wieder auftretende konzessive Muster besteht aus zwei Teilen: (i) einem *zwar*-Teil, in dem die schlechte Nachricht („es ist Krebs“) übermittelt wird und (ii) einem unmittelbar folgenden *aber*-Teil, der hoffnungsvolle bzw. mutmachende Aspekte fokussiert (wie „nicht ein- (-) SEHR aggressiver tUmor ist; °h sondern Eher einer DER- (2.0) ganz LANGsam wächst;“; Z. 022–025). Bezeichnend für den Gebrauch der Partikel *schon* (bzw. *zwar*) ist, dass damit eine Teilbestätigung indiziert, doch zugleich der Geltungsbereich der vorausgehenden Aussage durch die Projektion der folgenden kontrastierenden bzw. mitigierenden Aussage eingeschränkt wird. Charakteristisch für diese *zwar...aber*- bzw. *schon...aber*-Konstruktion ist ferner die Verteilung des argumentativen Gewichts der verknüpften Aussagen: Die Information im ersten Teil („es ist ein brUstKREBS (-) ja? des SCHON-“; Z. 015–017) wird als Hintergrundinformation zurückgestuft, während die folgende neue Information im *aber*-Teil relevant gesetzt wird: „hh° a:ber DIE: ähm; Eigenschaften die er hat; die SIND- (-) SIE:- (-) dEUten darauf HIN dass es nicht ein- (-) SEHR aggressiver tUmor ist; °h sondern Eher einer DER- (2.0) ganz LANGsam wächst;“ (Z. 018–025).

Typisch für dieses kommunikative Muster ist ferner seine inhärente Skalartät, die hier von „SEHR aggressiver tUmor“ zu einem, der „ganz LANGsam wächst“ reicht, wobei die spezifische Tumorart der Patientin ganz unten auf der Skala der Bösartigkeit anzusiedeln ist. Indem die Ärztin die geringe Aggressivität des vorliegenden Tumors allerdings durch das Adverb „Eher“ („sondern Eher einer DER- (2.0) ganz LANGsam wächst;“; Z. 024–025) moduliert, sichert sie sich wiederum gegenüber möglichen Festschreibungen ihrer doch recht zuversichtlichen Einschätzung ab.

Die empirische Analyse weist die *zwar/schon... aber*-Konstruktion als kommunikatives Merkmal der vorliegenden Gesprächsgattung und der damit verbundenen institutionell vorgegebenen Aufgaben aus, mit denen die ÄrztInnen in onkologischen Aufklärungsgesprächen konfrontiert sind: der wahrheitsgemäßen Übermittlung der Diagnose und dem Mut- bzw. Hoffnungsmachen trotz der lebensbedrohlichen Situation. Auf diese Weise soll einer möglichen Inferenz in Richtung „die Situation ist aussichtslos“; bzw. „es besteht keine Hoffnung“, die durch die Krebsdiagnose ausgelöst werden könnte, entgegengewirkt werden. Darüber hinaus hat dieses kommunikative Muster noch eine weitere zentrale Funktion für die institutionell verankerte Gesprächsgattung inne: Sie liefert den ÄrztInnen eine Strategie zum Ausstieg aus der „schlechten Nachricht“-Sequenz. Mit dem hoffnungsvollen *aber*-Segment wird der Übergang zu einer weiteren institutionell vorgegebenen Aufgabe dieser Gesprächsgattung – nämlich zur Abstimmung der Therapie – hergestellt.<sup>16</sup>

<sup>16</sup> Siehe Maynard (2003: 177) zu „good news exits from the bad news“.

Das präsentierte Beispiel skizziert somit die Notwendigkeit der Erweiterung des analytischen Blickfeldes bei der Untersuchung sprachlicher Verfestigungen in Hinblick auf ihre Einbettung in größere kommunikative Aktivitäten bzw. Gattungen.<sup>17</sup>

Zwar stehen dem vorliegenden Projekt keine Videodaten zur Verfügung, dennoch wäre auch hier der Einbezug gestisch-mimischer Handlungen bzw. *embodiment*-Aktivitäten sowie die in der Situation vorhandenen Objektkonstellationen (z. B. die Sitzkonstellation, das Blättern der ÄrztInnen in den schriftlichen Unterlagen, der vorhandene schriftliche Bericht aus der Pathologie, die während des Gesprächs von Seiten der ÄrztInnen gemachten Notizen etc.) durchaus wünschenswert. Eine solche Anreicherung könnte intensiver dazu beitragen, „die gesamte ‚Außenstruktur‘, als Institutionen und soziale Welten, aus dem kommunikativen Handeln heraus zu verstehen“ (Knoblauch 2017: 221).

## 4 Fazit

GesprächsteilnehmerInnen stehen – wie anhand der präsentierten routinisierten Verfahren verdeutlicht wurde – auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelte kommunikative Muster als intersubjektiv geteilte Ressourcen zur Produktion und Interpretation sozialer Handlungen zur Verfügung. Obgleich sich die Interagierenden an routinisierten, im sprachlichen Wissensvorrat gespeicherten Vorgaben orientieren, sind diese dennoch stets eine aufs Neue herzustellende emergente und kontextkontingente Leistung (Schegloff 1986; Deppermann 2006; Auer & Pfänder 2011). Eine Reduktion sprachlichen Wissens auf die Re-Instantiierung sprachlicher Muster „würde das Verhältnis von sprachlicher Praxis und Konstruktionswissen trivialisieren, was gerade aus gebrauchsbasierten, noch mehr aus einer interaktional basierten Sicht auf Sprache irreführend wäre“ (Auer 2016: 91). Alltägliche Kommunikation fordert folglich einen flexiblen, kontextkontingenten und rezipientenorientierten Umgang mit kommunikativen Mustern, denn Gebrauch ist weitaus mehr, als die Replikation von Mustern.

Wie Wittgenstein ausführt: Die „Rede“ und damit

die sprachlichen Bestandteile von geteilten Handlungsmustern können ihre Intentionalität erst im Kontext der Umstände normativer Zusammenhänge erkennen lassen. Diese Objekte der sozialen Welt geben uns die in der alltäglichen Kommunikation normalerweise nicht hinterfragte Gewissheit, die uns unauffällig sprachlich handeln lässt. (Zitiert nach Eichinger 2016: X)

---

17 Hierzu detaillierter Günthner (2006, 2011a, b).

## Literatur

- Arens, Katja & Sarah Torres Cajo (Hrsg.) (2016): *Sprache und soziale Ordnung. Studentische Beiträge zu sozialen Praktiken in der Interaktion*. Münster: Monsenstein und Vannerdat.
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax. *Sprache und Literatur* 31 (85), 43–56.
- Auer, Peter (2016): „Wie geil ist das denn?“ Eine neue Konstruktion im Netzwerk ihrer Nachbarn. *ZGL* 44 (1), 69–92.
- Auer, Peter & Stefan Pfänder (2011): Constructions: Emergent or emerging? In Peter Auer & Stefan Pfänder (Hrsg.), *Constructions: Emerging and emergent*, 1–21. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Bakhtin, Mikhail M. ([1979] 1986): The problem of speech genres. In Caryl Emerson & Michael Holquist (Hrsg.), *Speech genres and other late essays*, 60–102. Austin: University of Texas Press.
- Bentz, Martin, Martin Binnenhei, Georgios Coussious, Juliana Gruden, Wolfgang Imo, Lisa Korte, Thomas Rüdiger, Antonia Ruf-Dördelmann, Michael R. Schön & Sebastian Stier (2016): Von der Pathologie zum Patienten: Optimierung von Wissenstransfer und Verstehenssicherung in der medizinischen Kommunikation. *Spln: Arbeitspapierreihe Sprache und Interaktion* 3. <http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de/arbeitspapiere/arbeitspapier72.pdf> (letzter Zugriff 23. 6. 2017).
- Berger, Peter & Thomas Luckmann ([1966] 1980): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bergmann, Jörg (1987): *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin: de Gruyter.
- Bergmann, Pia, Jana Brenning, Martin Pfeiffer & Elisabeth Reber (Hrsg.) (2012): *Prosody and embodiment in interactional grammar*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Brown, Penelope & Stephen Levinson (1978): Universals in language usage: Politeness phenomena. In Esther Goody (Hrsg.), *Questions and politeness*, 56–311. Cambridge: Cambridge University Press.
- Coulmas, Florian (1981): *Routine im Gespräch. Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik*. Wiesbaden: Athenäum.
- Deppermann, Arnulf (2006): Construction Grammar – eine Grammatik für die Interaktion? In Arnulf Deppermann, Reinhard Fiehler & Thomas Spranz-Fogasy (Hrsg.), *Grammatik und Interaktion*, 43–65. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.
- Deppermann, Arnulf (2011): Konstruktionsgrammatik und Interaktionale Linguistik. In Alexander Lasch & Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik III*, 205–238. Tübingen: Stauffenburg.
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.) (2016): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. (2011): Was man braucht, kann nicht fehlen. Grammatik, Textstil und Interaktionsmodalität. In Leena Kolehmainen, Hartmut E. H. Lenk & Lisa Tiittula (Hrsg.), *Kommunikative Routinen. Formen, Formeln, Forschungsbereiche*, 153–167. Frankfurt a. M.: Lang.
- Eichinger, Ludwig M. (2016): Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, VII–XIII. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (1998): Idiomaticische Prägung. In Irmhild Barz & Günther Öhlschläger (Hrsg.), *Zwischen Grammatik und Lexikon*, 69–80. Tübingen: Niemeyer.

- Fox, Barbara (2007): On the embodied nature of grammar. Embodied being-in-the-world. In Joan Bybee & Michael Noonan (Hrsg.), *Complex sentences in grammar and discourse. Essays in honor of Sandra A. Thompson*, 79–99. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Franz, Elisa (2016): *Eine gattungsanalytische Untersuchung kommunikativer Verfahren in Speeddatinggesprächen*. Dissertationsschrift an der WWU Münster (im Fach Sprachwissenschaften).
- Franz, Elisa & Susanne Günthner (2012): Zur Konstruktion von Gender beim Speeddating: Zwischen Relevanzrückstufung und Inszenierung. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hrsg.), *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, 223–250. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Günthner, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen*. Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, Susanne (2006): Von Konstruktionen zu kommunikativen Gattungen: Die Relevanz sedimentierter Muster für die Ausführung kommunikativer Aufgaben. *Deutsche Sprache* 34 (1–2), 173–190.
- Günthner, Susanne (2011a): Between emergence and sedimentation: Projecting constructions in German interactions. In Peter Auer & Stefan Pfänder (Hrsg.), *Constructions: Emerging and emergent*, 156–185. Berlin, New York: de Gruyter.
- Günthner, Susanne (2011b): Musterhaftigkeit in alltäglichen Interaktionen – eine Analyse von was-Konstruktionen im Gebrauch. In Stephan Habscheid (Hrsg.), *Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen: Linguistische Typologien der Kommunikation*, 296–313. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Günthner, Susanne (2014): Discourse Genres in Linguistics: The Concept of ‘Communicative Genres’. In Monika Fludernik & Daniel Jacob (Hrsg.), *Linguistics and Literary Studies: Interfaces, encounters, transfers*, 307–332. Berlin: de Gruyter.
- Günthner, Susanne (2015): Grammatische Konstruktionen im Kontext sequenzieller Praktiken – ‚was heißt x‘-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch. In Jörg Bücker, Susanne Günthner & Wolfgang Imo (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik V: Konstruktionen im Spannungsfeld von sequenziellen Mustern, kommunikativen Gattungen und Textsorten*, 187–218. Tübingen: Stauffenburg.
- Günthner, Susanne (2017): Sprachliche Verfahren bei der Übermittlung schlechter Nachrichten – sedimentierte Praktiken im Kontext onkologischer Aufklärungsgespräche. *Spln: Arbeitspapierreihe Sprache und Interaktion* 73. <http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de/arbeitspapiere/arbeitspapier73.pdf> (letzter Zugriff 25. 6. 2017).
- Günthner, Susanne & Hubert Knoblauch (1994): ‚Forms are the Food of Faith.‘ Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, 693–723.
- Günthner, Susanne & Wolfgang Imo (2006) (Hrsg.): *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Günthner, Susanne & Hubert Knoblauch (2007): Wissenschaftliche Diskursgattungen – PowerPoint et al. In Peter Auer & Harald Baßler (Hrsg.), *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*, 53–65. Frankfurt am Main: Campus.
- Günthner, Susanne & Katharina König (2016): Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 177–204. Berlin, Boston: de Gruyter.

- Hrnca, Christine (2011): ‚Was heißt schon x?‘ – Relativierungsverfahren im Sprachgebrauch des Deutschen. *SASI: Studentische Arbeitspapiere zu Sprache und Interaktion* 20, Universität Münster. [http://audiolabor.uni-muenster.de/SASI/?page\\_id=121](http://audiolabor.uni-muenster.de/SASI/?page_id=121) (letzter Zugriff 25. 6. 2017).
- Hymes, Dell (1972): Models of the interaction of language and social life. In John J. Gumperz & Dell Hymes (Hrsg.), *Directions in sociolinguistics: The ethnography of communication*, 35–71. New York: Wiley-Blackwell.
- Imo, Wolfgang (2017): *Ob-Sätze in der mündlichen und schriftlichen Interaktion. Deutsche Sprache* 1/2017, 1–30.
- Knoblauch, Hubert (2012): *Powerpoint, communication, and the knowledge society*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kotthoff, Helga (2002): Dein Leid mir: Über die Kommunikation von Gefühlen in georgischen Trauer Ritualen. In Helga Kotthoff (Hrsg.), *Kultur(en) im Gespräch*, 99–150. Tübingen: Narr.
- Linell, Per (2009): *Rethinking language, mind, and world dialogically*. Charlotte: Information Age Publ.
- Linke, Angelika, Markus Nussbaumer & Paul R. Portmann (1994): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In Elisabeth Waghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén & Dessislava Stoeva-Holm (Hrsg.), *Begegnungen. Das VII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna 2009*, 23–44. Stockholm: Stockholm University Press.
- Luckmann, Thomas (1984): Das Gespräch. In Karlheinz Stierle & Rainer Warning (Hrsg.), *Das Gespräch*, 49–63. München: Fink.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Sonderheft 27, 191–211.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft. In Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Spangenberg & Dagmar Tillmann-Bartylla (Hrsg.), *Der Ursprung der Literatur*, 279–288. München: Fink.
- Luckmann, Thomas (1992): *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin: de Gruyter.
- Luckmann, Thomas (2002): *Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981–2002*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Luckmann, Thomas (2013): The communicative construction of reality and sequential analysis. A personal reminiscence. *Qualitative Sociology Review* 9 (2), 40–46.
- Lüger, Heinz-Helmut (1992): *Sprachliche Routinen und Rituale*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Maynard, Douglas W. (2003): *Bad news, good news: Conversational order in everyday talk and clinical settings*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schegloff, Emanuel A. (1986): The routine as achievement. *Human Studies* 9, 111–151.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 11. 9. 2017).
- Stein, Stephan (1995): *Formelhafte Sprache*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Arnulf Deppermann

## 3 Sprache in der multimodalen Interaktion

**Abstract:** Der Beitrag plädiert für eine Untersuchung der gesprochenen Sprache als integralem Bestandteil multimodaler Interaktionspraktiken. Das leibliche Handeln bildet die Infrastruktur für die Verwendung von Sprache, es schafft Bedingungen, Möglichkeiten und Motivationen für die Verwendung spezifischer sprachlicher Strukturen; umgekehrt wird es seinerseits durch sprachliches Handeln organisiert. Zunächst werden in dem Beitrag grundlegende Eigenschaften multimodaler Interaktion dargestellt: die Vielfalt der leiblichen Handlungsressourcen und ihre Koordination, Sequenzialität und Simultaneität von Aktivitäten, multimodale Beteiligung an der Interaktion, der Stellenwert von Raum, Objekten, Multiaktivität und Bewegung. Ebenso wird kurz auf die methodischen Grundlagen der Untersuchung eingegangen: Videoaufnahme und multimodale Transkription. An drei sprachlichen Phänomenbereichen wird dann exemplarisch gezeigt, wie sprachliche Praktiken durch ihr Zusammenspiel mit anderen leiblichen Ressourcen der Kommunikation geprägt sind. Im Einzelnen geht es um die Disambiguierung sprachlicher Praktiken durch ihre Koordination mit anderen Ressourcen, die Erweiterung sprachlicher Strukturen, die aufgrund von Rezipientenreaktionen simultan zur Turn-Produktion stattfindet, und die Verwendungen minimaler Referenzformen, die sich auf die multimodale Ko-Orientierung der Beteiligten stützt.

**Keywords:** Deixis, Diskurspartikeln, Ellipse, Interaktionale Linguistik, Konversationsanalyse, multimodale Interaktion, Referenz, Videoanalyse

### 1 Einführung

Sprache kommt im wirklichen Leben nie abstrakt, als solche, und nur selten allein vor. Immer produzieren und begegnen wir ihr in einer spezifischen materialen Form (als gesprochene oder geschriebene Sprache). Meistens wirkt sie

---

**Anmerkung:** Für Kommentare zu einer früheren Version des Textes danke ich Heiko Hausendorf, Axel Schmidt und Reinhold Schmitt.

---

**Arnulf Deppermann**, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, D-68161 Mannheim,  
E-Mail: [deppermann@ids-mannheim.de](mailto:deppermann@ids-mannheim.de)

zusammen mit anderen kommunikativen Ressourcen (dem Körper, Bildern, Filmen, Objekten). Welche sprachlichen Praktiken angemessen und für die Verständigung hinreichend sind, hängt von den InteraktionsteilnehmerInnen, der Räumlichkeit, akustischen Bedingungen, sichtbaren Objekten und vielem anderen mehr ab. Sprache ist also, zumal in der Interaktion unter Anwesenden, eingebettet in eine Infrastruktur leiblichen Handelns. Am folgenden Ausschnitt einer sozialen Interaktion können wir grundlegende Eigenschaften dieser Verwobenheit von Sprache mit dem leiblichen Handeln erkennen. Wir befinden uns bei einer Fortbildung von professionellen Rettungssanitätern, in der diese Notfälle durchspielen, um die Teamkooperation zu verbessern. In diesem Fall liegt eine Motorradfahrerin nach einem Zusammenstoß mit einem Auto am Boden. Die Sanitäter suchen die Ringerlösung (eine isotonische Elektrolytlösung), mit der die Patientin versorgt werden soll, während sie sie am Arm verbinden.

(1) FOLK\_E\_00138\_SE\_01\_T\_01, c842, 11:12–11:28: Rettungssanitäterübung<sup>1</sup>

01 EL: aber (.) wo\_s jetzt die RINGer-  
 02 AS1: (0.5) d\_RINGer liegt daneben da [unten.]  
 03 EL: [ah- ]  
 04 (1.4)  
 05 AS1: dort JETZT,  
 06 (2.6)  
 07 EL: also (.) halt mal,=  
 08 AS2: =DRAN machen oder nich?=  
 09 EL: =und halt mal HOCH und guck ob sie läuft.



**Abb. 3.1:** Rettungssanitätereinsatz.

<sup>1</sup> Transkriptionen nach GAT 2 (Selting et al. 2009), die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt. Die hier verwendeten Datenbeispiele sind über die Daten-

Die Lektüre des Transkripts allein lässt zahlreiche Fragen offen: Was ist „die ringer“? Wo ist „daneben“ (Z. 02)? Warum muss „da“ in Zeile 02 noch ergänzt werden? Was ist mit „dort jetzt“ gemeint (Z. 05)? Was soll in den Zeilen 07–09 gehalten werden und wo soll es „dran“ gemacht werden? Abb. 3.1 vermittelt uns zwar eine grobe Idee der Interaktionssituation. Es hilft aber wenig, um die konkreten sprachlichen Wahlen, die intendierten Referenten und ihre Relevanz für die Erbringung der Erste-Hilfe-Leistung zu verstehen. Dazu ist es notwendig zu analysieren, wie die sprachlichen Äußerungen mit anderen multimodalen Ressourcen koordiniert werden.

Bereits Bühler ([1934] 1982: 155) meinte, dass sprachliche Zeichen oft wie Wegweiser eingesetzt werden, die die Synchronisation ansonsten stummer körperlicher Verhaltensströme regeln. Während Sprache in manchen Episoden sozialer Praxis keine bzw. nur eine untergeordnete Rolle spielt (z. B. beim Musizieren oder Schachspielen), ist sie dagegen in anderen dominant (z. B. in einer politischen Diskussion oder einem Vortrag). In jedem Falle ist Sprache aber kein autonomes Medium, sondern eine Ressource des leiblichen Handelns, die im Zusammenspiel mit anderen Bedeutung vermittelt, soziale Beziehungen herstellt und Handlungsprozesse organisiert.

In diesem Beitrag wird zunächst diskutiert, wie sich die multimodale Forschungsperspektive entwickelt hat (Unterkapitel 2 und 3). Ich gehe dann kurz auf die methodischen Grundlagen und Konsequenzen des veränderten Gegenstandsverständnisses ein (Unterkapitel 4). Sodann werden grundlegende Strukturen der multimodalen Interaktion dargestellt (Unterkapitel 5). Sie bilden die Infrastruktur für den Gebrauch von Sprache in der sozialen Interaktion zwischen Anwesenden. Schließlich wird an einigen sprachlichen Strukturen gezeigt, warum eine multimodale Analyse notwendig ist, um die schrittweise Konstitution, die Art und Weise des Einsatzes und die Motivation sprachlicher Strukturen in der sozialen Interaktion zu erklären (Unterkapitel 6).

## 2 Von der Welt als Text zur leiblichen, multimodalen Interaktion

In den Wissenschaften herrschte bis in die 1990er Jahre ein intellektualistisches Verständnis von Sprache und Bedeutung vor. Im strukturalistischen wie

---

bank für Gesprochenes Deutsch (DGD, [dgd.ids-mannheim.de](http://dgd.ids-mannheim.de)) verfügbar. Im Transkriptkopf wird jeweils das Gesprächsereignis (z. B. „FOLK\_E\_00 138\_SE\_01“), das zugehörige Transkript (z. B. „T01“) sowie die Nummer des ersten im Ausschnitt wiedergegebenen Beitrags (*contribution*, z. B. „c842“) angegeben; es folgt der Zeitausschnitt im Video.



im generativen Paradigma wurde Sprache als abstraktes System begriffen, welches unabhängig von seiner medialen Realisierung zu beschreiben ist. Auch in der Pragmatik, die ja einem weit verbreiteten Verständnis nach die Verwendung von Sprache im Kontext zu untersuchen hat, wurde Sprachgebrauch als Austausch abstrakter Symbole verstanden. Kontext kam hier als Kotext, als soziale oder als kognitive Faktoren, die den Sprachgebrauch bedingen, ins Spiel. Die Formel „Welt als Text“ (Garz & Kraimer 1994) bringt die entsprechende epistemologische Position griffig auf den Punkt: Jede bedeutungsvolle Struktur ist textförmig organisiert, Bedeutung ist an Versprachlichung gebunden. Seit Ende der 1990er Jahre lässt sich dagegen ein *visual turn* (Bachmann-Medick 2006) konstatieren, der gegenläufig zur Fetischisierung des Texts die (kulturgeschichtlich wohl zunehmende) Rolle des Visuellen in der Gesellschaft der Gegenwart und seine Wichtigkeit für Wahrnehmung, Handeln und Sinnkonstitution betont. Die Entdeckung der Bedeutung des Visuellen für die menschliche Kommunikation geht Hand in Hand damit, den Stellenwert von Materialität und Medialität für die Kommunikation zu erkennen (z. B. Schneider & Albert 2013). Damit rücken der Körper und mit ihm die Leiblichkeit des Handelns ins Zentrum des Verständnisses sprachlicher Kommunikation. Darum wird es in diesem Text gehen. Multimodalität wird hier in der mündlichen Interaktion kopräsender InteraktionsteilnehmerInnen behandelt.<sup>2</sup>

### 3 Kurzer Abriss der Geschichte der Erforschung multimodaler Interaktion

Die frühesten wissenschaftlichen Filmaufnahmen (bzw. Serienbilder) menschlicher Aktivitäten (Muybridge 1901) richteten sich auf motorische Abläufe und (etwas später) die ethnologische Dokumentation außereuropäischer Kulturen (de Brigard 1995). Das Interesse an der multimodalen Organisation sozialer Interaktion begann in den 1950er Jahren in der *context analysis* der Palo Alto Group, einer Gruppe von Psychiatern, Anthropologen und Soziologen, die die behavioralen Grundlagen von Beziehungssystemen auf der Basis von Videoaufnahmen von Therapiesitzungen untersuchten (Birdwhistell 1970; Schefflen 1972; Leeds-

---

<sup>2</sup> Es interessiert uns in diesem Beitrag also weder die Multimodalität bzw. Multimedialität von Texten, Bildern und Filmen (Baldry & Thibaut 2005) oder von computervermittelter Kommunikation, etwa in *social media*, die zunehmend ins Zentrum der linguistischen Internetforschung rückt (vgl. Marx & Weidacher 2014), noch die Multimodalität sensorischer und motorischer Systeme von künstlichen Agenten in der Robotik (Grifoni 2009).

Hurwitz 2010). Aus diesen Anfängen entwickelte sich einerseits die experimentelle psychologische Erforschung nonverbaler Kommunikation, vor allem der emotionalen Valenzen des Gesichtsausdrucks (Ekman, Friesen & Ellsworth 1972), andererseits die Gestenforschung (Kendon 1972). Erving Goffmans Soziologie der rituellen Organisation alltäglicher Interaktionen (z. B. Goffman 1967) beruht wesentlich auf Analysen nonverbaler Ausdrucksformen; allerdings stützte er sich nicht auf Filmaufnahmen, sondern auf teilnehmende Beobachtung. Die Untersuchung verbaler Interaktionen war seit Anfang der 1960er Jahre Gegenstand der Konversationsanalyse (Sacks 1963, [1964–1972] 1992). Von Beginn an (und teilweise bis heute) arbeitete die Konversationsanalyse mit Audioaufnahmen und Verbaltranskripten, obwohl es auch Ansätze zur Beschäftigung mit Gestik auf Grundlage von Videodaten gab (Sacks & Schegloff [1974] 2002; Schegloff 1984). Die erste systematische Untersuchung konversationeller Strukturen auf Basis von Videoaufnahmen legte Charles Goodwin in seiner Dissertation 1981 vor. Die Goodwins (Goodwin & Goodwin 1986; Goodwin 1980) und Heath (1986) waren die Pioniere der multimodalen Analyse sozialer Interaktionen. Sie haben seither Interaktionen in einer Vielzahl von Settings untersucht (Goodwins: z. B. Tischgespräche, Kinderspiele, archäologische Ausgrabungen, Flughafenüberwachung, ozeanographische und geographische Expeditionen; Heath: z. B. Arzt-Patient-Gespräche, U-Bahn-Überwachung, Börsenhandel, Kunstauktionen, Museumsbesuche). Während sich die psychologische Untersuchung nonverbaler Kommunikation auf einzelne Kommunikationskanäle in Isolation bezieht und in Experimenten ihre kontextfreie expressive bzw. semiotische Funktion zu ermitteln sucht (z. B. Argyle 1975), richtet sich der soziologische Ansatz auf die Organisation des multimodalen Handelns in authentischen Kontexten sozialer Interaktion (Heath & Luff 2013). Gearbeitet wird hier mit Feldaufnahmen, um zu analysieren, wie kontextspezifische Handlungsaufgaben multimodal bewältigt werden (Heath, Hindmarsh & Luff 2010). Es werden multimodale Praktiken (Mondada 2014a, 2016a; siehe auch Deppermann, Feilke & Linke 2016) identifiziert, mit denen bestimmte Handlungen in bestimmten Kontexten vollzogen werden.

## **4 Methodische Erfordernisse der Untersuchung multimodaler Interaktion**

Wenn wir soziale Interaktion zwischen räumlich ko-präsenten TeilnehmerInnen untersuchen wollen, sind Videoaufnahmen unerlässlich (Heath, Hindmarsh & Luff 2010; Mondada 2013). Dies ergibt sich aus dem Imperativ der

‚konstitutionslogischen Vollständigkeit des Datums‘: Für eine gegenstandsangemessene Analyse ist es erforderlich, dass wir als AnalytikerInnen Zugang zu den gleichen Handlungen und Ereignissen wie die Interaktionsbeteiligten haben, um nachvollziehen zu können, worauf sie in der untersuchten Situation reagieren und welche Ressourcen sie zur Organisation ihres Handelns benutzen. Können die InteraktionsteilnehmerInnen einander visuell wahrnehmen, benötigen wir also Videodaten, wenn wir nicht Fehlanalysen, Verständnislücken und das Übersehen relevanter Konstitutionsbedingungen und Vollzüge des Handelns riskieren wollen.<sup>3</sup>

Im Unterschied etwa zu Aufnahmen für psychologische Untersuchungszwecke oder zu massenmedialen Filmaufnahmen ist es erforderlich, nicht nur einzelne Akteure herauszugreifen, sondern die gesamte interaktive Konstellation einschließlich der für das Handeln der Beteiligten relevanten räumlichen Umgebung zu erfassen. Oftmals müssen mehrere Videokameras und zusätzliche Mikrofone eingesetzt werden, um die Szenerie aus verschiedenen Blickwinkeln zu erfassen, eine gute Tonqualität aller Beiträge sicherzustellen und die wünschenswerte Konzentration auf das Handeln von Fokuspersonen (Schmitt & Deppermann 2007), die eine zentrale Rolle in der aufgenommenen Interaktion spielen, mit der Erfassung der Gesamtszene zu verbinden.

Um Videodaten, zumal im Kontext eines linguistischen Untersuchungsinteresses, auszuwerten, ist eine Audiotranskription nach üblichen Standards der gesprächsanalytischen Transkription notwendig (wie CA, Hepburn & Bolden 2017, oder wie in diesem Artikel – und im deutschen Sprachraum üblich – nach GAT 2, Selting et al. 2009). In die Transkripte (bzw. den Analysetext) werden Standbilder aus den Videodaten eingefügt. Ihre Auswahl ist von dem zu untersuchenden Phänomen und den Phasen seines Verlaufs, die für die Analyse von Belang sind, sowie ästhetischen Kriterien (Sichtbarkeit, Kontrast, Bildqualität etc.) abhängig (siehe dazu Stukenbrock 2009; Mondada 2016b; Schmitt 2016). Zur Frage der visuellen Transkription existieren unterschiedliche Positionen. Manche Forscher verzichten auf die visuelle Transkription und ziehen die detaillierte Beschreibung der für die Untersuchung relevanten visuellen Ereignisse im Analysetext vor. Der Vorteil liegt in der Möglichkeit, viele verschiedenartige, oft nur sehr kurz währende Aktivitätsmomente mit einer Genauigkeit und

---

<sup>3</sup> Auch ein Video dokumentiert nicht vollständig die sinnliche Erfahrung in einer Interaktion. Olfaktorische, gustatorische und haptisch-taktile Erlebnisse werden nicht repräsentiert. Allerdings ist anzunehmen, dass olfaktorische und gustatorische Aspekte für viele Interaktionen nicht relevant sind. Haptisch-taktile Erlebnisse haben oft einen sichtbaren Aspekt, der im Video zu beobachten ist und so wenigstens teilweise zum Analysegegenstand werden kann (Mondada 2016a).

Ausführlichkeit zu beschreiben, die im Rahmen des knapp bemessenen Raumes einzelner Transkriptzeilen nicht zu leisten und außerdem schwer zu rezipieren ist. Ein anderes Motiv des Verzichts auf ein Transkript kann darin bestehen, Aktivitätsphasen zu beschreiben, während derer nicht gesprochen wird. Der Nachteil dieses Verfahrens besteht darin, dass der Verlauf des visuellen Handelns in Bezug auf das verbale und auf zeitliche Parameter ohne Transkript nur unzulänglich wiederzugeben ist. Außerdem besteht die Gefahr, dass nur die visuellen Ereignisse wiedergegeben werden, die der Analytiker für relevant hielt. Damit wird aber dem Leser (und auch dem Analytiker selbst!) die Möglichkeit genommen, durch eine kontinuierliche Darstellung visueller Ereignisse (z. B. der Blickorganisation oder einer Gestenfolge) den Verlauf des kinesisch-visuellen Handelns und das Zusammenspiel verschiedener modaler Ressourcen miteinander systematisch in ihrem Verlauf zu verfolgen. Bislang gibt es für die visuelle Transkription keinen Standard. Es ist auch nicht zu sehen, wie zahlreiche Aspekte der visuellen Transkription standardisiert werden sollten. Die wesentlichen Gründe dafür liegen darin, dass die visuelle Transkription im Unterschied zur auditiven nie vollständig, sondern immer nur selektiv sein kann und sich auf die Verhaltensereignisse und Umgebungsaspekte beschränkt, auf die sich die InteraktionsteilnehmerInnen in ihrem Handeln selbst erkennbar beziehen. Je nach Untersuchungsfragestellung sind außerdem andere Ereignisse in unterschiedlicher Feinkörnigkeit der Beschreibung relevant. Aus diesen Gründen hat das visuelle Transkript einen anderen epistemologischen und forschungspraktischen Status als das Audiotranskript: Es ist weniger die Grundlage einer Datenanalyse als vielmehr ihr Produkt; es entwickelt sich im Verlauf der Analyse und manifestiert, welche Ereignisse und welche Modalitäten des Handelns als grundlegend für die untersuchte Interaktion erkannt worden sind (Mondada 2018). In diesem Artikel wird die in der multimodalen Interaktionsanalyse am meisten verbreitete Konvention angewandt (Mondada 2014b, 2018). Ihre Besonderheit im Vergleich zu anderen Systemen besteht darin, dass in Anlehnung an Kendon (2004) der genaue Zeitverlauf des Einsatzes (*onset*) und der Beendigung (*offset*) einer Aktivität, ihre Vorbereitung (*preparation*), ihr Höhepunkt (*apex/stroke*), das Anhalten einer Aktivität (*post-stroke hold/freeze*) und ihr Rückzug (*retraction*) bzw. die Transition zwischen verschiedenen Aktivitäten wiedergegeben wird. Die präzise und kontinuierliche Repräsentation zeitlicher Verläufe ist unabdingbar um festzustellen, wie soziale Handlungszusammenhänge durch die simultane und sequenzielle Koordination verschiedener multimodaler Ressourcen entstehen.

## 5 Grundlegende Strukturen multimodaler Interaktion

Die Produktion und die Bedeutung sprachlicher Strukturen entfalten sich im Zusammenspiel mit anderen leiblichen Modalitäten des Kommunizierens und mit der räumlichen Umgebung. Um besser zu verstehen, wie sprachliche Praxis durch diese Konstitutionsbedingungen geprägt ist und umgekehrt selbst zu ihnen beiträgt, ist es zunächst notwendig, universale Strukturen multimodaler Interaktion in den Blick zu nehmen, die die Konstitution sprachlicher Praxis bestimmen und damit auch für ihre adäquate Analyse grundlegend sind.

### 5.1 Multimodale Ressourcen und multimodale Praktiken

Multimodale Interaktion unter Anwesenden ist leibliche Interaktion. Der Begriff der ‚Leiblichkeit‘ erscheint geeigneter als derjenige der ‚Multimodalität‘, um zu fassen, dass Handeln intentionale körperliche Aktivität ist, welche größtenteils nicht bewusst, nicht sprachlich und nicht reflektiert geschieht, dennoch aber sinnhaft orientiert und holistisch geformt ist (vgl. Merleau-Ponty [1945] 1966). ‚Multimodalität‘ hebt dagegen hervor, dass leibliches Handeln Ressourcen verschiedener Modalität benutzt. Diese Ressourcen sind Vokalität (einschließlich Sprache und Prosodie), Gestik, Blick, Mimik, die Einnahme von Körperposituren, die Bewegung im Raum und der Umgang mit Objekten. ‚Multimodalität‘ impliziert also einen analytischen Blick, der auf den spezifischen Einsatz, die besondere Leistung und die Koordination der einzelnen Ressourcen fokussiert. Die alltagsweltliche Akteursperspektive ist dagegen holistisch, sie versteht ganzheitliche Bedeutungen.

In der multimodalen Interaktion benutzen die Teilnehmer multimodale Praktiken. Diese bestehen in zeitlich organisierten Mustern der Koordination multimodaler Ressourcen (Wie) zum Vollzug bestimmter Handlungen (Wozu). Oftmals sind sie an bestimmte Kontexte (Wann) gebunden. Ein besonders gut untersuchtes Beispiel ist die Organisation der lokalen Referenz mit deiktischen Mitteln (C. Goodwin 2003; Fricke 2007; Stukenbrock 2015). Im Ausschnitt (1) aus der Rettungsübung antwortet AS1 auf die Frage von EL, wo sich die Ringelösung befindet (Auszug aus (1), Transkript multimodal erweitert):<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Transkription der multimodalen Phänomene nach Mondada (2014); siehe Unterkapitel 9 für eine Auflistung der verwendeten Konventionen.

(1) FOLK\_E\_00138\_SE\_01\_T\_01, c842, 11:12–11:28: Rettungssanitätäerübung

02 AS1: +(0.5) d\_%RINGER %liegt #da\*neben +%da#\*[unten.]

as1: +Blick->Ringer-----+.....+Blick->  
Strips-->

as1: \*.....\*zeigt\*,,,

03 EL: [ah- ]

el: gradeaus-%.....%Blick->links-----%.....%Blick->  
Ringer---->

#Abb.3.2

#Abb.3.3



**Abb. 3.2:** AS1 bereitet Strip vor, OC sucht Ringerlösung.



**Abb. 3.3:** AS2 zeigt auf Ringerlösung mit linkem Daumen, OC schaut auf Ringerlösung.

Schon vor Beginn seiner Antwort schaut AS1 auf die Flasche mit der Ringerlösung, die rechts vor dem Fahrzeug liegt. Währenddessen blickt EL vor sich auf den Boden, wo er die Ringerlösung sucht. Als AS1 zu antworten beginnt, wendet EL seinen Blick nach links. Dorthin schaut er, als AS1 den ersten Lokalisierungsausdruck „daneben“ verwendet (Abb. 3.2). EL richtet seinen Blick aber auf einen Suchraum (C. Goodwin 2003), in dem sich die Flasche nicht befindet. Daraufhin präzisiert AS1 die Referenz durch eine Zeigegeste, deren Apex (Kendon 2004) mit der Produktion des deiktischen Ausdrucks „da“ koinzidiert (Abb. 3.3). EL folgt der Zeigegeste mit seinem Blick und macht mit der Partikel „ah-“ (Z. 03) deutlich, dass er nun das gewünschte Objekt identifiziert hat.

Diese Episode ist ein typisches Beispiel der multimodalen Praktik deiktischer Raumreferenz (Stukenbrock 2015). Sie beinhaltet seitens desjenigen, der referiert, die Koordination von Blick und Zeigegeste auf das Verweisziel sowie deiktischem Ausdruck; dabei gehen Blick und Ansatz der Zeigegeste der Nennung des Deiktikums oft voraus. Der Adressat folgt der Zeigehandlung mit seinem Blick (*gaze-following*) und verdeutlicht mit einer anschließenden Verste-

hensdokumentation, dass erfolgreich geteilte Aufmerksamkeit (*joint attention*) hergestellt und der Referent identifiziert wurde. Die multimodale Praktik besteht in einer systematischen Koordination unterschiedlicher multimodaler Ressourcen. Praktiken sind zwar durch bestimmte materiale Ressourcen und Verhältnisse zeitlicher Koordination ihrer Form nach bestimmt; sie sind aber flexibel und können an unterschiedlichste Situationen angepasst werden. So kann z. B. nicht nur mit dem Zeigefinger oder der Hand, sondern auch mit Objekten, Augen- oder Kopfbewegungen, den Lippen oder dem ganzen Körper gezeigt werden (Enfield 2009).

Koordination geschieht sowohl intra- als auch interpersonal (Deppermann & Schmitt 2007; Deppermann 2014). Intrapersonal koordiniert bspw. der Referierende das Timing von Blick, Zeigegeste und Strukturierung seines Redebeitrags. Interpersonal koordinieren beide Akteure ihre Aktivitäten. So reagiert der Referierende AS1 in Ausschnitt 1 darauf, dass der Adressat EL an der falschen Stelle sucht, indem er mit seiner Zeigegeste und dem Lokaldeiktikum „da“ (Z. 02) die erste unspezifische Raumreferenz „daneben“ (Z. 02) weiter präzisiert. Der Adressat seinerseits folgt mit dem Blick der Zeigegeste. Das Beispiel zeigt, wie die intrapersonale Koordination mit der interpersonalen verknüpft ist: Der Einsatz unterschiedlicher Ressourcen wird fortlaufend an die Reaktionen des Gegenübers angepasst.

Die Analyse des Beispiels zeigt, warum eine genaue multimodale Transkription nicht nur der sprachlichen Äußerungen, sondern auch der kinesisch-visuellen Aktivitäten wichtig ist. Die genauen Zeitverhältnisse des Einsatzes der einzelnen Ressourcen, ihre Ausgestaltung und Bewegungsrichtung sind erst mit Hilfe des multimodalen Transkripts präzise zu bestimmen. Das gilt zumal für das Verhältnis der Aktivitäten mehrerer Beteiligter. Die Transkription wirkt methodisch disziplinierend, da sie zum systematischen Verfolgen der Verwendung der einzelnen Ressourcen über die Episode hinweg zwingt und die Aufgabe stellt, eine genaue, stimmige und lückenlose Analyse der Produktion der Aktivitäten und ihrer Transitionsmomente zu liefern. Für den Leser wird durch das Transkript die Fundierung der Analyse in einer Weise transparent und prüfbar, wie es bei einer Beschreibung in Prosa nicht möglich ist.

In früheren Forschungsansätzen wurde zumindest begrifflich die Sprache als dominante Kommunikationsressource verstanden. Der Begriff der ‚nonverbalen Kommunikation‘ behandelt alle nicht-sprachlichen „Kommunikationskanäle“ als kontrastive Restkategorie; die soziolinguistische Theorie der *contextualization of language* (Auer & di Luzio 1992; Gumperz 1982) versteht Sprache als etwas, das im konkreten Gebrauch kontextualisiert wird. In der sozialen Interaktion ist aber Sprache keineswegs immer die primäre Ressource des Handelns – die Rettungsübung etwa zielt nicht darauf ab sich zu unterhal-

ten, sondern die medizinische Erstversorgung von Patienten einzuüben. Ebenso entspricht es nicht der Handlungsperspektive von Beteiligten, für abstrakte sprachliche Formen einen Kontext herzustellen, sondern mit Hilfe des koordinierten Einsatzes verschiedener körperlicher Ressourcen bestimmte Handlungen zu vollziehen. Sprache ist also ein integrales Element von multimodalen Praktiken. Daher ist es methodologisch und begrifflich nicht angemessen, von einem apriorischen Primat der Sprache in der sozialen Interaktion auszugehen (Schmitt 2015). Vielmehr ist es eine empirische Forschungsfrage, welche Rolle der Sprache in einem konkreten Interaktionskontext in Relation zu anderen Ressourcen zukommt (Mondada 2016b). Allerdings ist Vokalität, zumal wenn sie sprachlich artikuliert wird, die einzige Ressource, die auf Kommunikation spezialisiert ist. Sie steht daher von vornherein unter Semiotizitätsverdacht. Wenn Sprache benutzt wird, so können wir aber annehmen, dass sie (fast) immer auch eine kommunikative Verwendung hat.<sup>5</sup> Dies gilt für andere körperliche Ausdrucksformen nicht in vergleichbarer Weise, denn sie können immer auch nicht-kommunikativ eingesetzt werden. Die interaktionale Linguistik wendet sich natürlich solchen Typen multimodaler Interaktion zu, in denen Sprache eine tragende Rolle spielt. Dabei kann es sich um empraktische Interaktion handeln, bei der das gegenständliche Handeln den Handlungszweck bildet, während Sprache eine organisierende Rolle zukommt (wie im Erste-Hilfe-Training, in praktischen Fahrstunden oder beim Fußballspiel). Aus der Sicht einer mikrosoziologischen Praxeologie sind dagegen Formen der leiblichen sozialen Koordination („Interkorporealität“) ebenso interessant, bei denen Sprache keine Rolle spielt (Schmitt 2015; Meyer, Streeck & Jordan 2017).

## 5.2 Zeitlichkeit: Sequenzialität und Simultaneität

Soziale Interaktionen sind Vollzugswirklichkeiten (Bergmann 1985). Es war die grundlegende Erkenntnis der Konversationsanalyse, dass diese durch die sequenzielle Organisation von Handlungen hergestellt werden (Schegloff 2007). Sowohl die Bedeutung als auch die Konstruktion (*composition*) eines Turns in der Interaktion ist durch seine Position (*position*) im sequenziellen Ablauf einer Interaktion bestimmt (vgl. Clift 2016). Jeder Turn ist auf einen vorangehenden Kontext zugeschnitten (*context-sensitive*); zugleich schafft er einen neuen Kontext (*context-renewing*; Heritage 1984: 242). Zur Schaffung neuer Kontexte gehört die Stiftung von Projektionen, d. h. die (normative) Erwartung an Turn-

---

<sup>5</sup> Ausnahmen sind beispielsweise das Einüben von Sprechtexten in einer Theaterprobe (Schmidt 2014) oder das Stimmtraining eines Moderators vor Sendebeginn.



Fortsetzungen oder nächste Handlungen des Adressaten (Auer 2005). Für die Linguistik hat diese retrospektiv-prospektive Orientierung des Handelns (siehe auch Deppermann & Günthner 2015) die Konsequenz, dass grammatische Praktiken und die Herstellung von Bedeutung temporalisiert zu denken sind.

Die multimodale Perspektive erweitert den Blick auf Zeitlichkeit. Leibliches Handeln wird nicht nur sequenziell konstituiert; simultane Verhältnisse spielen eine ebenso fundamentale Rolle. Wir sahen dies bereits in unserem Beispiel aus Ausschnitt (1): Blick, Zeigegeste und Sprechen werden vom Referierenden simultan eingesetzt. Der Adressat reagiert bereits während des referierenden Turns mit *gaze-following* und zeigt noch vor seinem Ende an, dass die Suche erfolgreich war.

In der konversationsanalytischen Literatur kommt Simultaneität nur im Falle der Überlappung von Sprecherbeiträgen (*overlap*) ins Spiel (Sacks, Schegloff & Jefferson 1974; Jefferson 2004). Simultane Ereignisse sind aus dieser Sicht die Ausnahme und ein „Unfall“, in dem das Prinzip des Rederechts (*floor*), des „one speaker at a time“ (Sacks, Schegloff & Jefferson 1974: 700) verletzt wird. In der leiblichen Interaktion ist aber der simultane Einsatz mehrerer Ressourcen bei mehreren Beteiligten nicht die Ausnahme, sondern unvermeidlich. Das Konzept der Überlappung ist nicht brauchbar, um diese simultanen Verhältnisse zu beschreiben (Schmitt 2005).

Interaktivität beginnt nicht erst nach einem Sprecherwechsel. In *face-to-face*-Interaktion ist der Turn selbst eine mehr oder weniger interaktive Konstruktion.<sup>6</sup> SprecherInnen beobachten die Reaktionen ihrer GesprächspartnerInnen während ihres Turns (C. Goodwin 1979; M. H. Goodwin 1980) und passen die Fortsetzung der Produktion ihres eigenen Turns an diese Reaktionen an.

Die simultanen Reaktionen der Adressaten stellen eine mikrosequenzielle, interaktive Responsivität innerhalb einzelner Turns bzw. Handlungen dar. Handlungen werden nicht *en bloc* vollzogen und dann erst der Reaktion des anderen überantwortet.<sup>7</sup>

---

6 Tatsächlich existiert diese Form der Interaktivität in räumlich getrennter, computervermittelter Interaktion, etwa beim Chat, nicht (siehe Beißwenger 2007). Die simultane interaktive Rückkopplung ist auch bei Kopräsenz beeinträchtigt, wenn die Beteiligten bspw. eine *side-by-side*-Position einnehmen und daher nur ein eingeschränktes geteiltes Gesichtsfeld haben oder wenn kein Blickkontakt besteht (Oloff i. Dr.).

7 Dies ist allerdings bei den meisten Formen der computervermittelten Interaktion so – mit gravierenden Konsequenzen für Beitragskonstruktion und Verstehenssicherung (Beißwenger 2007).

### 5.3 Interaktiv Beteiligte statt Sprecher vs. Hörer

Für Linguistik und Kommunikationswissenschaft ist die Sprecher-Hörer-Beziehung die Grundeinheit des kommunikativen Austauschs. Während dieses Modell sicher für einen rein akustisch vermittelten Austausch (wie durchs Telefon) geeignet ist, reicht es für leibliches Interagieren unter der Bedingung von Kopräsenz nicht aus. Die Reduktion der Beteiligten auf Sprecher und Hörer ist irreführend, da mit ihr die konstitutive Rolle anderer Handlungsressourcen übersehen wird. Auch „verbal abstinente“ InteraktionsteilnehmerInnen (Schmitt 2012) tragen durch Mimik, Blick, Nicken, Körperpostur etc. zur Konstitution des interaktiven Handelns bei (5.2). Hörer sind oftmals viel mehr als nur das, ebenso wie Sprecher meist Weiteres tun als nur zu sprechen. Als alternative Grundkategorie zu ‚Sprecher-Hörer‘ bietet sich die Kategorie der ‚Beteiligten‘ (*participants*) an, die bereits Goffman (1979) vorgeschlagen hatte. Während er hier an die Weisen dachte, in denen Menschen an der Produktion einer verbalen Äußerung beteiligt sein (z. B. als *animator*, *author* oder *sponsor*) und als Rezipienten an einem Kommunikationsereignis teilnehmen können (z. B. als *ratified* oder *non-ratified participant*, als *overhearer* oder *eavesdropper*), führt eine Dynamisierung des Konzepts der Beteiligung (siehe dazu Goodwin & Goodwin 2004) unweigerlich dazu, auch die leiblich-räumliche Beteiligung als grundlegende Dimensionen anzuerkennen (Deppermann & Schmitt 2007).

### 5.4 Raum

Hausendorf & Schmitt (in diesem Band) führen aus, dass Raum in wenigstens drei Hinsichten in Interaktionen unter Bedingungen von Kopräsenz ins Spiel kommt:

- als mit Bezug auf die Potenziale des Handelnden bestehende Vorgabe („Interaktionsarchitektur“), die bestimmte Möglichkeiten und Grenzen der Raumnutzung bereithält (wie z. B. Begehbarkeit, Sichtbarkeit, mögliche Sitzordnungen, vgl. den Begriff der *affordances*, Gibson 1979),
- als übliche bzw. sozial sanktionierte Formen der Raumnutzung („Sozialtopographie“, z. B. welche Mitglieder welcher sozialen Kategorien welche Raumabschnitte für welche Handlungen benutzen dürfen) und
- als Ressource, die Interaktionsteilnehmer für den Vollzug ihrer Handlungen nutzen können (siehe auch Hausendorf, Mondada & Schmitt 2012).

Der für die Beteiligten *hic et nunc* relevante Interaktionsraum muss interaktiv immer wieder aufs Neue hergestellt werden, beispielsweise durch die Körperausrichtung zueinander und zu relevanten Objekten, Raumsegmenten und

Richtungen (Hindmarsh & Heath 2000; Mondada 2007a, 2009). Dies hat zur Konsequenz, dass die Bühler'sche ich-hier-jetzt-Origo (Bühler [1934] 1982) durch die raumzeitliche Positionierung des Handelnden allein für den erfolgreichen Handlungsvollzug noch nicht hinreichend bestimmt ist. Sie bedarf zusätzlich der räumlichen Ko-Orientierung (*joint attention*) mit dem Gesprächspartner, die reflexiv selbst durch Handlungen herzustellen ist.

## 5.5 Objekte

Objekte spielen in fast jeder Interaktion eine Rolle – selbst in verbal dominierten Tischgesprächen werden Tassen, Besteck, Smartphones usw. häufig interaktiv relevant (z. B. Hoey 2015). Umso wichtiger sind sie in empraktischen Interaktionen, wie in den *workplace studies*, die die multimodale Interaktion in Arbeitskontexten untersuchen (Heath & Luff 2000, 2013). Ähnlich wie dies in 5.4 für den Raum festgestellt wurde, kommen Objekte als physikalisch-materiale Bedingungen, als mit sozial bestimmten üblichen und erwartbaren Nutzungsweisen assoziierte Gegenstände und als in der konkreten Interaktion in bestimmter Weise genutzte Ressourcen ins Spiel. Die interaktive Nutzung entspricht dabei häufig nicht der konventionellen; z. B. werden Stifte zum Zeigen oder zur Beanspruchung des Rederechts benutzt (Mondada 2007b), das Absetzen einer Tasse signalisiert das Ende eines Gesprächsthemas (Mondada 2015) oder das Aufstellen eines Ordners, dass eine Besprechungspause zu beenden sei (Deppermann, Schmitt & Mondada 2010). Viele Objekte haben selbst semiotische Qualitäten. Über Objekte, die Kommunikationsmedien sind, wird die Interaktion unter den Beteiligten vor Ort mit mediatisierter Interaktion mit Nichtanwesenden verknüpft (Heath & Hindmarsh 2000).

Objektbezogene Praktiken finden häufig im Kontext professioneller Routinen mit funktionsrollenspezifischen Zuständigkeiten statt (Schmitt & Deppermann 2007). Sie erfordern professionelle Wissensbestände und Weisen des Wahrnehmens, eine *professional vision* (C. Goodwin 1994, 1997) für die schnelle, korrekte und relevante Eigenschaften erkennende Identifikation und Kategorisierung von Objekten. Die spezifische professionelle Perspektive manifestiert sich auch sprachlich, z. B. in Praktiken der Objektreferenz (Hindmarsh & Heath 2000), für die oft professionsspezifisches Vokabular benutzt wird. In unserem Eingangsbeispiel kürzen die Rettungssanitäter beispielsweise die Ringerlösung als „ringer“ ab.

## 5.6 Multiaktivität

In vielen Interaktionen bearbeiten die Interaktionsteilnehmer nicht nur einen, sondern mehrere Aktivitätsstränge parallel. Dies wird als ‚Multiaktivität‘ (*multi-activity*, Haddington et al. 2014) bezeichnet. *Multi-* bezieht sich dabei auf verschiedene Handlungen, nicht auf den Einsatz verschiedener multimodaler Ressourcen für eine Handlung. So wäre z. B. die Koordination von Blick, Gestik und Sprache bei der Raumreferenz keine Multiaktivität, denn alle drei Ressourcen sind hier im Dienste der Handlung des Referierens. Wenn der Akteur aber gleichzeitig ein Auto steuert, haben wir es mit Multiaktivität zu tun. In unserem Eingangsbeispiel etwa findet die Suche nach der Ringerlösung statt, während der Einsatzleiter und sein Assistent einen Verband am Patienten anbringen. Multiaktivität kann verschieden organisiert sein: Aktivitäten können simultan erfolgen; für den einzelnen Beteiligten bedeutet dies, dass er den beiden Aktivitäten jeweils unterschiedliche Ressourcen widmen muss, z. B. spricht der Einsatzleiter über die Ringerlösung, hört AS1 zu und schaut auf dessen Gesten, während er manuell mit dem Verband beschäftigt ist. Längere Phasen simultaner Bearbeitungen sind selten und nur möglich, wenn eine der Aktivitäten routiniert durchzuführen ist und wenig Aufmerksamkeit beansprucht (Deppermann 2014). Häufig kommt es deshalb zum schnellen Wechsel zwischen Aktivitäten (Mondada 2014c). Dabei wird die eine Aktivität zugunsten der anderen oft in einer Weise suspendiert, die verdeutlicht, dass sie bald wieder aufgenommen wird, z. B. durch das Einfrieren von Gesten (Deppermann 2014) oder Körperdrehungen (*body torque*, Schegloff 1998), wobei die Ausrichtung des Rumpfs die längerfristige und weiterhin gültige, aber momentan unterbrochene Orientierung verkörpert, die Ausrichtung des Oberkörpers dagegen die kurzfristige Aufmerksamkeit für einen anderen Fokus anzeigt.

## 5.7 Bewegung

Noch recht neu ist die Erforschung der sozialen Interaktion im Kontext der Bewegung im Raum (Haddington, Mondada & Nevile 2013). Gemeint sind hier nicht-ortsstabile Interaktionen, bei denen einzelne oder alle Beteiligte in Bewegung sind. Interaktionen in Bewegung sind besonders komplex, da sich hier mit räumlichen Veränderungen permanent neue Aufgaben der räumlichen Koordination der Beteiligten ergeben, die auch mit Risiken verbunden sein können (z. B. im Verkehr). Da die Bewegung im Raum meist einen eigenen Handlungsstrang ausmacht, sind Interaktionen in Bewegung oft Multiaktivität. Die Art und Weise des Gehens erweist sich dabei etwa als kommunikative Ressource, mit der z. B. der Typ der Interaktion (aufgabenbezogen oder *small talk*,

Schmitt & Deppermann 2010), die Intensität und Dauer des Kontakts (kurzes Grüßen vs. längeres Gespräch) oder die für eine kommende Handlung vorgesehene Beteiligungsstruktur (private Antwort an ein Individuum vs. gruppen-öffentliche Information, Mondada i. Dr.) projiziert wird. Die Kommunikation im Auto ist durch die besonderen räumlichen Sitz- und damit auch Seh- und Hörverhältnisse (nicht *face-to-face*, sondern *side-by-side* und *front-to-back*) beeinträchtigt sowie durch die Notwendigkeit, die Interaktion zwischen den Insassen mit den Anforderungen des Fahrens zu koordinieren, die oft durch unvorhersehbare Ereignisse und die Notwendigkeit zur raschen Reaktion geprägt sind (Haddington, Keisanen & Nevile 2012; Deppermann i. Dr.).

## 6 Sprachliche Praktiken in der multimodalen Interaktion

Schauen wir uns nun genauer an, wie sich die im vorigen Unterkapitel angesprochenen Eigenschaften multimodaler Interaktion auf die Verwendung von Sprache auswirken. Der Zusammenhang zwischen Sprache und Leiblichkeit ist wechselseitig: Leibliche Aktivitäten ermöglichen, erfordern, bedingen und beschränken sprachliche Praktiken – das Umgekehrte gilt ebenso. Der Schwerpunkt unserer Betrachtung wird auf der erstgenannten Wirkungsrichtung liegen. Der Einfluss des Leibes auf sprachliche Praktiken besteht in verschiedenen Hinsichten:

- Durch die Koordination mit anderen Ressourcen werden Bedeutung und Funktion sprachlicher Strukturen vereindeutigt (Unterkapitel 6.1);
- die Erweiterung sprachlicher Strukturen reagiert auf Rezipientenreaktionen, die simultan zur Turn-Produktion stattfinden (Unterkapitel 6.2);
- die Komplexität sprachlicher Strukturen hängt von der multimodalen Ko-Orientierung der Beteiligten ab (Unterkapitel 6.3).

### 6.1 Disambiguierung: Verschiedene *okays*

Dass bestimmte Facetten von Bedeutung und Funktion sprachlicher Strukturen fast immer kontextabhängig sind, ist eine linguistische Binsenweisheit. Während der Einfluss kotextueller, kollokationaler oder konstruktionaler Faktoren eingehend untersucht wurde, weiß man weitaus weniger über die Rolle multimodaler Faktoren. Offensichtlich ist diese schon lange im Bereich von Deixis und referenzieller Bedeutung (z. B. Bühler [1934] 1982; Lyons 1983). Die lokale Bedeutung deiktischer Formen und definiter Nominalphrasen in der Redesitua-

tion hängt häufig von konkreten räumlichen Zeigzielen, die via Körperausrichtung, Geste und Blick verfügbar gemacht werden, ab (vgl. Unterkapitel 5.1). Wir wenden uns nun einem weniger offensichtlichen Fall zu, der Funktion von Gesprächspartikeln. Manche Gesprächspartikeln werden überaus vielfältig verwendet (Schwitalla 2002). Es ist bekannt, dass die Prosodie eine unterscheidende Rolle spielt (Ehlich 1986; Schmidt 2001). Doch auch gleiche prosodische Varianten können unterschiedliche Funktionen haben, je nach Koordination mit anderen multimodalen Ressourcen und abhängig von ihrer Position in einer Interaktionssequenz. Exemplarisch sei dies an zwei Verwendungen der Partikel *okay* gezeigt: zur Verstehensdokumentation vs. zum Abschluss einer Interaktionssequenz bzw. eines Themas.

Wie in anderen Sprachen wird *okay* im Deutschen nicht nur zur Signalisierung von Einverständnis, sondern für weitere interaktive Funktionen verwendet (z. B. Beach 1993). Eine davon ist die Verwendung von *okay* um anzuzeigen, dass eine eben erhaltene neue Information hinreichend für die gegenwärtigen Verstehensbedürfnisse des *okay*-Sprechers ist. Dies geschieht oft in dritter Position einer Frage-Antwort-Sequenz: A hatte B eine Frage gestellt, Bs Antwort wird von A mit *okay* als hinreichend ratifiziert. In Ausschnitt (2) beginnt AS ihre Selbstdarstellung in einem sogenannten „WG-Casting“, in dem eine Wohngemeinschaft BewerberInnen um ein freies Zimmer zum Kennenlernen einlädt. Bewerberin AS wird in Zeile 03 von Bewohnerin SL mit der Frage nach ihrem Namen unterbrochen:

(2) FOLK\_E\_00251\_SE\_01\_T\_01, c71, 00:54–01:04: WG-Casting

01 AS: **also ich bin äh zweiunzwanzig jahre alt;#**

#Abb. 3.4

02 **°h (.) [ich ]**

03 SL: **\*[du bis jetzt] +DIE?#**

sl: \*Blick->AS----->

as: >>Blick geradeaus-----+Blick->SL->

#Abb. 3.5

04 AS: **(.) AN\$na.=#**

sl: ----->\*Blick->Tasse->

sl: \$nickt----->

05 SL: **=<<t>o\$K+#AY.>\***

sl: ----->\*

sl: ----->\$

as: ----->+Blick geradeaus--->>

#Abb. 3.6

06 **(0.6)**

- 07 AS: ich HAB \*äh; (.)  
 sl: ----->\*Blick->AS--->>
- 08 AS: ich studier grade bisher Biologie und gEographie auf lehr-  
 amt,



**Abb. 3.4:** AS schaut nach vorn. SL schaut vor sich hin.



**Abb. 3.5:** SL hat AS nach ihrem Namen gefragt. SL und AS schauen einander an.



**Abb. 3.6:** SL sagt: „okay.“, schaut auf ihre Tasse. AS schaut wieder geradeaus.

SL unterbricht AS' Selbstdarstellung mit der Frage nach AS' Namen und schaut sie dabei an. AS wendet SL während der Frage auch den Blick zu (Z. 03, Abb. 3.5). Als AS mit ihrem Vornamen geantwortet hat (Z. 04), schaut SL wieder vor sich auf ihre Tasse und quittiert die Antwort mit einem schnell angeschlossenen „okay“ mit fallender Intonation (Z. 05, Abb. 3.6). Schon während der zweiten Silbe von AS' Namen („anna“, Z. 04) beginnt SL zu nicken. Sie nickt aufwärts. Die Abwärtsbewegung des Nickens endet auf der ersten Silbe von „okay“; gleichzeitig wendet sie ihren Blick von AS ab.

Die multimodale Gestalt (Mondada 2014a, 2016a) dieser Praktik der Dokumentation hinreichenden Verstehens besteht darin, dass *okay* mit fallender Intonation mit Aufwärtsnicken kombiniert wird, wobei nach dem *okay* der Blick vom Gesprächspartner abgewandt wird. Das *okay* fungiert hier als Abschluss (*sequence closing third*, Schegloff 2007: 186) einer Insertionssequenz (Jefferson 1972) und dient als *continuer* (Schegloff 1982), der das Rederecht weiter der Erzählerin zuweist.

Eine andere Praktik der Verwendung von *okay* mit fallender Intonation sehen wir dagegen in (3) aus einem Bewerbungstraining. Bewerber TB erzählte, dass er bei einer früheren Anstellung mit der Entlohnung unzufrieden war. Der Ausschnitt beginnt mit der Schilderung seiner daraus gezogenen Konsequenz, diesen Arbeitgeber zu verlassen (was dem Bewerbungstrainer TN bereits aus

TBs Unterlagen, die vor ihm auf dem Tisch liegen, bekannt war). TB projiziert, dass er die Erzählung dieser Etappe seiner Berufsbiographie zu Ende führt, mit einer Redewiedergabe „nee dann“, nach der er eine lange Pause (1.4 Sekunden) macht, um dann doch noch den Satz zu beenden.

(3) FOLK\_E\_00173\_SE\_01\_T\_01, c578, 13:49–13:59: Bewerbungstraining

- 01 TN: [°hh (.)ja; ]
- 02 TB: und das war DA[mals der entschEidende Punkt weshalb i]ch  
gsagt hab;
- 03 NEE dann,
- 04 \* (0.8) \*(0.2)#+\*(0.4)+
- tb: \*nickt tief\*
- tn: +nickt+
- tn: >>Blick->TB-----\*Blick->Unterlagen---->>  
#Abb.3.7
- 05 TB: +%geh ich+ den ANdern%& [weg. ]
- 06 TN: [oKAY;>]#
- tn: +nickt 2x+
- tn: %.....%Oberkörper aufrecht--->>
- tn: &.....  
#Abb.3.8
- 07 TN: (.) mHM,&#
- tn: .....&blättert in Unterlagen--->>  
#Abb.3.9
- 08 (0.8)
- 09 TN: °h gut;=
- 10 =dann sind se zu astellas geGANgen,
- 11 astellas
- 12 TB: geNAU;



Abb. 3.7: TN vorgebeugt, schaut auf TB.



Abb. 3.8: TN richtet Oberkörper auf, schaut auf Unterlagen, sagt: „okay“.





**Abb. 3.9:** TN aufrechte Körperpostur, blättert und schaut in Unterlagen, sagt: „mhm“.

Als TB während seiner Turn-internen Pause tief nickt, antwortet TN seinerseits mit Nicken (Z. 04). Im Unterschied zu (2) beginnt es nicht mit der Aufwärts-, sondern der Abwärtsbewegung. Gleichzeitig wendet TN den Blick von TB ab, den er bis dahin während dessen Erzählung angeschaut hatte (vgl. Abb. 3.7), und schaut in TBs Unterlagen. Er richtet seinen bis dahin gegen TB vorgeneigten Oberkörper auf (Abb. 3.8). Mit Blickabwendung, Veränderung der Körperpostur und Zuwendung zu den Unterlagen wird von TN die Erzählung bereits ab Zeile 04 als verstanden und abgeschlossen behandelt, obwohl TB erst in Zeile 05 seinen abschließenden Turn vervollständigt. Dies quittiert TN mit einem „okay“ mit fallender Intonation, wobei er sich weiterhin den Unterlagen zuwendet (Z. 06, Abb. 3.8). Anschließend produziert TN eine weitere abschließende Partikel „mhm.“ (Z. 07) und leitet mit „gut,“ (Z. 09) die Transition zur nächsten berufsbiographischen Etappe von TB ein. Währenddessen bleibt er aufrecht und schaut in TBs Unterlagen (Abb. 3.9).

Die multimodale Gestalt der Verwendung von *okay* zur Signalisierung eines thematischen bzw. handlungssequenzbezogenen Abschlusses unterscheidet sich von der Signalisierung hinreichenden Verstehens in einigen Punkten. Zwar wird auch hier *okay* mit fallender Intonation produziert, doch geht das Nicken als eigene Handlung (und nicht als gleichzeitige Aktivität) dem *okay* mit deutlichem Abstand voraus. *Okay* selbst wird nicht von Nicken begleitet. Die Veränderung der Körperpostur zeigt *disengagement* mit Bezug auf die noch laufende Erzählung von TB an, während der Blick in die Unterlagen projiziert, dass sich der *okay*-Sprecher einem neuen Aufmerksamkeitsfokus zuwendet.

Der Vergleich der *okay*-Verwendungen zeigt, dass auch prosodisch gleiche Formen von Gesprächspartikeln interaktiv unterschiedlich verwendet werden, wenn sie mit anderen leiblichen Aktivitäten koordiniert werden (unveränderte vs. disengagierte Körperpostur; unspezifische Blickabwendung vs. Blick auf Objekt, das einen nächsten Themenkomplex verkörpert) und wenn die gleichen Aktivitäten (hier: Nicken) in einem anderen zeitlichen Verhältnis zu *okay* produziert werden (zeitgleich mit *okay* vs. als eigene, dem *okay* vorangehende

Handlung). Außerdem scheint ein systematischer Unterschied zwischen Auf- und Abwärtsnicken zu bestehen: Bei der Dokumentation hinreichenden Verstehens einer neuen Information beginnt das Nicken mit der Aufwärtsrichtung (2); dagegen wird mit dem Abwärtsnicken das Verstehen einer vom Gesprächspartner nicht vollständig ausgeführten, aber schon bekannten Information quittiert (3). Während Aufwärtsnicken also den Gewinn neuer Information anzeigt, scheint Abwärtsnicken das Verstehen von schon Bekanntem bzw. Erwartetem anzuzeigen.

## 6.2 Syntaktische Komplexität als Reaktion auf (ausbleibende) Rezipientenreaktionen

Einer der wirkungsmächtigsten frühen Aufsätze zur multimodalen Interaktion trug den Titel *The interactive construction of a sentence in natural conversation* (C. Goodwin 1979). Charles Goodwin zeigte in ihm, wie ein Sprecher einen Satz immer weiter expandierte, während er nacheinander unterschiedliche Adressaten anschaute. Dies wurde notwendig, da ihn der erstgewählte nicht ansah und somit die Aufmerksamkeit des zunächst intendierten Adressaten nicht gesichert war. Mit dem Wechsel der Adressaten hatte der Sprecher aber unterschiedliche Vorwissensbestände in Rechnung zu stellen, was ihn veranlasste, weitere Informationen nachzutragen und so den Satz mit jedem Adressatenwechsel zu verlängern. Goodwin zeigte, wie syntaktische Strukturen auf Basis von simultan zur Turn-Produktion stattfindenden bzw. ausbleibenden Rezipientenreaktionen emergent entstehen. Beobachtung und Analyse der Reaktionen von Rezipienten sind eine wesentliche Quelle für Turn-Expansionen, im Deutschen zumal für Nachfeldrealisierungen jenseits eines möglichen (ersten) syntaktischen Abschlusspunktes (Auer 1996; Imo 2015; Proske 2015). Ein Beispiel dafür ist Ausschnitt (4) aus einer Deutschstunde. Der Lehrer stellt eine Frage zu einem Gedicht, ein Schüler nach dem anderen wendet während der Produktion der Frage den Blick vom Lehrer ab.

(4) FOLK\_E\_00124\_SE\_01\_T\_01, c617, 10:43–10:50: Deutschunterricht im Wirtschaftsgymnasium

```
01 LE: #wer traut$ sich_s ZU$ #ne inhAlts$angabe $#zu machen;
s1/2: Blick->LE$. . . . . $Blick->unten----->>
s3: Blick->LE-----$. . . . . $Blick->unten--->
s4: Blick->LE-----$. . . . . $Blick->unten--->
#Abb. 3.10 #Abb. 3.11 #Abb. 3.12
```



**Abb. 3.10:** Zu Beginn der Lehrerfrage:  
5 Schüler schauen zum Lehrer.



**Abb. 3.11:** Lehrer sagt: „traut“.  
S1 und S2 schauen nach unten.

02 (1.2)  
 03 LE: \$von diesem geDICHT;  
 s3: \$Blick->LE----->  
 04 (0.5) \$\$(0.6)\$&\$(1.9)  
 s3: -----\$. . . . \$.Blick->unten---->>  
 s5: >>Blick->LE&. . . . &Blick->S2----->>  
 #Abb.3.13



**Abb. 3.12:** Lehrer sagt: „inhaltsangabe“,  
auch S3 und S4 schauen nach unten.



**Abb. 3.13:** Nach Turn-Ende des Lehrers:  
S5 schaut zur Seite; kein Schüler blickt  
zum Lehrer.

Unmittelbar vor Beginn des Turns des Lehrers schauen fünf der Schüler zum Lehrer (Abb. 3.10). Der Rest schaut auf den Text, einer zum Nachbarn. Als der Lehrer „wer traut sich\_s zu“ formuliert hat (Z. 01), wenden S1 und S2 den Blick vom Lehrer ab und schauen auf ihren Text (Abb. 3.11). An dieser Stelle ist klar, dass der Lehrer eine Frage stellt, die nicht leicht zu beantworten ist. Als der Lehrer die Aufgabe mit „ne inhaltsangabe“ spezifiziert hat, wenden auch S3 und S4 ihren Blick vom Lehrer ab und schauen auf den Text (Abb. 3.12). Mit der Blickabwendung zeigen die Schüler, dass sie nicht für eine Antwort verfügbar sind, allerdings in einer schulisch legitimierten Weise, da sie demonstrieren, sich mit dem Text zu befassen. In der sich an seine Aufgabenstellung anschließende Pause von 1.2 Sekunden schaut der Lehrer in die Klasse. Niemand

meldet sich. Er ergänzt nun die Präpositionalphrase „von diesem gedicht“ (Z. 03) und erneuert damit die Aufforderung, ein Antwortangebot zu geben. Die syntaktische Expansion führt zu einer Nachfeldbesetzung („wer traut sich\_s zu ne inhaltsangabe zu machen von diesem gedicht“). Diese Erweiterung der syntaktischen Struktur ist also interaktiv durch ausbleibende Antwortangebote und die Anzeige fast aller Schüler (bis auf einen), nicht zur Interaktion mit dem Lehrer zur Verfügung zu stehen, motiviert. Die Satzexpansion bringt den Satz zu einem nächsten möglichen syntaktischen Abschlusspunkt und damit zu einer *re-completion* des Turns und einer weiteren Redeübergabestelle (Auer 1996), wodurch den Schülern erneut die Aufgabe, Antwortangebote abzugeben, zugewiesen wird. Allerdings führt dies nur dazu, dass nach einer weiteren Pause S3, der zwischenzeitlich wieder zum Lehrer geschaut hatte (Z. 03), und auch noch der letzte verbliebene Schüler S5 den Blick vom Lehrer abwenden (Abb. 3.13; vgl. Schmitt 2004).

Syntaktische Expansionen sind also ein flexibles Instrument, um leibliche Rezipientenreaktionen zu behandeln, die parallel zur laufenden Turn-Produktion Unverständnis, Ablehnung, Überraschung, fehlende Aufmerksamkeit, Nicht-Bereitschaft den Turn zu übernehmen usw. anzeigen. Die Expansion kann Informationen nachliefern, die die Redeintention präzisieren, eine strittige Position abschwächen, eine Begründung liefern usw. und damit das Problem behandeln, welches die Rezipientenreaktion angedeutet hatte, ohne dass dieses zum expliziten Verhandlungsgegenstand werden muss. Die mikrosequenzielle Adaptation der Turn-Expansion ist gleichzeitig ökonomisch und problemvorbeugend. Sie wirkt möglichem Dissens, Un- oder Missverständnis und Disaffiliation entgegen, sobald deren Entstehung abzusehen ist.

### 6.3 Argumentrealisierung in Abhängigkeit von multimodaler Ko-Orientierung

Die Art und Weise, in der die Argumente eines Verbs realisiert werden, hängt von ihrer (vermutlichen) Zugänglichkeit (*accessibility*) für den Adressaten ab (Ariel 1990). Ob auf einen Referenten mit einer indefiniten oder einer definiten Nominalphrase, einer Periphrase oder einer Abkürzung, einem Pronomen oder ganz ohne overte Argumentrealisierung Bezug genommen wird, ist einerseits vom geteilten Wissen der Beteiligten, andererseits von der Vorerwähtheit des Referenten in der vorangegangenen Gesprächssequenz und seiner visuellen Verfügbarkeit abhängig („referential marking scale“, Ariel 2008: 44–52). Dabei wurde allerdings in der linguistischen Forschung, wie in Unterkapitel 5.4 angesprochen, vernachlässigt, dass die Interaktionsteilnehmer für erfolgreiche lo-

kale Referenz einen geteilten Interaktionsraum und geteilte Aufmerksamkeit durch Interaktion selbst herstellen müssen. In Ausschnitt (1) aus der Rettungsübung können wir sehen, wie die gemeinsame leibliche Ko-Orientierung auf intendierte Objekte es ermöglicht, sprachliche Referenzen minimal zu gestalten. Dazu erweitern wir das eingangs gezeigte Transkript um eine visuelle Transkription und Standbilder, die deutlich machen, wie die referierenden Handlungen leiblich organisiert sind.

(1) FOLK\_E\_00138\_SE\_01\_T\_01, c842, 11:12–11:28: Rettungssanitätäerübung

```
01 EL: %‡aber (.) wo_s jetz die #RINGger-
    el: %>>Blick rechts----->
    as1: ‡>>packt Strip aus----->
```

#Abb.3.14



**Abb. 3.14:** EL fragt nach Ringerlösung und sucht sie.

In Zeile 01 (Abb. 3.14) sucht der Einsatzleiter (EL) nach der Ringerlösung. Die Abkürzung „ringer“ und der bestimmte Artikel verweisen auf das geteilte professionelle Wissen und die Vertrautheit der Rettungssanitätäer mit dem Referenten. Die Ringerlösung ist aber weder im visuellen Fokus des Sprechers noch der Adressaten. EL hatte bereits knapp sechs Minuten zuvor den Assistenten AS2 aufgefordert, die Lösung vorzubereiten. Aus dem Aktivitätszusammenhang der Suche ist außerdem klar, dass „die ringer“ sich nicht auf die Lösung als solche, sondern auf die Flasche, in der sie sich befindet, bezieht. In seiner Antwort lokalisiert AS1 die Flasche mit der Ringerlösung mit einer Zeigegeste. Wie EL benutzt er die abkürzende definite Nominalphrase „d\_ringer“ (vgl. Unterkapitel 5.1).

02 AS1: +(0.5) d\_%RINGER %liegt #da\*neben +%da#\*%[unten.]  
 as1: +Blick->Ringer-----+.....+schaut auf  
 Strips-->  
 as1: \*.....\*zeigt\*,,,  
 03 EL: [ah- ]  
 el: gradeaus-%.....%Blick->links-----%.....%Blick->  
 Ringer---->

#Abb.3.2

#Abb.3.3

Während der Suche nach der Ringerlösung hatte AS1 einen Strip für den Verband vorbereitet, den EL am rechten Arm der Patientin anlegt (EL fixierte den Arm während seiner Suche nach der Ringerlösung). Er reicht EL nun den Strip mithilfe einer elliptischen Präsentationsformel:

04 (1.0)‡(0.4)  
 as1: ---->‡reicht EL Strip---->>  
 05 AS1: dort JETZT,#

#Abb.3.15



Abb. 3.15: AS1 reicht EL den Strip mit der rechten Hand und sagt: „dort jetzt“.

AS1 und EL hatten bereits vor der Suche nach der Ringerlösung begonnen, gemeinsam am Verband für die Patientin zu arbeiten. Dieses *joint project* (vgl. Clark 1996: 191–220) ist noch nicht abgeschlossen und weiterhin für beide handlungsleitend; die Suche nach der Ringerlösung war nur zeitweilig als weitere Aktivität eingebettet worden (vgl. Mondada 2014c). Sowohl AS1 als auch EL zeigten ihre fortwährende Orientierung an der Aufgabe, den Patienten zu verbinden, durch ihr leibliches Handeln an: AS1 bereitete den Strip vor und EL fixierte den Arm des Patienten in der Verbandsposition (Abb. 3.14). Da dieses *joint project* für

beide weiterhin salient ist und AS1 den Strip in ELs Gesichtsfeld hält (Abb. 3.15), ist die unspezifische sprachliche Referenz auf den Strip („dort“) ausreichend. Für die Beteiligten ist deutlich, dass „dort jetzt“ sich nicht auf das Topik der vorangegangenen Turns, die Ringerlösung, bezieht, obwohl dies aus einer rein sprachlichen Kohärenzperspektive, die hier analeptische Topikkontinuität erwarten lassen würde (vgl. Helmer 2016), naheliegender wäre.

Im nächsten Turn dagegen bezieht sich EL wieder auf die Ringerlösung, während er nach ihr greift.

```

06      (2.6)
07 EL:  $also- (.) halt #mal,=
      el:  $.....
              #Abb.3.16
08 AS2: =DRAN $machen oder nich?=
      el:  .....$greift Ringer und gibt sie AS2--->
09 EL:  =$und halt mal $#$HOCH und guck ob sie läuft.$
      el:  ----->$.....$nimmt
          Strip->>
      as2:  $.....$nimmt Ringer und hält sie hoch----->>
              #Abb.3.17

```



**Abb. 3.16:** EL greift nach Ringerlösung und sagt: „halt mal“.



**Abb. 3.17:** EL übergibt AS2 die Ringerlösung und sagt: „halt mal hoch“.

In den Zeilen 07–09 verweisen EL und AS2 drei Mal elliptisch auf die Flasche mit der Ringerlösung: „halt mal“ – „dran machen“ – „halt mal hoch“. Zusammen mit der vorangegangenen Suche (Z. 01–03), die die Ringerlösung bereits als ein Objekt, das für eine nächste Handlung relevant ist, salient gemacht hatte, reichen die Greifgeste und der Blick ELs auf die Flasche aus (Abb. 3.16), um

AS2 mit einer elliptischen Äußerung, ohne Enkodierung des Objekts *Ringerlösung*, die Identifikation des gemeinten Referenten zu ermöglichen. In Zinken und Deppermann (2017) konnten wir feststellen, dass Imperative von (di)transitiven Verben wie *geben*, *nehmen*, *halten* ohne enkodiertes Objekt benutzt werden, wenn der Adressat bereits auf die auszuführende Handlung vororientiert ist (d. h. sie erwartet bzw. schon begonnen hat) und sich das Objekt in seinem Gesichtsfeld befindet. So auch hier: AS2 schaut auf die Flasche mit der Ringerlösung und er ist derjenige, der dafür zuständig ist, sie an der Vene an einem Arm der Patientin anzulegen. (AS2 hatte die Lösung bereits sechs Minuten zuvor auf Bitte von EL vorbereitet.) Die Aufforderung („halt mal“ bzw. „halt mal hoch“, Z. 09, Abb. 3.17) ist hier also erwartbar für AS2: Sie betrifft seine Verantwortlichkeit im *joint project* des Erste-Hilfe-Einsatzes. Aufgrund des geteilten professionellen Wissens über die Verwendung der Ringerlösung reicht es für AS2 in Zeile 08 aus, das örtliche Ziel der Anbringung, den Venenkatheter am Arm der Patientin, nur pronominal („dran“) zu formulieren. Dieses Ziel ist aber im Moment nicht im gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus (und in der Tat wird später verhandelt, welcher Arm benutzt werden soll).

Auch in diesem Abschnitt bestimmt sich die konkrete, situativ relevante Semantik im Zusammenspiel von sprachlichen Äußerungen, Gesten, visuell verfügbaren Gegenständen und geteilten professionellen Routinen (vgl. C. Goodwin 2003). Während mit „ringer“ in den Zeilen 01, 02, 08–09 die Flasche mit der Lösung gemeint ist, bezieht sich die zweite Referenz in Zeile 09 „guck ob se läuft“ nicht auf die Flasche, sondern auf die Lösung selbst, die von der Flasche über den Schlauch in die Vene des Patienten zu laufen hat. Hierfür sind zwar die semantischen Valenzeigenschaften des Verbs *laufen* für das Subjektargument wichtig (vgl. Lesart 5 von *laufen*, „Flüssigkeit entweichen lassen“, in E-VALBU, Kubczak 2009), doch liefern sie nicht mehr als eine mögliche Restriktion. Das sofortige reibungslose Verständnis ist nur aufgrund des professionellen Wissens über den Handlungsablauf des Anbringens und der Funktionsweise einer Ringerinfusion möglich.

Du Bois (2003) hat gezeigt, dass die Argumentrealisierung in der gesprochenen Sprache speziellen Restriktionen unterliegt, die für typologisch unterschiedliche Sprachen gelten. Auch für das Deutsche konnten die von Du Bois behaupteten Tendenzen, insbesondere die Präferenz für maximal ein neues Argument, generell bestätigt werden. Allerdings sind deutliche Unterschiede je nach Verb und Verwendungskontext festzustellen (Proske 2013; Deppermann, Proske & Zeschel 2017). Zu diesen gehören auch die besonderen Konstellationen des leiblichen Handelns und Wahrnehmens, der räumlichen Verfügbarkeit von Objekten und der aktuellen sprachlichen und leiblichen, intersubjektiv geteilten oder vom einzelnen Akteur unabhängig vom Interaktionspartner



verfolgten Handlungszusammenhänge sowie der Kenntnis geteilter, z. B. professioneller Handlungsrouniten (vgl. auch Hindmarsh & Heath 2000). Wenn die Beteiligten auf ein Objekt visuell ko-orientiert sind, dieses im aktuellen Handlungszusammenhangs salient ist und bereits eine mit dem Objekt zu vollziehende nächste Handlung erwartet wird, dann sind elliptische Referenzen ausreichend (Zinken & Deppermann 2017). Sprachliche Praktiken setzen also auf einer leiblichen Infrastruktur des geteilten Bezugs auf Gegenstände und der intersubjektiven Verankerung in Handlungssequenzen auf, welche für die von Bühler ([1934] 1982: 285) festgestellte, bloß „diakritische“ Ökonomie der sprachlichen Praktiken die Voraussetzung bildet. Hier können wir anknüpfen an Ludwig Eichingers Feststellung in seinem Geleitwort zum Band der Jahrestagung des IDS 2015 zum Thema „Sprachliche und kommunikative Praktiken“:

Praktiken funktionieren ja nur, wenn sie als Muster, als wiederkehrende aber variable Konstellationen und Prozessformate erkennbar sind. Auf die strukturierende Wirkung solcher musterhafter Einheiten muss man sich verlassen können, wenn Interaktionen möglichst unaufwändig verlaufen sollen. Es ist offenkundig, dass die Verlässlichkeit, mit der wir sprachliche Äußerungen als konstituierende Elemente von gesellschaftlichen Über-einkünften zu Praktiken des Handelns lesen können, eben nicht nur an der Sprache fest-zumachen sind [...]. (Eichinger 2016: IX)

## 7 Schlussbemerkungen

In diesem Beitrag habe ich zu zeigen versucht, dass die Analyse von Interaktionen als multimodal organisierten, leiblich, räumlich und gegenständlich geprägten Handlungszusammenhängen nicht nur für das Verständnis von sozialer Interaktion als solcher grundlegend ist, sondern auch unser Verständnis sprachlicher Strukturen und Praktiken entscheidend vertiefen (und manchmal auch korrigieren) kann.

Sprachliche Praktiken werden systematisch mit anderen leiblichen Ressourcen koordiniert. Es entstehen so multimodale, zeitlich organisierte Gestalten, die wiedererkennbar sind und einen formalen, materialen Kern von Handlungspraktiken ausmachen, die ganzheitlich erkennbar und interpretierbar sind. Sprachliche Praktiken erweisen sich als zugeschnitten auf leibliche, räumliche und zeitliche Bedingungen des Interagierens, auf Hör- und Sichtbarkeit, auf Bewegungen und Ausrichtungen des Körpers. Relevanz haben die multimodalen Ressourcen und Konfigurationen für das Handeln und damit auch für die sprachliche Praxis oftmals nicht einfach per se, sondern nur im Zusammenhang ihrer Wahrnehmung und Produktion durch Akteure, die Wissen und frühere Erfahrungen mobilisieren und auf dieser Basis Erwartungen

bilden und ein lokal passendes Verständnis entwickeln können. Sprache und andere Modalitäten stehen in der multimodalen Interaktion in einem Wechselverhältnis: Sprachliche Praktiken setzen auf einer Infrastruktur leiblichen Handelns auf, die Voraussetzungen und Bedingungen schafft. Doch ist diese nicht einfach gegeben, sondern muss selbst erst in der Interaktion hergestellt werden – und dies geschieht oftmals auch nur mit Hilfe von Sprache.

In diesem Artikel haben wir vier klassische sprachwissenschaftliche Fragestellungen angesprochen, für die multimodale Koordinationen eine entscheidende Rolle spielen: die lokale Referenz, die Disambiguierung von Ausdrücken, die Konstruktion komplexer syntaktischer Einheiten und die Argumentrealisierung. Weitere Phänomenbereiche sind schon analysiert worden, wie z. B. modale Deixis (Streeck 1995, 2016; Stukenbrock 2010; Fricke 2012), Selbst-Reparaturen, Abbrüche und Verzögerungen (C. Goodwin 1980; M. H. Goodwin 1980; Streeck 1995; Mondada 2007a, 2009). Andere werden sich mit großer Sicherheit als sensitiv gegenüber leiblichen Prozessen erweisen (z. B. Links- und Rechtsversetzungen, Responsivpartikeln, Modalpartikeln). Es werden in den kommenden Jahren viele weitere Entdeckungen zum Zusammenhang sprachlicher und leiblicher Praktiken zu machen sein. Sie werden uns zu einem vertieften Wissen verhelfen, welche Arten und Eigenschaften sprachlicher Strukturen in welcher Weise mit multimodalen Praktiken zusammenspielen und von ihnen abhängig sind.

## Literatur

- Argyle, Michael (1975): *Bodily communication*. London: Methuen.
- Ariel, Mira (1990): *Accessing noun-phrase antecedents*. London: Routledge.
- Ariel, Mira (2008): *Pragmatics and grammar*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Auer, Peter (1996): On the prosody and syntax of turn-continuations. In: Elizabeth Couper-Kuhlen & Margret Selting (Hrsg.), *Prosody in conversation*, 57–100. Cambridge: Cambridge University Press.
- Auer, Peter (2005): Projection in interaction and projection in grammar. *Text* 25 (1), 7–36.
- Auer, Peter & Aldo di Luzio (1992): *The contextualization of language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Baldry, Anthony & Paul Thibaut (2005): *Multimodal transcription and text analysis*. London: Equinox.
- Beach, Wayne (1993): Transitional regularities for 'casual' "Okay" usages. *Journal of Pragmatics* 19, 325–352.
- Beißwenger, Michael (2007): *Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In Wolfgang Bonß & Heinz

- Hartmann (Hrsg.), *Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung* (Sonderband 3 der Zeitschrift *Soziale Welt*), 299–320. Göttingen: Schwarz.
- Birdwhistell, Ray L. (1970): *Kinesics and context: Essays on body-motion communication*. Philadelphia (PA): University of Pennsylvania Press.
- Brigard, Emilie de (1995): The history of ethnographic film. In Paul Hockings (Hrsg.), *Principles of visual anthropology*, 13–44. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bühler, Karl ([1934] 1982): *Sprachtheorie*. Stuttgart: Fischer.
- Clark, Herbert H. (1996): *Using language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clift, Rebecca (2016): *Conversation analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Deppermann, Arnulf (2014): Multimodal participation in simultaneous joint projects: Interpersonal and intrapersonal coordination of paramedics in emergency drills. In Pentti Haddington, Tina Keisanen, Lorenza Mondada & Maurice Nevile (Hrsg.), *Multiactivity in social interaction: Beyond multitasking*, 247–281. Amsterdam: Benjamins.
- Deppermann, Arnulf (Hrsg.) (i. Dr.): Special Issue „Instructions in driving lessons”. *International Journal of Applied Linguistics*.
- Deppermann, Arnulf & Reinhold Schmitt (2007): Koordination. Zur Begründung eines neuen Forschungsgegenstandes. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 15–54. Tübingen: Narr.
- Deppermann, Arnulf, Reinhold Schmitt & Lorenza Mondada (2010): Agenda and emergence: Contingent and planned activities in a meeting. *Journal of Pragmatics* 42 (6), 1700–1718.
- Deppermann, Arnulf & Susanne Günthner (2015): Introduction: Temporality in interaction. In Arnulf Deppermann & Susanne Günthner (Hrsg.), *Temporality in interaction*, 1–24. Amsterdam: Benjamins.
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht. In: Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 1–23. Berlin: de Gruyter.
- Deppermann, Arnulf, Nadine Proske & Arne Zeschel (Hrsg.) (2017): *Verben im interaktiven Kontext. Bewegungsverben und mentale Verben im gesprochenen Deutsch*. Tübingen: Narr.
- Du Bois, John W. (2003): Discourse and grammar. In Michael Tomasello (Hrsg.), *The new psychology of language*, 47–87, Vol. 2. London: Erlbaum.
- Ehlich, Konrad (1986): *Interjektionen*. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig M. (2016): Praktiken: etwas Gewissheit im Geflecht der alltäglichen Welt. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, VII–XIII. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Ekman, Paul, Wallace Friesen & Phoebe Ellsworth (1972): *Emotion in the human face*. London: Penguin.
- Enfield, Nick J. (2009): *The anatomy of meaning*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fricke, Ellen (2007): *Origo, Geste und Raum—Lokaldeixis im Deutschen*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Fricke, Ellen (2012): *Grammatik multimodal: Wie Wörter und Gesten zusammenwirken*. Berlin: de Gruyter.
- Garz, Detlef & Klaus Kraimer (Hrsg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Gibson, James J. (1979): *The ecological approach to visual perception*. Boston: Houghton Mifflin.
- Goffman, Erving (1967): *Interaction ritual: Essays in face-to-face behavior*. London: Aldine.
- Goffman, Erving (1979): Footing. *Semiotica* 25 (1–2), 1–29.
- Goodwin, Charles (1979): The interactive construction of a sentence in natural conversation. In George Psathas (Hrsg.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, 97–121. New York: Irvington.
- Goodwin, Charles (1980): Restarts, pauses, and the achievement of mutual gaze at turn-beginning. *Sociological Inquiry* 50 (3–4), 272–302.
- Goodwin, Charles (1981): *Conversational organization. Interaction between speakers and hearers*. New York: Academic.
- Goodwin, Charles & Marjorie H. Goodwin (1986): Gesture and coparticipation in the activity of searching for a word. *Semiotica* 62 (1–2), 51–75.
- Goodwin, Charles (1994): Professional vision. *American Anthropologist* 96 (3), 606–633.
- Goodwin, Charles (1997): The blackness of black: Color categories as situated practice. In Lauren Resnick, Roger Säljö, Clotilde Pontecorvo & Barbara Burge (Hrsg.), *Discourse, tools and reasoning: Essays on situated cognition*, 111–140. New York: Springer.
- Goodwin, Charles (2003): Pointing as situated practice. In Sotaro Kita (Hrsg.), *Pointing: Where language, culture and cognition meet*, 217–241. Mahwah (NJ): Lawrence Erlbaum.
- Goodwin, Marjorie H. (1980): Processes of mutual monitoring Implicated in the production of description sequences. *Sociological Inquiry* 50 (3–4), 303–317.
- Goodwin, Charles & Marjorie H. Goodwin (2004): Participation. In Alessandro Duranti (Hrsg.), *A companion to linguistic anthropology*, 222–244. Malden (MA): Blackwell.
- Grifoni, Patrizia (Hrsg.) (2009): *Multimodal human computer interaction and pervasive services*. Hershey (PA): Information Science Reference.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Haddington, Pentti, Tiina Keisanen, Lorenza Mondada & Maurice Nevile (Hrsg.) (2014), *Multiactivity in social interaction: Beyond multitasking*. Amsterdam: Benjamins.
- Haddington, Pentti, Tiina Keisanen & Maurice Nevile (Hrsg.) (2012): Meaning in motion: Sharing the car, sharing the drive. *Semiotica*, 191 (1/4).
- Haddington, Pentti, Lorenza Mondada & Maurice Nevile (Hrsg.) (2013): *Interaction and mobility. Language and the body in motion*. Berlin: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (2012): Raumals interaktive Ressource: Eine Explikation. In Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Raumals interaktive Ressource*, 7–36. Tübingen: Narr.
- Heath, Christian (1986): *Body movement and speech in medical interaction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heath, Christian, Jon Hindmarsh & Paul Luff (2010): *Video in qualitative research*. London: Sage.
- Heath, Christian & Paul Luff (2000): *Technology in action*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heath, Christian & Paul Luff (2013): Embodied action and organizational activity. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (Hrsg.), *The handbook of conversation analysis*, 283–307. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Heath, Christian & Jon Hindmarsh (2000): Configuring action in objects: From mutual space to media space. *Mind, culture and activity* 7 (1–2), 81–104.
- Hepburn, Alexa & Galina Bolden (2017): *Transcribing for social research*. London: Sage.

- Helmer, Henrike (2016): *Analepsen in der Interaktion. Semantische und sequenzielle Eigenschaften von Topik-Drop im gesprochenen Deutsch*. Heidelberg: Winter.
- Heritage, John (1984): *Garfinkel and ethnomethodology*. Oxford: Polity.
- Hindmarsh, Jon & Christian Heath (2000): Embodied reference: A study of deixis in workplace interaction. *Journal of Pragmatics* 32 (12), 1855–1878.
- Hoey, Elliott (2015): Lapses: How people arrive at, and deal with, discontinuities in talk. *Research on Language and Social Interaction* 48 (4), 430–453.
- Imo, Wolfgang (2015): Nachträge im Spannungsfeld von Medialität, Situation und interaktionaler Funktion. In Hélène Vinckel-Roisin (Hrsg.), *Das Nachfeld im Deutschen: Theorie und Empirie*, 231–253. Berlin: de Gruyter.
- Jefferson, Gail (1972): Side sequences. In David N. Sudnow (Hrsg.), *Studies in social interaction*, 294–333. New York (NY): Free Press.
- Jefferson, Gail (2004): A sketch of some orderly aspects of overlap in conversation. In Gene H. Lerner (Hrsg.), *Conversation analysis. Studies from the first generation*, 43–59. Amsterdam: Benjamins.
- Kendon, Adam (1972): Some relationships between body motion and speech. In Aaron Siegman & Benjamin Pope (Hrsg.), *Studies in dyadic communication*, 177–216. Elmsford: Pergamon.
- Kendon, Adam (2004): *Gesture*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kubczak, Jacqueline (2009): Eintrag *laufen*. In Jacqueline Kubczak, *E-VALBU – Das elektronische Valenzwörterbuch deutscher Verben*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. <http://hypermedia.ids-mannheim.de/evalbu/index.html> (letzter Zugriff 17. 6. 2017).
- Leeds-Hurwitz, Wendy (Hrsg.) (2010): *The social history of language and social interaction research: People, places, ideas*. Cresskill (NJ): Hampton Press.
- Lyons, John (1983): *Semantik*. Bd. 2. München: C. H. Beck.
- Marx, Konstanze & Georg Weidacher (2014): *Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Merleau-Ponty, Maurice ([1945] 1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: de Gruyter.
- Meyer, Christian, Jürgen Streeck & Scott Jordan (Hrsg.) (2017): *Intercorporeality. Emerging socialities in interaction*. Oxford: Oxford University Press.
- Mondada, Lorenza (2007a): Interaktionsraum und Koordinierung. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 55–94. Tübingen: Narr.
- Mondada, Lorenza (2007b): Multimodal resources for turn-taking: Pointing and the emergence of possible next speakers. *Discourse Studies* 9 (2), 195–226.
- Mondada, Lorenza (2009): Emergent focused interactions in public places: A systematic analysis of the multimodal achievement of a common interactional space. *Journal of Pragmatics* 41, 1977–1997.
- Mondada, Lorenza (2013): The conversation analytic approach to data collection. In Jack Sidnell & Tanya Stivers (Hrsg.), *Handbook of conversation analysis*, 32–56. New York: Blackwell-Wiley.
- Mondada, Lorenza (2014a): The local constitution of multimodal resources for social interaction. *Journal of Pragmatics* 65, 137–156.
- Mondada, Lorenza (2014b): Conventions for multimodal transcription. Basel: Universität Basel. [https://franzoesistik.philhist.unibas.ch/fileadmin/user\\_upload/franzoesistik/mondada\\_multimodal\\_conventions.pdf](https://franzoesistik.philhist.unibas.ch/fileadmin/user_upload/franzoesistik/mondada_multimodal_conventions.pdf) (letzter Zugriff 27. 4. 2018).

- Mondada, Lorenza (2014c): The temporal orders of multiactivity: operating and demonstrating in the surgical theatre. In Pentti Haddington, Tiina Keisanen, Lorenza Mondada & Maurice Nevile (Hrsg.), *Multiactivity in social interaction: Beyond multitasking*, 33–75. Amsterdam: Benjamins.
- Mondada, Lorenza (2015): Multimodal completions. In Arnulf Deppermann & Susanne Günthner (Hrsg.), *Temporality in interaction*, 267–307. Amsterdam: Benjamins.
- Mondada, Lorenza (2016a): Challenges of multimodality: Language and the body in social interaction. *Journal of Sociolinguistics* 20 (2), 2–32.
- Mondada, Lorenza (2016b): Zwischen Text und Bild: Multimodale Transkription. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 111–160. Tübingen: Narr.
- Mondada, Lorenza (2018): Multiple temporalities and language and body in interaction. Challenges for transcribing multimodality. *Research on Language and Social Interaction* 51 (1), 85–106.
- Mondada, Lorenza (i. Dr.): Questions on the move. The ecology of question-answer sequences in mobile settings. In Arnulf Deppermann & Jürgen Streeck (Hrsg.), *Modalities and temporalities: Convergences and divergences of bodily resources in interaction*. Amsterdam: Benjamins.
- Muybridge, Eadweard (1901): *The human figure in motion*. London: Chapman and Hall.
- Oloff, Florence (i. Dr.): Revisiting delayed completions: The retrospective management of co-participant action. In Arnulf Deppermann & Jürgen Streeck (Hrsg.), *Modalities and temporalities: Convergences and divergences of bodily resources in interaction*. Amsterdam: Benjamins.
- Prose, Nadine (2013): *Informationsmanagement im gesprochenen Deutsch. Eine diskurspragmatische Untersuchung syntaktischer Strukturen in Alltagsgesprächen*. Heidelberg: Winter.
- Prose, Nadine (2015): Die Rolle komplexer Nachfeldbesetzungen bei der Einheitenbildung im gesprochenen Deutsch. In Hèlène Vinckel-Roisin (Hrsg.), *Das Nachfeld im Deutschen. Theorie und Empirie*, 279–297. Berlin: de Gruyter.
- Sacks, Harvey (1963): Sociological description. *Berkeley Journal of Sociology* 8, 1–16.
- Sacks, Harvey ([1964–1972] 1992): *Lectures on conversation*. 2 Bde. Oxford: Blackwell.
- Sacks, Harvey, Emanuel A. Schegloff & Gail Jefferson (1974): A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language* 50 (4), 696–735.
- Sacks, Harvey & Emanuel A. Schegloff ([1974] 2002): Home position. *Gesture* 2, 133–146.
- Schefflen, Albert E. (1972): *Body language and social order: Communication as behavioral control*. Englewood Cliffs (NJ): Prentice-Hall.
- Schegloff, Emanuel A. (1982): Discourse as an interactional achievement: Some uses of ‘uh huh’ and other things that come between sentences. In Deborah Tannen (Hrsg.), *Analyzing discourse: Text and talk*, 71–93. Washington DC: Georgetown University Press.
- Schegloff, Emanuel A. (1984): On some gestures’ relation to talk. In John M. Atkinson & John Heritage (Hrsg.), *Structures of social action*, 266–298. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schegloff, Emanuel A. (1998): Body torque. *Social Research* 65 (3), 535–596.
- Schegloff, Emanuel A. (2007): *Sequence organization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmidt, Axel (2014): *Spiel oder nicht Spiel? Zur interaktiven Organisation von Übergängen zwischen Spielwelt und Realwelt in Theaterproben*. Mannheim: Verlag für

- Gesprächsforschung. <http://www.verlag-gespraechsforschung.de/2014/pdf/theaterproben.pdf> (letzter Zugriff 17. 6. 2017).
- Schmidt, Jürgen Erich (2001): Bausteine der Intonation? *Germanistische Linguistik* 157–158, 9–32.
- Schmitt, Reinhold (2004): Die Gesprächspause: Verbale „Auszeiten“ aus multimodaler Perspektive. *Deutsche Sprache* 32 (1), 56–84.
- Schmitt, Reinhold (2005): Zur multimodalen Struktur von turn-taking. *Gesprächsforschung* 6, 17–61. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2005/ga-schmitt.pdf> (letzter Zugriff 17. 6. 2017).
- Schmitt, Reinhold (2012): Körperlich-räumliche Grundlagen interaktiver Beteiligung am Filmset: Das Konzept ‚Interaktionsensemble‘. In Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Raumals interaktive Ressource*, 37–87. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold (2015): Positionspapier: Multimodale Interaktionsanalyse. In Ulrich Dausendschön-Gay, Elisabeth Gülich & Ulrich Krafft (Hrsg.), *Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen*, 43–51. Bielefeld: transcript.
- Schmitt, Reinhold (2016): Der „Frame-Comic“ als Dokument multimodaler Interaktionsanalysen. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 189–224. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold & Arnulf Deppermann (2007): Monitoring und Koordination als Voraussetzungen der multimodalen Konstitution von Interaktionsräumen. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 95–128. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold & Arnulf Deppermann (2010): Die Transition von Interaktionsräumen als Eröffnung einer neuen Situation. In Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion*, 335–386. Tübingen: Narr.
- Schneider, Jan G. & Georg Albert (2013): Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist. In Jörg Hagemann, Wolf Peter Klein & Sven Staffeldt (Hrsg.), *Pragmatischer Standard*, 49–60. Tübingen: Stauffenburg.
- Schwitalla, Johannes (2002): Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch. In Jürgen Dittmann & Claudia Schmidt (Hrsg.), *Über Wörter*, 259–282. Freiburg: Rombach.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 17. 6. 2017).
- Streeck, Jürgen (1995): On projection. In Edward Goody (Hrsg.), *Interaction and social intelligence*, 84–110. Cambridge: Cambridge University Press.
- Streeck, Jürgen (2016): Gestische Praxis und sprachliche Form. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 57–80. Berlin: de Gruyter.
- Stukenbrock, Anja (2009): Herausforderungen der multimodalen Transkription. In Karin Birkner & Anja Stukenbrock (Hrsg.), *Die Arbeit mit Transkripten in Fortbildung, Lehre und Forschung, Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung*, 144–170.
- Stukenbrock, Anja (2010): Überlegungen zu einem multimodalen Verständnis der gesprochenen Sprache am Beispiel deiktischer Verwendungsweisen des Ausdrucks

„so“. In Norbert Dittmar & Nils Bahlo (Hrsg.), *Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand*, 165–193. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Stukenbrock, Anja (2015): *Deixis in der face-to-face Interaktion*. Berlin: de Gruyter.

Zinken, Jörg & Arnulf Deppermann (2017): A cline of visible commitment in the situated design of imperative turns. Evidence from German and Polish. In Elizabeth Couper-Kuhlen, Liisa Raevaara & Marja-Leena Sorjonen (Hrsg.), *Imperative turns at talk*, 27–63. Amsterdam: Benjamins.

## Anhang: Konventionen für die Transkription visueller Phänomene

Die Transkriptionen entsprechen den Konventionen von Mondada (2014).

Die Siglen der Interaktionsbeteiligten werden klein geschrieben, wenn visuelle Phänomene notiert werden:

abc	Siglen der Interaktionsbeteiligten Die zeitliche Erstreckung visueller Phänomene, d. h. kinesischer, non-verbaler Aktivitäten wird durch ihre Verankerung in Sprecherzeilen bzw. in Pausenzeilen angezeigt. Folgende Zeichen werden zur Markierung des Start- und Endpunkts einer Aktivität benutzt:
+‡*\$%&	Markierung der Extension einer visuellen Aktivität Die einzelnen Phasen einer Aktivität werden gemäß der von Kendon (2004) eingeführten Konvention wiedergegeben:
...	Präparation einer Aktivität
---	Andauern einer Aktivität
,,,	Retraktion einer Aktivität





Heiko Hausendorf und Reinhold Schmitt

## 4 Sprachliche Interaktion im Raum

**Abstract:** In unserem Beitrag skizzieren wir im Rahmen des Verhältnisses von Sprache, Interaktion und Raum die Umriss eines raumbasierten Konzeptes sozialer Positionierung. Zunächst stellen wir aktuelle Entwicklungen der linguistischen Interaktionsraumforschung vor, wobei wir eine grundlegende Differenzierung hinsichtlich der Relevantsetzung des Raums konstatieren: Raum wird zum einen als im Interaktionsprozess von den Beteiligten aktiv hervorgebrachte Größe konzeptualisiert, zum anderen wird Raum als interaktive Ressource entworfen, auf die in der Interaktion zurückgegriffen werden kann.

Mit den Begriffen „Interaktionsarchitektur“, „Sozialtopographie“ und „Interaktionsraum“ skizzieren wir im Anschluss die basale konzeptionelle Trias, die unserem interaktionslinguistischen Verständnis zugrunde liegt. Dabei kommt es uns besonders auf die Verdeutlichung der unterschiedlichen analytischen Implikationen der Konzepte für die Analyse multimodal konstituierter Interaktion an.

Im empirischen Teil werden unsere Konzepte an einem kurzen Ausschnitt aus einem Alpha-Gottesdienst verdeutlicht, bei dem vor den Augen der Gemeinde ein Wechsel im Kirchenvorstand vollzogen und inszeniert wird. Diese Analyse erfolgt im Hinblick auf die Entwicklung der Grundzüge eines nicht-metaphorisch, sondern wörtlich, d. h. raumbasiert, verstandenen Konzeptes sozialer Positionierung.

**Keywords:** Gottesdienst, Interaktionsarchitektur, Kirchenraum, multimodale Interaktionsanalyse, Multimodalität, Raumlinguistik, soziale Positionierung, Sozialtopographie

### 1 Grundlagen

Wenn man unter „Interaktion“ eine Form der Kommunikation versteht, die unter Anwesenden aufgrund von Wahrnehmungswahrnehmung zustande kommt (Goffman 1964; Luhmann 1984), erscheint die Einbettung der Kommunikation

---

**Heiko Hausendorf**, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,  
E-Mail: heiko.hausendorf@ds.uzh.ch

**Reinhold Schmitt**, Institut für Deutsche Sprache, Augustaanlage 32, D-68165 Mannheim,  
E-Mail: reinhold.schmitt@ids-mannheim.de

in die räumliche Umgebung der Anwesenden als ein integraler Bestandteil der Interaktion. Der ‚Interaktionsraum‘ gehört zu dem, was unter Anwesenden sinnlich wahrnehmbar, greifbar, begehbar und besetzbar, also für Menschen sensorisch und motorisch zugänglich ist: ein Zimmer mit einem Tisch, an dem man zusammen mit anderen Platz genommen hat; ein Abteil in einem Zug, in dem man sich gemeinsam mit anderen aufhält; ein Gang in einem Gebäude oder eine Fußgängerzone, auf dem oder in der man jemanden trifft; eine Theke in einer Bar, an der man neben anderen steht und etwas trinkt; ein Schalter am Bahnhof, an dem man von einem Verkäufer ein Ticket kauft; ein Auto, in dem man zusammen mit einer Fahrlehrerin eine Fahrstunde absolviert; ein Kirchenraum, in dem man zusammen mit anderen Gottesdienst feiert oder ein Hörsaal, in dem man einer Vorlesung folgt. Interaktion ist in diesem Sinne fast nie orts- und raumlos, was besonders in der „fokussierten Interaktion“ (Goffman 1963) hervortritt, in der in vielen Fällen (nicht nur, aber) auch und gerade *gesprochen und zugehört* wird (wie in unserer Aufzählung bereits illustriert). Entsprechend gibt es Sprech- und (Zu-)Hör-Räume, in denen der Aufenthalt an einem bestimmten, oftmals eigens dafür gebauten, gestalteten und hergerichteten Ort mit einer sozialen Praxis der sprachlichen Interaktion fest verbunden ist und in denen die für die fragliche soziale Praxis implikativen sozialen Positionen oftmals bereits räumlich ausgewiesen sind. Nicht zufällig ist das vor allem in der institutionalisierten Kommunikation innerhalb von Organisationen der Fall, in und mit denen sich typischerweise eine eigene Kultur der *Interaktionsarchitektur* herausgebildet und ausdifferenziert hat.

Die Linguistik hat die Beschäftigung mit dieser räumlichen Verankerung des Sprechens und Zuhörens traditionell der Pragmatik überlassen, in der der Raum- bzw. Ortsbezug als Aspekt der ‚Sprechsituation‘ kanonisiert worden ist. So bildet er bekanntlich bei Bühler als vorausgesetztes „hier“ des Sprechenden eines der drei Fundamente der „Origo“ (Bühler 1982), die für das Verstehen sprachlicher Ausdrücke eine grundlegende Bedingung darstellt. Entdeckt und erforscht wurde diese Grundbedingung natürlicher Sprachen nicht zufällig am Beispiel der Deixis, und bis heute reißen die Versuche nicht ab, das von Bühler pionierhaft in die Sprachbetrachtung eingeführte „Zeigfeld der Sprache“ theoretisch und empirisch zu fassen (vgl. z. B. Stukenbrock 2014). Freilich sieht man heute klarer, dass der im deutschsprachigen Raum maßgeblich durch Bühlers Zeigfeldlehre etablierte Ausgangspunkt nicht frei von problematischen Vorannahmen ist. Dazu gehört der „Ego-Zentrismus“ der Bühler’schen Konzeption (Hanks 1990), mit dem die Sicht auf die Sprechsituation kognitivistisch eingengt worden ist und die insbesondere der Interaktion (im oben eingeführten Sinn) so gut wie keine Beachtung geschenkt hat. Damit hängt zusammen, dass die Sprechsituation selbst als eine gegebene Konstellation betrachtet wur-

de, die man dem Sprechen (und Zuhören) gleichsam gegenüberstellen kann (vgl. dazu Hausendorf 2003), wie es nicht nur der Sprachfixierung der linguistischen Pragmatik geschuldet ist, sondern auch dem „correlational drive“ der frühen Soziolinguistik entsprach (Goffman 1964).

Wie man an diesem Blick auf die Deixis-Diskussion(en) sehen kann, sind die Interaktion im Raum und der Interaktionsraum nicht so trivial, wie es die Redeweise vielleicht vermuten lässt. Insbesondere geht es bei dem hier in Betracht kommenden Raum nicht um etwas, das sich gleichsam von außen als gegebenes Datum erfassen lässt. Man kann das nicht nur von der Entwicklung der linguistischen Deixis-Konzeptionen lernen, sondern auch an einem bis heute kontrovers diskutierten Spezialfall der Interaktion erläutern: dem Sprechen und Zuhören am Telefon. Auf den ersten Blick geht in diesem Fall der gemeinsame Sprech- und Zuhörerraum verloren, was manche wohl daran zweifeln lässt, ob wir es hier noch mit Interaktion zu tun haben. Anwesend sind die Beteiligten beim Telefonieren ja gerade nicht – solange man einen alltagsweltlichen Begriff von Anwesenheit zugrunde legt, mit dem man z. B. protokollieren kann, wer bei einer Sitzung anwesend (und wer entschuldigt) war. Versteht man Anwesenheit hingegen als eine im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung hergestellte soziale (vs. physische) Errungenschaft, sieht man schnell, dass Anwesenheit dieser Art auch am Telefon hergestellt wird: Mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingelzeichen können die Beteiligten wahrnehmen, dass sie sich wahrnehmen, auch wenn diese Wahrnehmungswahrnehmung ganz auf Hörbarkeit eingeschränkt ist. In genau diesem Sinne sind sie auch beim Telefonieren anwesend. Für den Interaktionsraum der Beteiligten bedeutet das, dass er ganz und gar auf Hörbarkeit angewiesen ist, d. h. sich im Medium der auditiven Wahrnehmung konstituiert und motorisch unzugänglich ist. Die Bewegungen der Beteiligten beim Telefonieren bleiben für die Interaktion am Telefon irrelevant, solange sie keine hörbaren Spuren hinterlassen (oder thematisiert werden) und damit in den auditiv konstituierten Interaktionsraum hineinragen – wie man das nicht zufällig mit dem Aufkommen mobiler Telefongeräte vermehrt beobachten und studieren kann (vgl. dazu die Hinweise bei Stefani, Gazin & Ticca 2012). Was man an diesem Spezialfall der Interaktion lernen kann, der in einzigartiger Weise das Sprechen und Zuhören privilegiert (und deshalb früh im Mittelpunkt konversationsanalytischer Forschung stand), ist die Beschaffenheit des Interaktionsraums: er „ist“ nicht, sondern „ereignet sich“ (mit Fischer-Lichte 2006 gesprochen), er lässt sich nicht von außen feststellen durch eine Reihe vermeintlich gegebener Parameter, sondern wird in und mit Interaktion jeweils fallspezifisch konstituiert und muss deshalb als eine Hervorbringung rekonstruiert werden (siehe Unterkapitel 2.1).

Diese Einsicht steht am Anfang eines wiederentdeckten Interesses am Raum in der linguistischen Gesprächsforschung, weil sie den Raum vom Expla-

nans zum Explanandum macht. Angesichts einer Reihe neuerer empirischer Untersuchungen, die in diese Richtung gehen, darf man allerdings nicht vergessen, dass die Interaktionsforschung den Raum der Interaktion sehr lange vernachlässigt hat. Eine Theoretisierung der räumlichen Dimension der Sprechsituation, die mit der Theoretisierung etwa der zeitlichen Dimension mithalten könnte, steht deshalb noch aus. Man muss dazu nur daran denken, in welcher vielfältiger wie grundlegender Weise die Bedeutung von Zeit und Zeitlichkeit für die Interaktion in Anlehnung an das konversationsanalytische Konzept der Sequenzialität elaboriert worden ist.

Die Gründe für diese Vernachlässigung des Raumes sind vielfältiger Natur, dürften aber vor allem mit methodologischen und technologischen Aspekten der Datenkonstitution in Form der Transkription des Gesprochen-Gehörten zu tun haben: Die Praxis der Transkription hat maßgeblich dazu beigetragen, die sprachliche Interaktion aus ihrem multimodalen Entstehungskontext herauszulösen und als Gegenstand gleichsam zu reifizieren. Man sieht das anschaulich daran, wie mit den transkriptionsbasierten (und genau in dieser Hinsicht innovativen) Untersuchungen der Konversationsanalyse die nicht hör-, sondern sichtbaren Erscheinungsformen der Interaktion nach und nach aus dem Blick geraten sind, die zuvor in der Tradition der sogenannten „context analysis“ (Kendon 1990b) in ihrer Relevanz durchaus gesehen und auf der Basis von Videoaufzeichnungen auch bereits detailliert untersucht worden waren (vgl. dazu z. B. Kendons Analyse von Begrüßungen auf einer Gartenparty: Kendon [1973] 1990a; vgl. auch die Pionierarbeiten von Hall (1966), Birdwhistell (1970), Schefflen & Ashcraft (1976), die zu Recht als Klassiker gelten). Mit dem Aufschwung der transkriptionsbasierten Konversationsanalyse ist diese Forschungstradition in den Hintergrund getreten. Die damit verbundene Reduktion des Gegenstandes ist vor allem in den übergeordneten Kategorisierungen des Gegenstandes deutlich (vgl. *conversation*, *talk-in-interaction* oder im deutschsprachigen Kontext verbale Interaktion, Gespräch), verweisen diese Kategorisierungen doch nicht zufällig auf Verbalität als zentrale Grundlage und Erkenntnisgegenstand der Analyse. Gemessen an der Komplexität sozialer Interaktion ist damit schon gegenstandskonstitutiv vieles zum Verschwinden gebracht worden.

Der Raum gehörte dann wie eben vieles andere an nonverbaler Kommunikation mit zu dem, was man als situativen Hintergrund von Fall zu Fall zu vergegenwärtigen und entsprechend ergänzend anzugeben, aber nicht eigenständig zu analysieren hatte (solange er nicht auch von den Beteiligten thematisiert oder auf andere Weise in der Transkription in Erscheinung trat: vgl. dazu z. B. Schegloff 1972 und die Hinweise bei Stefani, Ticca & Gazin 2012: 4–6). Diese Sichtweise gilt heute mit dem Aufschwung und der Verbreitung von Vi-

deoaufzeichnungen als Datenbasis und der Betonung der Multimodalität der Interaktion zu Recht als überholt, was sich nicht zuletzt in der neueren Geschichte der Einbindung visueller Daten in die Transkription spiegelt (vgl. dazu Mondada 2016). Es ist von daher kein Zufall, wenn neuere Arbeiten zur Interaktionsraumforschung wieder an die Pionierarbeiten der frühen videobasierten Interaktionsforschung anknüpfen, auch wenn sich die technologischen, methodologischen und theoretischen Voraussetzungen inzwischen verändert haben (Hausendorf 2013: 279 f.).

## 2 Aktuelle Entwicklungen in der linguistischen Interaktionsraumforschung

Das wieder erstarkte Interesse an der räumlichen Dimension der Interaktion hat grundlegend mit der Entwicklung und Verbreitung *digitaler* Videoaufzeichnungstechnologien zu tun, die die interaktionslinguistische Praxis sowohl der Datenerhebung als auch der Datenaufbereitung in den letzten 15 Jahren grundlegend verändert haben und wohl auch zukünftig noch verändern werden (vgl. Schmitt 2016, Schmitt & Hausendorf 2016, 2016b). Anders als z. B. in der Raumsoziologie, Architektursoziologie und -semiotik, die in den letzten Jahren im Zuge des *spatial turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften mit einer Reihe von Neuansätzen prominent in Erscheinung getreten sind (vgl. z. B. die Beiträge in Fischer & Delitz 2009), ist der Aufschwung des Raumes in der Interaktionslinguistik nicht theoretisch, sondern empirisch motiviert: In dem Maße, in dem die Videoaufzeichnung und ihre Sekundärdokumente in Form von Standbildern die Transkription sprachlicher Interaktion als zentrales Bezugsdatum verdrängen, wird der Interaktionsraum unübersehbar und in seiner Bedeutung für die Interaktion sichtbar und analysierbar. Die einschlägige interaktionslinguistische Forschung ist mit diesem methodologischen Potential bislang auf unterschiedliche Weise umgegangen, wie wir im Folgenden anhand einer Skizze aktueller Entwicklungen der Interaktionsraumforschung illustrieren wollen (vgl. dazu auch die Überblicksdarstellungen bei Mondada 2007, 2013; Stefani, Gazin & Ticca 2012; Schmitt 2013a, Kap. 4, 5 und 6; Schmitt & Deppermann 2007; Hausendorf, Mondada & Schmitt 2012). Wir lassen uns dabei davon leiten, wie Raum und Räumlichkeit konzeptionell in die Analyse eingebunden und analytisch behandelt werden. Bis heute dominant vertreten sind Arbeiten, die bereits erwähnte Tradition der frühen Videoanalyse (*context analysis*) aufgreifen und Raum und Räumlichkeit in erster Linie als interaktive Hervorbringung in den Blick nehmen (Unterkapitel 2.1). Daneben gibt es aber auch verein-

zulte Arbeiten, die bestrebt sind, die eigenständige kommunikative Relevanz von Raum und Räumlichkeit zu erfassen, wie sie sich aus den Erscheinungsformen des gebauten, gestalteten und hergerichteten Raumes ergibt. Raum und Räumlichkeit stellen aus dieser Sicht nicht nur eine Hervorbringung, sondern auch eine komplexe Ressource der Interaktion dar, die als solche zur Geltung gebracht werden muss (Unterkapitel 2.2). An diese letztgenannte Richtung schließen unsere eigenen aktuellen Forschungsschwerpunkte an (Unterkapitel 3).

## 2.1 Raum als interaktive Hervorbringung

Der eingangs bereits verwendete Begriff des Interaktionsraums (*interactional space*) steht in der konversationsanalytisch orientierten Literatur dafür, dass die Interaktionsbeteiligten, sobald sie zusammenkommen, einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus bilden, der primär aus der Konstellation und Konfiguration der körperlich eingenommenen räumlichen Positionen hervorgeht. Die bekannteste und gewissermaßen kanonische Konstellation dieser Art ist ein Arrangement, bei dem die Interaktionsteilnehmer wechselseitig die Vorderseite ihrer Körper und damit ihre Wahrnehmungs- und Greiforgane aufeinander ausrichten und ko-ordinieren (*face-to-face*; vgl. dazu auch den Typus der „F-formation“, wie er bei Kendon 1990c beschrieben wird). Es ist inzwischen wiederholt betont worden, dass diese Konstellation, auch wenn sie dem gesamten Gegenstandsbe- reich den Namen gegeben hat (*face-to-face interaction*), weder exklusiv noch statisch ist: Kommunikationsteilnehmer können je nach Erfordernis und sozialer Praxis (inklusive: Anzahl der Teilnehmer) und im Prinzip jederzeit diese Konstel- lation dynamisch verändern und dabei neue und andere Interaktionsräume konstituieren (vgl. dazu z. B. die Analysen zur Herstellung und Veränderung von Interaktionsräumen beim Tanzunterricht: Müller & Bohle 2007).

Man darf sich den Interaktionsraum deshalb nicht als etwas Statisches und Gegebenes vorstellen, sondern muss kontra-intuitiv davon ausgehen, dass es sich dabei um eine jeweils lokal von Augenblick zu Augenblick von den Inter- aktionsteilnehmern erbrachte Leistung handelt. In sehr vielen Fällen erfolgt diese Form der Situierung unterhalb der Verbalisierungs- und Bewusstheits- schwelle der Anwesenden, wozu Architektur und Mobiliar einen sehr großen Beitrag leisten. Sichtbarer und empirisch greifbarer wird die Dynamik dieser Hervorbringungsleistung, wenn wir an Interaktionen denken, innerhalb derer die Beteiligten zusammen in Bewegung sind (mobil), also nicht an einem be- stimmten Ort mehr oder weniger fixiert sind (stationär). Offensichtlich ist der sprachliche und vor allem sensomotorische Koorientierungs- und Koordina- tionsaufwand in solchen Fällen ungleich höher (Hausendorf 2013: 291f.; Schmitt & Deppermann 2007). Es ist deshalb kein Zufall, dass solche mobilen

Settings in den letzten Jahren vermehrt untersucht worden sind (vgl. dazu die Überblicke bei De Stefani, Ticca & Gazin 2012: 6 f.; Mondada 2013: 248 f. und die Beiträge in Haddington, Mondada & Nevile 2013). Eine viel untersuchte Spezialsituation ist das gemeinsame Autofahren und speziell die Fahrstunde im Auto (vgl. z. B. Gazin 2012; Deppermann 2016).

Was in Analysen dieser Art immer wieder anhand von Detailbeobachtungen von Interaktionsepisoden unterschiedlicher Art gezeigt wird, ist die Art und Weise, wie die Aufgabe der Situierung (der situativen Verankerung) der Interaktion im Hier und Jetzt durch den menschlichen Körper im Vollsinne seiner senso-motorischen Qualitäten ‚geleistet‘ wird, oftmals auch ohne dass – oder bevor – gesprochen wird. Wenn gesprochen und auf Raum in irgendeiner Weise Bezug genommen wird, lässt sich zeigen, wie dieses Sprechen mit der körperlichen Präsenz der Beteiligten unmittelbar verknüpft ist.<sup>1</sup> Raumreferenz erscheint in diesem Sinn als verkörperte soziale Praxis, die den Raum, auf den Bezug genommen wird, in einem Zug konstituiert und kommunikativ bedeutsam werden lässt (vgl. z. B. die Beiträge in Streeck, Goodwin & LeBaron 2011). Dieses komplexe Zusammenspiel von körperlichen und sprachlichen Aspekten der Situierung ist vielfältig beschrieben worden. Während also Sprache und Körper(lichkeit) in ihrer Ressourcenqualität für die Interaktion expliziert worden sind, sind die genuin räumlichen Aspekte der Situierung weitgehend vernachlässigt und Raum und Räumlichkeit in der Interaktion bis heute nur einzeln in den Blick genommen worden. Darauf wollen wir im nächsten Abschnitt näher eingehen.

## 2.2 Raum als Ressource der Interaktion

Es ist nicht unbemerkt geblieben, dass die Hervorbringung des Interaktionsraumes in vielen Fällen unseres kommunikativen Alltags innerhalb von Settings geschieht, die offensichtlich Vorgaben für das Einnehmen von Positionen und Konfiguration der Anwesenden machen und in denen solche Konfigurationen z. B. einen mobiliaren Ausdruck gefunden haben. Ein anschauliches Beispiel dafür ist etwa die „Sitzecke“ (Linke 2012) und generell die Art und Weise, wie die Möblierung (z. B. Bestuhlung) eines Raumes dazu beiträgt, dass die Beteiligten einen Interaktionsraum schon dadurch ‚aktivieren‘, dass sie z. B. Platz nehmen und schon dadurch (wieder) auflösen, dass sie aufstehen (vgl.

---

<sup>1</sup> Das wird auch im Beitrag von Arnulf Deppermann (in diesem Band) deutlich. Er diskutiert aus einer sprachorientierten Perspektive systematische Aspekte des Zusammenhangs von Sprachgebrauch und anderen konstitutiven Aspekten der multimodalen Interaktion.



dazu am Beispiel von Seminarräumen und Hörsälen Hausendorf 2012a und 2012b). Bei Müller & Bohle (2007: 154) wird deshalb im Anschluss an die Pionierarbeiten der frühen Interaktionsforschung eine Unterscheidung zwischen „Räumen“ gemacht, „die durch signifikante Objekte vorstrukturiert werden, und solchen, die durch Menschen in Interaktionen frei strukturiert werden“. Zu „signifikanten Objekten“ in diesem Sinne gehört dann z. B. die „Anordnung von Sitz- und Stehgelegenheiten“ (Müller & Bohle 2007: 154). Auch wenn die Formulierung dieser Unterscheidung womöglich einen falschen Gegensatz suggeriert („frei“ im Sinne von ‚voraussetzungslos‘ vs. ‚vorstrukturiert‘ im Sinne von ‚determiniert‘), ist darin doch die Einsicht aufgehoben, dass die interaktive Hervorbringung des Interaktionsraums oftmals an gebaute, gestaltete und einwie hergerichtete räumliche Strukturen anknüpfen kann, die nicht erst eigens in der Interaktion installiert werden müssen. Das ist im Kern die Einsicht in den Raum als Ressource der Interaktion, an die in und mit Interaktion auf eine höchste effektive und gleichzeitig sehr unscheinbar-selbstverständliche Weise angeknüpft werden kann. Die Konversationsanalyse tut sich nach unserem Eindruck bis heute schwer damit, diese Einsicht eigenständig analytisch zur Geltung zu bringen. So wird z. B. bei Mondada (2007: 59) kritisch darauf hingewiesen, dass der vorstrukturierte Raum bislang eher „verallgemeinernd hinsichtlich typischer, erwartbarer oder sogar vorbestimmter Handlungen (behandelt wurde)“, also die Beobachtung interaktionsunabhängiger räumlicher Strukturen womöglich zu einem deterministischen Raumkonzept führen könnten. Gerne wird deshalb ins Feld geführt, dass die Beteiligten eben auch „frei“ darin sind, mit räumlichen Strukturen in einer Weise umzugehen, die nicht den Vorgaben z. B. der Möblierung oder der Objekte entspricht (vgl. dazu z. B. die Analyse eines Barrens bei Pitsch (2012: 240 f.), der durch die Beteiligten mal als Alltagsobjekt zum Anlehnen, mal als Museumsobjekt und mal als Turngerät genutzt wird). Freilich ist damit nicht auch schon impliziert, dass damit die räumlichen Vorgaben in ihrer strukturierenden Kraft vollkommen außer Kraft gesetzt wären (vgl. dazu Hausendorf 2012: 60–62, am Beispiel eines Dozenten, der die Eröffnung seiner Vorlesung im Hörsaal nicht vom Pult aus vornimmt, sondern dazu im Gang zwischen Podium und erster Sitzreihe hin und her geht).

Eine wichtige und viel zitierte empirische Studie zum Raum als Ressource der Interaktion ist Goodwins Analyse der Art und Weise, wie die Interaktionsbeteiligten bei einem Hüpfspiel die Markierung der Hüpfelder auf dem Boden als eine wichtige Ressource ihrer sozialen Praxis ausschöpfen (Goodwin 2000). Um die Ressourcenqualität dieser räumlichen Vorgabe zu erfassen, ist die Rede von einem „semiotic field“, das durch die Aktivitäten der Beteiligten systematisch in Anspruch genommen und in seiner (vor)strukturierenden Kraft aktiviert wird. Diese Studie wird gerne angeführt, um die Vorstellung vom Raum

als Ressource mit einer empirischen Analyse zu belegen, die detailliert nachweist, dass und wie der Interaktionsraum in diesen Fällen als Ergebnis des Zusammenwirkens von Sprache, Sensomotorik und Raumstruktur zustande kommt – „Die Umgebung allein bewirkt nichts“, heißt es deshalb einschränkend in der Besprechung von Goodwins Studie bei Mondada (2007: 61).

Einblicke und Aufschlüsse zum Raum als Ressource der Interaktion haben sich deshalb bis heute vornehmlich unter der Prämisse dieser Einschränkung ergeben, die auf implizite Weise davor zu warnen scheint, die „Umgebung“ (sprich: den gebauten, gestalteten und hergerichteten Raum) für sich genommen zu untersuchen, d. h. unter Absehung der Handlungen, „die tatsächlich in ihm ablaufen“ (Mondada 2007: 59). Entsprechend kommt der Raum als Interaktionsressource in den einschlägigen Untersuchungen fast nur dann vor, wenn auch gezeigt werden kann, dass und wie er in den Interaktionen, die in ihm stattfinden, auch interaktiv relevant gesetzt und in diesem Sinn zum Bestandteil des Interaktionsraums wird. Das gilt etwa auch noch für die Mehrzahl der empirischen Studien in Hausendorf, Schmitt & Kesselheim (2016).

Die Vorstrukturierung durch den Raum, die sich unabhängig von seiner tatsächlichen interaktiven Nutzung feststellen lässt, wird bis heute nur vereinzelt empirisch untersucht. Das hat auch mit grundsätzlichen methodologischen und theoretischen Festlegungen zu tun, die um die Frage kreisen, ob man bereit ist, neben der auf Anwesenheit beruhenden Interaktion noch andere Formen von Kommunikation zuzulassen (Hausendorf & Kesselheim 2016). Methodologisch spielt aber wohl eine Vorentscheidung hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes die Hauptrolle: Soll durch geeignete empirische Grundlagen und durch eine adäquate Forschungsmethodologie und ihre konkrete methodische Umsetzung versucht werden (soweit dies unter den aktuellen technischen Dokumentations- und Analysebedingungen möglich ist), eine maximale Annäherung an die multimodale Komplexität sozialer Interaktion zu erreichen oder nicht? Hier kommen dann auch bis heute konkrete methodische Gründe der Datenkonstitution ins Spiel: Videoaufzeichnungen von Interaktionen sind nicht per se auch geeignet, die fraglichen Strukturen des gebauten, gestalteten und her- und eingerichteten Raumes sichtbar und analysierbar zu machen (vgl. Hausendorf & Schmitt 2016b)! Es ist von daher vielleicht kein Zufall, wenn in einer der wenigen Studien, die der Ressourcenqualität des Raumes eigenständig und weiter ausholend Beachtung schenken, auf Fremddaten einer nicht für Forschungszwecke installierten Deckenkamera zurückgegriffen wird: Bei LeBaron & Streeck (1997) wird die Gestaltung und Möblierung eines Verhörzimmers (genauer gesagt: die Anordnung der Stühle um einen Tisch) anhand einer schon vor der Befragung in Gang gesetzten Deckenkamera eigenständig, d. h. ohne unmittelbare Bezugnahme auf die im Raum dann später

stattfindende Befragung, analysiert. Dabei wird im Einzelnen gezeigt, worin die eingebauten räumlichen Implikationen (*built in spatial features*) sowie die Bedingungen und Beschränkungen (*constraints*) des Verhörortes bestehen – und wie sie dann später in der Befragung für die Elizitierung eines Geständnisses genutzt werden (vgl. insbesondere LeBaron & Streeck 1997: Kap. 2, „built space“: 4–9). So nimmt z. B. die Platzierung des Verdächtigen auf dem Stuhl, der sich zwischen der Wand und dem eng an die Wand gerückten Tisch befindet, die eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten des Verdächtigen bereits durch die Anordnung von Tisch und Stühlen vorweg. Unsere aktuellen Arbeiten zur Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie des Raumes sind der Versuch, diese Forschungsrichtung systematisch zu entfalten und in ihrem empirischen Potential zur Geltung zu bringen.

### 3 Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum

Im Folgenden wollen wir uns Konzepten zuwenden, mit denen die Eigenständigkeit räumlicher Strukturen sowohl konzeptionell als auch empirisch fokussiert werden kann. Neben das Konzept des Interaktionsraums, mit dem vor allem die Vorstellung der interaktiven Hervorbringung der für die Beteiligten gerade relevanten räumlichen Umgebung verbunden ist, treten deshalb das Konzept der „Interaktionsarchitektur“ und das der „Sozialtopographie“ (Unterkapitel 3.1), die wir in den letzten Jahren auf der Grundlage empirischer Untersuchungen des Zusammenhangs von Gottesdienst und Kirchenraum entwickelt haben (Unterkapitel 3.2).<sup>2</sup> Der konkrete analytische Zugewinn dieser Konzepte für die Analyse sprachlicher Interaktion im Raum soll dann an einem Ausschnitt aus einem Gottesdienst aufgezeigt werden, der den Beginn eines Wechsels des Kirchenvorstandes im Vorne des Kirchenraumes dokumentiert (Unterkapitel 3.3). Die Einnahme bestimmter Plätze im Raum durch Beteiligte im Kontext spezifischer Handlungszusammenhänge ist ein zentraler Bestandteil sozialer Interaktion, bei der die räumliche Positionierung in höchst anschaulicher Weise zum Indikator für die soziale Positionierung der Beteiligten wird. In dieser Verschränkung sozial-räumlicher Positionierung zeigt sich in exemplarischer Weise die Relevanz, die die Analyse des Raumes für die Analyse gerade auch der sprachlichen Interaktion besitzt (Unterkapitel 4).

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu mit weiteren Hinweisen Hausendorf & Schmitt 2016a.

### 3.1 Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie

Mit dem Konzept der Interaktionsarchitektur reflektieren wir die Beobachtung, dass die Architektur von Räumen die in diesen Räumen stattfindende Interaktion (wenn auch nicht determinieren oder verhindern, so doch) in spezifischer Weise ermöglichen, nahelegen und erwartbar machen kann. Unter Architektur verstehen wir dabei heuristisch all das, was vom gebauten Raum (z. B. aus Stein, Beton, Holz) über den gestalteten Raum (z. B. Innenarchitektur, Möblierung) bis zum ausgestatteten Raum (z. B. Technik, Dekoration) reicht. Die Implikationen der Architektur für Interaktion sind der prospektiv wirksame Ausdruck davon, dass Architektur – retrospektiv – als gebaute und gestaltete Antwort (im Sinne einer Lösung) für grundlegende Probleme sozialer Interaktion analysiert werden kann. Architektur lässt sich nach diesem Verständnis, das an eine Reihe von Vorarbeiten aus unterschiedlichen Disziplinen anknüpfen kann, als ein komplexes Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen verstehen (Hausendorf 2012b; Hausendorf & Kesselheim 2016). Diese Benutzbarkeitshinweise sind dafür verantwortlich, dass der Raum als Ressource der Interaktion im Alltag auf höchst effektive wie unauffällige Weise fungieren kann.

Benutzbarkeitshinweise setzen bei den grundlegenden Möglichkeiten für Wahrnehmung und Bewegung an und manifestieren sich schon in dem, was durch und mit Architektur in einer räumlichen Umgebung sichtbar, hörbar, begehbar und betretbar gemacht wird. Diese Art basaler Benutzbarkeit ist nicht *per se* gegeben, sondern versteht sich relativ zur menschlichen Sensorik und Motorik. Sie sagt auch noch nichts über das aus, was Anwesende in dieser Umgebung tatsächlich sehen, hören, begehen und betreten mögen. Ihre Analyse ist deshalb auch nicht auf Interaktion angewiesen, sondern (nur) auf die Dokumentation der architektonischen Erscheinungsformen.

Wenn man die Einsicht ernst nimmt, dass der Raum eine starke interaktive Ressource darstellt, muss man u. E. an diesen Benutzbarkeitshinweisen ansetzen, weil darin die soziale Relevanz räumlicher Arrangements zum Vorschein kommt. Es geht ja nicht um x-beliebige Benutzbarkeiten, die ein solches Arrangement bietet, sondern um hochgradig erwartbare, kommunikativ wahrscheinliche Anschlussmöglichkeiten für Interaktion, die sich an den Erscheinungsformen der Architektur selbst ablesen lassen – sofern man bereit und in der Lage ist, diese Erscheinungsformen als materialisierte und sedimentierte Lösungen für die mit einer bestimmten sozialen Praxis verbundenen wiederkehrenden Problemstellungen interaktiver Natur zu rekonstruieren. Architektur kann dann mit Gewinn analysiert werden als eine genuine Manifestation sozialer Realität und als etwas, von dem die Interaktionsbeteiligten in ihrer Praxis zu meist fraglos und wie selbstverständlich Gebrauch machen. Dieses Verständnis

von Architektur-als-Kommunikation, das sich in den letzten Jahren vor allem im Bereich der Architektursoziologie entwickelt hat, ist bislang weder theoretisch noch methodologisch oder empirisch mit dem Konzept des Interaktionsraums verbunden worden.

In der Tat ist der Interaktionsraum von der Interaktionsarchitektur eines Raumes strikt zu trennen: Die Interaktionsarchitektur beruht auf architektonischen Erscheinungsformen, der Interaktionsraum auf Erscheinungsformen von Interaktion (Wahrnehmungen, Bewegungen, Handlungen der Anwesenden). Das Eine sollte man nicht gegen das Andere ausspielen, also z. B. einen Interaktionsdeterminismus gegen einen Raumdeterminismus. Nur dann kann man sehen, wie in der Interaktionsarchitektur eine Art „Archäologie der Interaktion“ greifbar wird und umgekehrt im Interaktionsraum eine bestimmte Architektur mit den Bordmitteln der Interaktion relevant gesetzt wird (oder auch nicht).

Wenn die Interaktionsarchitektur und der Interaktionsraum die beiden Pole eines Kontinuums von Raum und Interaktion ausmachen, steht das Konzept der Sozialtopographie gewissermaßen zwischen diesen Polen. Wir fassen damit die Beobachtung, dass sich Benutzbarkeitshinweise nicht nur auf basale Implikationen für Wahrnehmung und Bewegung erstrecken, sondern auch auf voraussetzungsreichere Implikationen für Handlungen innerhalb bestimmter sozialer Praktiken. Offenkundig sind solche Handlungsimplicationen immer schon Ausdruck gesellschaftlich wie kulturell vermittelter und geprägter Interaktionsorientierungen, die Raumnutzern vertrautheitsabhängig im Sinne handlungspraktischer Wissensgrundlagen zur Verfügung stehen. Wir fassen diese stark wissens- und vertrautheitsabhängigen Implikationen unter dem (aus der Sozialstrukturanalyse bekannten) Begriff der „Sozialtopographie“ (Schmitt 2013a) und die entsprechenden kognitiven Ressourcen als sozialtopographisches Wissen. Eine konkrete Raumnutzung entsteht immer im Spannungsverhältnis der interaktionsarchitektonischen Implikationen und der sozial und kulturell vermittelten Kompetenz. Anwesenden erscheint der Raum (in vielen Fällen) als sozial strukturiert und auf spezifische, usuelle Weise für bestimmte Zwecke nutzbar gegeben. Für sie existiert der Raum als Teil alltagsweltlich-fragloser Haltungen und auf der Grundlage eines unproblematischen *common ground*.

Sowohl die Sozialtopographie als auch die Interaktionsarchitektur eines Raumes bestehen – anders als der Interaktionsraum – interaktionsunabhängig und lassen sich entsprechend auch ohne Interaktionsdaten rekonstruieren. Während wir jedoch interaktionsarchitektonische Implikationen im menschenleeren Raum rekonstruieren können (und sollten), erweisen sich für die sozialtopographischen Implikationen eines Raums Situationen konkreter Raumnutzungen, die Personen im Raum zeigen, seien dies Einzelne, Paare oder Gruppen, als

hochgradig aufschlussreich, weil Anwesende dabei ihr gerade relevantes sozialtopographisches Konzept von Raumnutzung, ihr Verständnis des Raumes und seiner Benutzbarkeitshinweise verkörpern und gewissermaßen zur Schau stellen. Wir verstehen deshalb die sichtbare Raumnutzung von Anwesenden (der Ort ihrer Positionierung, die Art ihrer Positur, der damit verbundene Wahrnehmungsraum, die Nähe oder Distanz zu anderen Anwesenden etc.) als situative Realisierung ihres sozialtopographischen Wissens und ihrer aktuellen sozialtopographischen Orientierung. In unmittelbarer Analogie zu verbalen Äußerungen betrachten wir eine dokumentierte Raumnutzung (z. B. das Platznehmen auf den Bänken im Kirchenschiff) als Bearbeitung spezifischer, situativer Anforderungen relativ zu usuellen Nutzungsangeboten der Interaktionsarchitektur und normalformspezifischen Vorstellungen und Erwartungen für die Realisierung einer bestimmten sozialen Praxis (z. B. des Gottesdienstes).

Sozialtopographie verweist auf die Kompetenz, die den für die Konstitution sozialer Bedeutung relevanten Unterschied zwischen einer prinzipiellen Begehbarkeit im interaktionsarchitektonischen Sinne und der funktionsraumspezifischen, sozial verträglichen oder bewusst abweichenden Begehung im Kontext sozialer Handlungszusammenhänge macht. Sozialtopographisches Wissen ist ein spezifischer Teil des gesellschaftlichen Wissenshaushaltes (Luckmann 1986). Raumnutzer realisieren dieses Wissen im Sinne einer funktionsraumtypischen Normalform (im Sinne von Cicourel 1975), wobei diese Nutzung adaptiv und situationssensitiv hinsichtlich der aktuellen Zwecke der sozialen Praxis ist, an der sie sich mit ihrer Anwesenheit beteiligen.

Die Analyse der Sozialtopographie eines Raumes erhält – wie oben festgehalten – aufgrund der Einbeziehung von konkreten Nutzungsdaten (die nicht automatisch schon Interaktion, also mehr als eine anwesende Person implizieren müssen) eine spezielle Evidenz durch den Nachweis eines in einer konkreten Nutzung verkörperten Wissens. Sie muss sich dabei aber, anders als die Analyse der Interaktionsarchitektur, darauf verlassen können, dass der Analytiker und die Analytikerin mit der fraglichen sozialen Praxis, auf die die Sozialtopographie eines Raumes verweist, schon hinreichend vertraut sind oder aber sich mithilfe ethnographischer Methoden hinreichend vertraut gemacht haben, um die stark vertrautheitsabhängigen Benutzbarkeitshinweise, die in einer bestimmten Nutzung beantwortet und aktiviert werden, überhaupt erfassen zu können (gemäß dem Prinzip der methodischen Adäquatheit: Garfinkel & Wieder 1992).

Wenn wir uns im Folgenden zunächst mit der Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie eines Kirchenraumes beschäftigen (und anschließend dann mit der Herstellung eines Interaktionsraumes innerhalb dieses Kirchenraumes), nehmen wir also bewusst eine alltagsweltlich vermittelte Vertrautheit mit diesem Raum und der mit ihm verbundenen sozialen Praxis des Gottesdienstes in Anspruch.

### 3.2 In der Kirche

Das folgende Standbild (Abb. 4.1) stammt aus der Videoaufzeichnung eines sogenannten Alpha-Gottesdienstes der evangelischen Kirche in Rimbach im Odenwald.<sup>3</sup> Es markiert einen Augenblick, in dem der Gottesdienst noch nicht eröffnet worden ist und die Beteiligten dabei sind, sich (in unterschiedlicher Weise) auf die Eröffnung vorzubereiten.



**Abb. 4.1:** Das Vorne in der gottesdienstlichen Vorphase

Vertrautheitsabhängig erkennen wir auch auf diesem stark ausschnitthaften Standbild in erster Annäherung einige der charakteristischen Grundelemente wieder, die aus einem x-beliebigen Raum einen Kirchenraum machen, der für die soziale Praxis des Gottesdienstes gebaut und gestaltet worden ist: etwa die Architektur des Saalbaus mit umlaufenden Emporen, die durch Stufen markierte Trennung von Gemeinderaum mit Sitzbänken und Altarraum mit mittig positionierten Altar und das vor dem Altar aufgestellte Kreuz. In diesen (und weiteren hier nicht genannten) Elementen manifestieren sich die über Jahrhun-

<sup>3</sup> Wir dokumentieren in Rimbach seit 2006 (systematisch seit 2016) unterschiedliche Gottesdienstformen. Inzwischen existiert ein umfangreiches Korpus der Rimbacher Gottesdienste, und wir stehen in kontinuierlichem und engem Kontakt mit Pfarrer Uwe Buß und dem Alpha-Team, das mit ihm zusammen die Alpha-Gottesdienste vorbereitet und durchführt. Publikationen zu den Aufnahmen aus der Rimbacher Kirche liegen ebenfalls vor (z. B. Hausendorf & Schmitt 2010; Schmitt 2012a, b, 2013).

derte entwickelten und ausdifferenzierten baulichen Lösungen für rekurrente kommunikative Aufgaben, die mit der Praxis von Gottesdienst verbunden sind und in der entsprechenden Nomenklatur ihre Sedimentierung in einer fachsprachlichen Semantik gefunden haben. Diese Nomenklatur ist mit ihrer Spezialssemantik Ausdruck eines theologisch gepflegten sozialtopographischen Wissens, das in unterschiedlicher Ausprägung und Verwässerung Teil der Vertrautheit mit der Praxis von Gottesdienst ist. Wir wollen darauf schon aus Platzgründen nicht näher eingehen und stattdessen auf einige grundlegende interaktionsarchitektonische Implikationen des Kirchenraumes aufmerksam machen, bevor wir anschließend näher auf die Spezifik der Gestaltung des hier abgebildeten kirchenräumlichen Vorne eingehen.

Zunächst gibt insbesondere die ausschnitthaft erkennbare Bestuhlung des Raumes mit gleich ausgerichteten Sitzbänken und Stühlen einen starken Hinweis auf die einseitige Ausrichtung der visuellen Aufmerksamkeit auf ein Vorne im Sinne einer „fokalen Zone“ (Streeck 1983), in der alles, was geschieht, (wie auf einer „Bühne“) von den auf den Bänken (im „Zuschauerraum“) sitzenden Anwesenden wahrgenommen werden kann (und soll). Das gegenläufig konstituierte Hinten des Raumes ist auf dem Ausschnitt nicht erkennbar, weil die Kameraperspektive mit ihrer Ausrichtung auf das Vorne bereits den interaktionsarchitektonischen Implikationen der Sichtbarkeit gefolgt ist. Es beginnt aber bereits dort, wo die nach vorne ausgerichtete Bestuhlung beginnt.

Bei genauem Hinsehen wird zudem deutlich, dass zwischen dem Vorne und dem Hinten ein nicht eindeutig definierter Übergangsbereich liegt (in dem vielleicht nicht zufällig eine Reihe von Personen stehend verweilen). Er wird mit einer Reihe von drei Stufen markiert, die das Vorne vom Hinten abgrenzen und zugleich eine Unterscheidung von oben (= vorne) und unten (= hinten) ermöglichen, mit der die im Kirchenbau realisierte Ausdehnung des Raumes nach oben (im vorliegenden Fall durch die auf der hinteren Empore aufgestellten Kamera auch perspektivisch reproduziert) im Unten der Kirche in abgeschwächter Form wiederholt wird. Im Bereich vor den Kirchenbänken, die den Übergangsbereich nach hinten abgrenzen, sind auf der einen Seite (links) zusätzliche Sitzgelegenheiten durch Stühle geschaffen worden, die nahe an die Stufen heranreichen. In der Mitte des Vorne ist vor dem Altar und in der Breite des Altars ein Teppich ausgerollt worden, der sich über die drei Stufen bis in den Übergangsbereich erstreckt und den Mittelgang zwischen den Sitzbänken auf diese Weise nach vorne verlängert, also eine Begehrbarkeitskontinuität des Mittelgangs zum Altar suggeriert und den fraglichen Übergangsbereich auch im Wortsinne als Übergang von hinten nach vorne und von unten nach oben (und umgekehrt) markiert. Mit diesen Unterscheidungen fällt zudem eine weitere Unterscheidung zusammen: die von Sitzen und Stehen. Während das Hin-



ten vor allem ein Sitzbereich ist, der durch den Mittelgang unterbrochen wird und u. a. die Zugänglichkeit der Bankreihen sicherstellt, ist das Vorne durch eine Reihe von Stehplätzen strukturiert: Abgesehen von einer Sitzgelegenheit hinter dem Schlagzeug gibt es keine Bestuhlung, dafür aber mit den zwei Mikrofonständern klar herausgehobene Steh- und Sprechplätze, von denen aus die Hörbarkeit im Raum technisch hergestellt wird. Der dekorierte Bistrotisch, der in der Nähe des einen Mikrofonständers steht, bietet weitere Möglichkeiten der Verankerung für Stehende. Schließlich kann man wissen, dass der Platz vor dem Altar der zentrale Ort für den Vollzug der zentralen liturgischen Elemente des Gottesdienstes ist. Als solcher ist er in unserem Fall offenkundig eingeschränkt: den Platz unmittelbar vor dem Altar nimmt ein genau dort aufgestelltes Kreuz ein. Der mittige Mikrofonständer ist zudem auf der untersten Stufe, also in nahezu maximaler Entfernung vom Altar aufgestellt.

Mit dem Bistrotisch und der Ausgestaltung der Zentralposition vor dem Altar haben wir bereits Spezifika des abgebildeten kirchenräumlichen Vorne thematisiert, die nicht der Standardausstattung des Altarraumes entsprechen und bereits auf Besonderheiten des von uns dokumentierten Falles verweisen. Die Aufstellung eines Bistrotisches reagiert offenbar auf kommunikative Anforderungen, die nicht mit der Sozialtopographie des Altarraumes als liturgischem Raum abgedeckt sind. Er ist deshalb nicht – wie der Altar oder die Kanzel – Ausdruck der liturgisch definierten Anforderungen des Gottesdienstes, sondern steht gewissermaßen quer dazu. Dazu passt, dass die Kanzel durch eine Projektionsfläche abgedeckt worden ist, auf der ein Bild projiziert wird. Der hintere linke Bereich des Altarraums wird zudem durch die Aufstellung mit Musikinstrumenten dominiert, die aus diesem Teil des Raumes eine Art Band- oder Musikecke machen. Neben das Sprechen als erwartbare Aktivität im Vorne tritt damit das gemeinsame Musizieren, das im Gegensatz zum Orgelspiel der Organistin nicht nur für alle hörbar, sondern in seiner (gemeinsamen) Hervorbringung auch sichtbar gemacht wird. Man kann in diesen Besonderheiten Indikatoren für eine Uminterpretation und ein *reframing* des Altarraumes sehen, insofern die Betonung der vertikalen Unten-Oben-Anordnung von Altar, Kanzel und Orgel zugunsten einer horizontalen von-links-nach-rechts Anordnung von Bistrotisch, Mikrofonständern und Bandecke aufgegeben wird. Damit einhergehend verliert das kirchenräumliche Vorne seine Charakteristik als eindeutig auf die Liturgie des Gottesdienstes ausgerichteter Funktionsraum (Altarraum). Auf diese Weise werden neben liturgischen Elementen alltagsweltliche Ereignisformen erwartbar gemacht. Es entspricht dies der Programmatik einer Gottesdienstform (Alpha-Gottesdienst) „mit dem etwas anderen Programm“ (so die Selbstdarstellung). Sie wird also – bevor das erste Wort gesprochen und der Gottesdienst performativ eröffnet worden ist – bereits durch die hier grob

skizzierte Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie des Kirchenraumes kommuniziert.<sup>4</sup>

Dies ist das räumliche Setting, in dem dann im Verlauf des Gottesdienstes ein Wechsel im Vorstand der Gemeinde nicht nur thematisiert, sondern auch zelebriert wird. Dabei kommt es zu einer Nutzung des Raumes, die für das Verhältnis von Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum hoch aufschlussreich ist.

### **3.3 Raumnutzung, multimodale Inszenierung und Verkörperung: Ein Vorstandswechsel im Gottesdienst**

Wir haben für die folgende Analyse mit dem Vorstandswechsel ein Element in einem Gottesdienst ausgewählt, das nicht zu den liturgischen Standardelementen gehört (wie die Predigt oder die Fürbitte), sondern einen besonderen Anlass (Kasualie) in der Einführung kirchlicher Amtsträger hat (Amtshandlung).<sup>5</sup> Diese Auswahl ist nicht theologisch motiviert, sondern durch unser Erkenntnisinteresse: Der Vorstandswechsel zeigt auf anschauliche Weise das Ineinandergreifen von verbaler Interaktion und Raumnutzung im Sinne der Inszenierung sozial-räumlicher Positionierung.

Der Vorstandswechsel als Bestandteil des dokumentierten Gottesdienstes wurde in der Gottesdiensteröffnung des Pfarrers angekündigt und kommt dann in einer expliziten Aushandlung zwischen dem moderierenden Bandleader und dem Pfarrer nochmals zur Sprache. Das zeigt: Es gibt offensichtlich kein fraglos geteiltes Wissen über den genauen Platz dieser Kasualie im sonst gewohnten rituellen Ablauf. Gleichzeitig wird der Vorstandswechsel vom Pfarrer als so bedeutsam eingeschätzt (und eingeführt!), dass an seiner Platzierung im Gesamtgeschehen nicht gerüttelt werden darf. Es geht offensichtlich darum, die Relevanz der Institution Gemeinde im Gottesdienst selbst nicht nur zu betonen, sondern auch für alle Beteiligten erfahrbar zu machen. Am Vollzug des Vorstandswechsels nehmen insgesamt fünf Personen teil: der Pfarrer der Kirchengemeinde, eine Assistentin, die dem Kirchenvorstand angehört, und eine zweite Pfarrerin. Diese drei Personen agieren als offizielle Vertreter der Kirchengemeinde. Weiterhin gibt es die scheidende Kirchenvorständin, die vor

---

<sup>4</sup> Wir greifen bei dieser Analyse auf einen Workshop zurück, auf dem wir den hier behandelten Fall ausführlich diskutiert haben. Die These von der mit dem Alpha-Gottesdienst einhergehenden Horizontalisierung des kirchenräumlichen Vorne stammt von Johanna Jud.

<sup>5</sup> Eine detaillierte und umfassende sozial-räumlichen Positionierungs-Analyse des Vorstandswechsels und eine weiterführende Ausarbeitung des Konzepts „sozial-räumliche Positionierung“ findet sich in Hausendorf & Schmitt (2017).

den Augen der Gemeinde offiziell verabschiedet wird, und ihre Nachfolgerin, die in diesem Gottesdienst förmlich in ihr Amt eingeführt wird.

Der Vorstandswechsel wird arbeitsteilig vollzogen, wobei es eine klare Zuständigkeit des Pfarrers gibt, der als ritueller Leiter fungiert. Um den Wechsel im Kirchenvorstand angemessen durchführen und als wichtiges Gemeindeereignis verdeutlichen zu können, etablieren sich die Beteiligten im Vorne des Kirchenraumes – vor der Gemeinde und für die Gemeinde. Wenn wir im Folgenden den Prozess der räumlichen Positionierung in seinen sozialen Implikationen rekonstruieren, können wir uns also auf einen doppelten Darstellungscharakter des Geschehens berufen: Einerseits bilden die unmittelbar Beteiligten ein Interaktionsensemble mit allen Folgen für Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation an einem gemeinsamen Projekt. Andererseits agiert das Interaktionsensemble in der fokalen Zone des Kirchenraumes: Die fraglichen Positionen sollen in ihren sozialen Implikationen für die zuschauende und zuhörende Gemeinde sichtbar werden. Insofern kann man im engeren Sinne von einer Inszenierung des Vorstandswechsels sprechen. Insgesamt besteht der Vorstandswechsel aus verschiedenen handlungsschematischen Segmenten, die im Folgenden in ihrer sequenziellen Ordnung kurz präsentiert werden, weil wir uns in der Analyse auf den Beginn der Inszenierung beschränken werden.

Nachdem der Pfarrer die beiden Frauen nach vorne gerufen hat und sich diese vor den Altarstufen eingefunden haben, würdigt der Pfarrer zunächst die Arbeit der scheidenden Vorständin (1). Danach bedankt sich auch seine Assistentin und überreicht der Scheidenden ein Präsent (2). Der Pfarrer wendet sich dann der Nachfolgerin zu und stellt diese der Gemeinde vor (3). Seine Assistentin spricht der Nachfolgerin dann das Gelöbnis vor, das diese vor der Gemeinde wiederholt (4). Danach segnet die Pfarrerin die Nachfolgerin, worauf der Pfarrer und die Assistentin die neue Kirchenvorständin willkommen heißen (5). Schließlich segnet die Pfarrerin auch die alte Kirchenvorständin, und der Pfarrer bedankt sich nochmals explizit bei ihr (6). Damit ist der Vorstandswechsel vollzogen, die Konstellation im Kirchenvorne löst sich sukzessive auf und die Band singt einen Lobpreis als Übergang zu den Fürbitten.

Wir haben den Ausschnitt, den wir unserer Analyse zugrunde legen, aus Platzgründen und zur exemplarischen Verdeutlichung unseres Erkenntnisinteresses an Aspekten und Implikationen sozial-räumlicher Positionierung ausgewählt. Er besteht aus den ersten Momenten der Inszenierung des Vorstandswechsels und zeigt das Geschehen bis zu dem Punkt, an dem sich alle Beteiligten im Vorne stabil positioniert und gemeinsam eine erkennbare Konfiguration gebildet haben. Die Analyse dieser Eröffnungsphase führen wir auf der Grundlage ausgewählter Standbilder und der Transkription des Beginns

der einleitenden Worte durch den Pfarrer, die Fokusperson, durch.<sup>6</sup> Wir treten bei der nachfolgenden Analyse hinter unser kategoriales bzw. funktionsrollenspezifisches Wissen zurück, um in unserer analytischen Beschreibung tatsächlich offen zu sein für die sozial-räumlichen Implikationen des Verhaltens der Personen. Wir wollen, wie in der Konversationsanalyse üblich, nicht mit unserem Vorwissen über das soziale Kapital der Beteiligten argumentieren und wählen deshalb Kategorien, die sich aus den ad hoc ablaufenden Aktivitäten auch für diejenigen ergeben, die die Identität der beteiligten Akteure nicht kennen. Nur so erschließt sich, wie die analysierte sozialräumliche Positionierung die pragmatischen, rituellen und interaktionalen Gehalte der Handlung und die sozialen Beteiligungsrollen unterstützt und verdeutlicht.

Wir beginnen mit dem Moment, in dem die Band ihr Stück beendet hat und der Gitarrist mit einer Handbewegung in Richtung einer der in den ersten Stuhlreihen sitzenden Personen anzeigt, dass nun jemand anderes an der Reihe ist (Abb. 4.2).



Abb. 4.2: Gestikulatorischer Hinweis des Sängers.

<sup>6</sup> Der ausgewählte Anfangsausschnitt dauert 31 Sekunden. Die Zeitlichkeit wird in den Standbildern in Sekunden und Frames (1/25 Sekunde) angegeben. Die Zählung startet bei Abbildung 4.2 mit 00:00. Die Zuordnung von Bild und Transkript wird durch **Fett-Markierung** im Transkript verdeutlicht. Dabei kommt es vor, dass ein Standbild zeitlich nach 3 Sekunden in einer 6-sekündigen Gesprächs- oder Sprechpause platziert ist, sodass wir eine Doppelnotation (zweimal (3.0)) brauchen, um einerseits die Dauer der Gesprächspause und andererseits den Zeitpunkt des Standbildes in dieser Gesprächspause angeben zu können. Bei der fraglichen Person handelt es sich um den Pfarrer.

Daraufhin steht die außen links sitzende Person auf und setzt sich in Richtung Altarraum in Bewegung (Abb. 4.3).



**Abb. 4.3:** Blickliche Aufforderung (1).

Diese sprachlos-gestische Übergabe ist offensichtlich Ausdruck einer Vorabverständigung zwischen den Beteiligten. Die Sitzgelegenheiten im Übergangsbereich erweisen sich zugleich als relevante Positionen für die beteiligten Gottesdienstprotagonisten. Insofern handelt es sich nicht nur um einen räumlichen, sondern auch um einen sozialen Übergangsbereich zwischen Zuschauer- bzw. Zuhörerposition und Akteursposition.

Die Person, die sich erhoben hat, befindet sich noch im Übergangsbereich zwischen Altar- und Gemeinderaum, und es ist erwartbar, dass sie auf dem Weg zu einer der vorgesehenen Sprecherpositionen ist. Allerdings zeigt Abbildung 4.3 auch, dass sie nicht nur nach vorne geht, sondern dabei frühzeitig eine weitere Person anschaut, eine zwei Stühle weiter sitzende Frau. Dieser seit- und rückwärts gewandte Blick suggeriert, dass nicht nur die zuerst aufgestandene Person, sondern auch die jetzt zusätzlich adressierte Person an dem, was folgen wird, irgendwie beteiligt sein wird. Zugleich erweist sich die zuerst aufgestandene Person (ähnlich wie zuvor der Gitarrist) als Stichwortgeber und Moderator, die für die Strukturierung des Ablaufs (mit) zuständig ist. Sprache wird dafür (wieder) nicht benötigt, was auch in diesem Fall für die Vorabver-

ständigung der Beteiligten über den fraglichen Ablauf spricht – die freilich nicht ganz ohne (unscheinbare) Anzeigeaktivitäten auszukommen scheint.

Tatsächlich sehen wir im Fortgang, dass sich die adressierte Frau ebenfalls erhebt und nach vorne in Bewegung setzt. Dabei hat die erste Person allerdings einen Positionierungsvorsprung, was im folgenden Standbild deutlich zu sehen ist (Abb. 4.4).



**Abb. 4.4:** Blickliche Aufforderung (2).

Die zuerst aufgestandene Person hat sich nach weiteren 3 Sekunden bereits in der Zentralachse des Altarraums am mittig aufgestelltem Stehmikrofon verankert. Sie nimmt damit offensichtlich die Zentralposition für alle weiteren Aktivitäten ein und wird so frühzeitig zur „Fokusperson“ (Schmitt & Deppermann 2007), zumal die Aufstellung vor dem Mikrofon an dieser Stelle keinen Platz lässt für eine andere Person. Die von der Fokusperson adressierte Frau ist in diesem Moment noch auf dem Weg in den Altarraum. Die eingeschlagene Gehrichtung spricht dafür, dass sie einen Platz neben oder seitlich hinter der Fokusperson einnehmen wird und nicht etwa die Blickorientierung der Fokusperson kreuzen wird – womit sie zugleich den Status der ersten Person als Fokusperson, die gesehen werden soll, bestätigt. In Abbildung 4.4 ist zudem ersichtlich, dass eine zweite Frau in der ersten Bankreihe gerade dabei ist, ihre Sitzposition aufzugeben und aufzustehen, wobei die Blickrichtung der Fokusperson mit dieser Bewegung synchronisiert ist. Damit ergibt sich eine weitere Stufung der

Ungleichzeitigkeit der Auftritte der Beteiligten: Die jetzt gerade im Aufstehen begriffene Person ist noch später dran als die zweite Person. Und sie wird, wenn ihr Ziel ebenfalls der Altarraum ist, einen längeren Weg haben als die anderen Beteiligten. Eine Stufung der Akteurs-Relevanz ergibt sich zudem aus der Positionierung der dritten Frau in der ersten Gemeindebank. Ihr Status als möglicher Akteur wird nicht schon durch eine Position im Übergangsbereich angezeigt.

Wenn wir das nächste Standbild betrachten, sehen wir die Implikationen der ungleichzeitigen Auftritte (Abb. 4.5).<sup>7</sup>



04 PF: also wir wollen zwei (-)

Die erste Frau hat sich bereits links neben der Fokusperson positioniert. Sie hat dabei eine erkennbare Lücke gelassen und steht – anders als die Fokusperson – etwas eingedreht und versetzt neben dem Teppich, hat also auf gut erkennbare Weise eine Position außerhalb der Zentralachse gewählt, was erneut die Fokusperson in ihrer Relevanz bestätigt. Währenddessen ist die zweite Frau noch im Altarvorraum unterwegs. Dabei hat sie eine Richtung eingeschlagen, die auf eine Positionierung rechts neben der Fokusperson schließen lässt, wenn sie nicht irgendwo hinter der Fokusperson und um diese herum gehen wird.

<sup>7</sup> Transkriptionen in Anlehnung an GAT 2 (Selting et al. 2009), die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt.

Mit dem hier beschriebenen Moment haben wir den Zeitpunkt erreicht, an dem die Fokusperson zu sprechen beginnt.

- 04 PF: also wir wollen zwei (-)  
 05 SCHWESTern hier nach vOrne bitten=  
 06 =zum einen (die) rita BACH  
 07 (2.0)  
 08 wo IST sie?  
 09 jaWOHL=

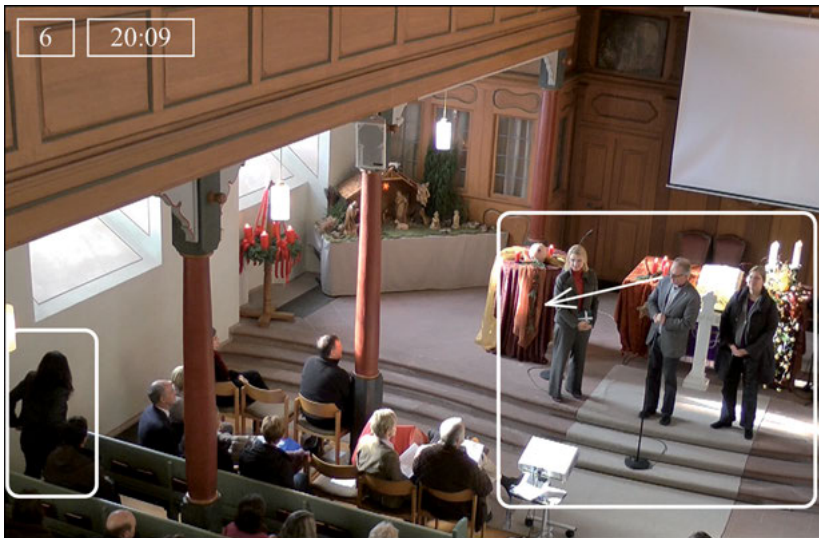
Der Sprecher wartet also nicht den Abschluss der Positionseinnahme der dritten Person ab, sondern erklärt diese Positionseinnahme für augenblicklich irrelevant. Damit ist eine deutliche Relevanzabstufung der dritten Person für ihre Beteiligungsrolle im fraglichen Ablauf verbunden. Die späte Beteiligung der dritten Frau erfährt durch das relativ zu ihrer Bewegung frühzeitige Einsetzen des Sprechens auch eine hörbare Abwertung. Zudem stellt sich die Frage, auf wen genau die Markierung der Sprecherrolle im Plural („wir“) in diesem Moment verweist (Z. 4). Naheliegend ist die Inkludierung der neben der Fokusperson bereits positionierten Frau. Offen bleibt, ob die bereits aufgestandene Frau (schon) dazu gehört oder aber zu denen zu zählen ist, die (noch) „hier nach vorne“ gebeten werden. Dass die fragliche Regieanweisung im Modus der Volitionalität präsentiert wird, ist allerdings ein starker Hinweis darauf, dass es um weitere Personen geht, deren Auftritt im Gegensatz zu denen, die sich bereits in Bewegung „hier nach vorne“ gesetzt haben („wir“), eigens thematisiert und auf diese Weise auch performativ hervorgehoben wird.

Die nun „nach vorne“ Gerufenen werden durch ihre Anrede als „Schwestern“ aus der anwesenden Gemeinde zugleich auch sprachlich herausgehoben. Dass es in diesem Moment in erster Linie um den sozial-kategorialen Aspekt („Schwestern“) und nicht um die namentliche Identität geht, drückt sich in der sequenziell nachgeordneten namentlichen Nennung (=zum einen (die) rita BACH) aus. Die explizite lokaldeiktische Referenz auf den Raum (*hier nach vOrne*), die unmittelbar im Anschluss an die soziale Kategorisierung erfolgt, signalisiert die soziale Bedeutung der von uns *en détail* beschriebenen räumlichen Positionierungen der Beteiligten auch sprachlich. Mit dem Wechsel ihres bisherigen Aufenthaltsortes im Kirchenraum in ein nicht genauer spezifiziertes Vorne ist erkennbar auch ein kategorialer Wechsel verbunden. Diese Kategorie wird in erheblichem Maße räumlich verdeutlicht und appelliert zugleich an die Wahrnehmung dieser Räumlichkeit durch alle Beteiligten („hier“). Die beiden Frauen sind nicht mehr – wie noch zuvor – Teil der gottesdienstbesuchenden Gemeinde, sondern werden durch ihre unmittelbar bevorstehende Positionie-



rung im Vorne in deren Wahrnehmungsfokus gerückt. Sie werden nach vorne gerufen, damit sie wahrgenommen werden können. Semantisch erscheinen sie damit in der Rolle des Partners (Contra-Agens), während die Fokuspersion als Agens auftritt. Die Beteiligungsrolle der zweiten und dritten Person, die im „wir“ sprachlich eingeschlossen zu sein scheinen, erschließt sich zunächst im Sinne des *Comitativ* (Person, die mit dem Agens zusammen eine Handlung ausführt: „Begleitende“; Bezeichnungen im Anschluss an von Polenz 1988: 170–172) nur durch die räumliche Positionierung (im Fall der zweiten Frau) und des frühzeitigen Redeeinsatzes der Fokuspersion während einer noch andauernden Positionierung (im Fall der dritten Frau).

Noch während der Vollendung der Einladung der beiden „Schwestern“ hat die dritte Person ihre Position neben der Fokuspersion eingenommen (Abb. 4.6).



10 PF: =und zum ANdern (die) eva berg

11 (3.0)

12 (3.0)

Die später Hinzugekommene hat sich näher an der Fokuspersion platziert (als die zweite Person) und hat sich zudem fast parallel zur Fokuspersion auf dem Teppich positioniert, während die zweite Person ihre Position außerhalb des Teppichs und mit Körperausrichtung zur Fokuspersion beibehalten hat. Während die Fokuspersion ihrerseits bereits auf die in Kürze neu dazukommenden „Schwestern“ fokussiert ist (von denen sich eine bereits von ihrer Sitzbank erho-

ben hat),<sup>8</sup> spielt sich hier gleichzeitig im Hintergrund der Interaktion (für alle sichtbar) eine kleine Auseinandersetzung um die angemessene sozial-räumliche Verortung ab (Agens vs. Co-Agens). Sie erschließt sich nur durch die Raumnutzung der Beteiligten und bleibt in der Transkription deshalb unsichtbar.

Standbild 6 (Abb. 4.6) dokumentiert einen Zwischenstand im vorgesehenen Ablauf, bei dem ein Teil der angestrebten Formation offenbar mit der auf einer Linie positionierten Dreiergruppe erreicht ist. Die Positionierung der zweiten Person verkörpert ihre Rolle als Comitativ, die Positionierung der dritten Person eher die des Co-Agens. Dass hier ein Zwischenstand erreicht ist, wird auch dadurch deutlich, dass die Fokusperson an dieser Stelle nicht mehr weiterpricht, sondern schweigt – und damit anzeigt, die Positionseinnahme der beiden nun nach vorne Gerufenen abzuwarten (während sie mit ihrem Sprechinsatz zuvor angezeigt hatte, dass die Positionseinnahme der dritten Person nicht so relevant ist, als dass sie abgewartet werden müsste).

Mit der erreichten Konfiguration ist die Positionierung für die Hinzukommenden bereits grob vorstrukturiert: Die Platzierung am Rand des Vorne (vor der ersten Stufe) und die Ausrichtung der Körper zum Gemeinderaum hin machen eine trapezförmige Aufstellung erwartbar, mit der Basis des Trapez im Altarraum (oben) und der kürzeren Grundseite vor der ersten Stufe (unten) im Übergangsbereich zwischen Altar- und Gemeinderaum. Denkbar wäre auch eine eher am Kreis orientierte Aufstellung, für die sich dann allerdings die Treppenstufen als Hindernis bemerkbar machen. Außerdem würde die Kreisform eine mindestens geringförmige Umpositionierung der oben stehenden Frauen verlangen. Man sieht daran die Implikationen vorgängiger Positionierungen für folgende Positionierungen, die nicht nur durch die Körperausrichtungen der Beteiligten, sondern in diesem Fall auch durch die Interaktionsarchitektur und die Sozialtopographie des Raumes erreicht werden. Das folgende Standbild erlaubt einen Einblick in die Herstellung der fraglichen Konfiguration (Abb. 4.7).

---

**8** Die andere Aufgerufene hat sich ebenfalls bereits erhoben, sitzt aber weiter hinten, so dass sie von der Kamera noch nicht erfasst wird.



13 PF: ja vielleicht is ja schön wenn (.)

14 JA kommt ein bisschen näher ZAMmen

Die beiden Aufgerufenen sind inzwischen angekommen und nehmen ihre Positionen vor der ersten Stufe ein. Die erste der beiden aufgerufenen Frauen (= „die Rita Bach“), die in Abbildung 4.5 nicht zu sehen war und etwas eher angekommen ist, hat einen Platz seitlich versetzt rechts neben der Teppichmitte eingenommen, während die zweite Aufgerufene („die Eva Berg“) – wie die zweite Person oben – außerhalb des Teppichs bleibt. In der Feinjustierung der gewünschten Aufstellung gibt es für R. Bach und E. Berg offenbar mehrere Möglichkeiten, wobei die in Abbildung 4.7 gefundene Konfiguration aus Sicht der Fokusperson inadäquat zu sein scheint. Dies drückt sich darin aus, dass sie zunächst die Konfiguration kommentiert (Z. 13) und dann R. Bach und E. Berg (von oben herab) auffordert, „näher zusammen“ zu kommen (Z. 14). Dieser Einsatz macht deutlich, dass der Aufstellung eine besondere Bedeutung zukommt, die über praktische Erfordernisse wie die Hörbarkeit zugunsten einer symbolischen Aufladung hinauszugehen scheint. Als Ergebnis dieser Regieanweisung ergibt sich dann tatsächlich eine trapezförmige Aufstellung, wobei der damit hergestellte Interaktionsraum leicht nach links verschoben ist, wenn man z. B. die Positionierung auf dem Teppich zugrunde legt (Abb. 4.8).



15 PF: SCHÖnes bild fEIn ähähä

E. Berg hat sich nun am äußeren Rand des Teppichs positioniert, was R. Bach eingedenk der Nähe-Aufforderung dazu veranlasst hat, ihrerseits weiter in die Mitte zu rücken. Dadurch ist sie jetzt fast frontal auf die Fokusperson ausgerichtet. Damit entsteht eine relevanzgestufte Differenzierung auch auf der kürzeren Grundseite des Trapezes, welche mit der Erstbenennung von R. Bach korrespondiert.

Im Ergebnis hat sich damit genau auf der Grenze zwischen Altar- und Gemeinderaum ein demonstrativer Interaktionsraum etabliert (der weder die im Hintergrund noch mit einer Person sichtbare Band noch die unten Sitzenden mit einbezieht). Dieser Interaktionsraum steht in Konstitution wie Ergebnis für alle Anwesenden im Fokus der Aufmerksamkeit. Dafür ist die Interaktionsarchitektur des Kirchenraumes mit ihrer grundsätzlichen Vorne-Orientierung verantwortlich. Der Kommentar der Fokusperson (Z. 15: „schönes Bild fein“) ist ein ausdrücklicher Verweis auf diese Außenwirkung des hergestellten Interaktionsraums, in dem sich der Inszenierungscharakter der Aufstellung (das In-Szene-Setzen von R. Bach und E. Berg) auch hörbar bemerkbar macht. Zugleich partizipiert der hergestellte Interaktionsraum an der Sozialtopographie des Kirchenraumes: Mit ihrer Positionierung im Übergangsbereich zwischen Altar- und Gemeinderaum stehen R. Bach und E. Berg buchstäblich zwischen Gemeinde und funktionsbestimmten Altarraum-Akteuren (wie der Fokusperson als „Pfarrer“). Sie gehören damit situativ weder zur Gemeinde noch zu den Offiziellen im Altarraum. Die Kategorie „Schwester“ wird damit sozial-räumlich vor Augen geführt. Sie weist die beiden Frauen als aus der Gemeinde herausgehobene Beteiligte aus, die vor den Augen der Gemeinde vor die Offiziellen im Altarraum getreten sind, um an einem Handlungszusammenhang zu partizi-

pieren. Die beiden Frauen werden dabei die Rolle des Contra-Agens spielen: als die Partner, auf die hin die jetzt anstehende Handlung (von oben herab) gerichtet ist. In dieser Amalgamierung von Interaktionsraum, Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie verkörpert sich im räumlichen Übergangsbereich das mit der fraglichen Amtshandlung des bevorstehenden Vorstandswechsels verbundene soziale Übergangsritual (*rite de passage*).

## 4 Sozial-räumliche Positionierung

Wir haben unsere Fallstudie so anzulegen versucht, dass sich der Zugewinn der Raumanalyse für die Gesprächs- und Konversationsanalyse unmittelbar zeigt, ohne theoretisch abgeleitet werden zu müssen. Am Beispiel des Konzeptes der sozialen Positionierung, das in der Gesprächs- und Konversationsanalyse immer wieder aufgegriffen worden ist und speziell in der Erzählforschung eine gewisse Prominenz hat (vgl. z. B. Deppermann 2015), wird er unseres Erachtens besonders greifbar: Wesentliche Aspekte der sozialen Positionierungen (und Positionierungsaueinandersetzungen) gelangen in unserem Fallbeispiel nicht über die Schwelle der Verbalisierung, bleiben also in der Transkription unsichtbar und einer auf die Analyse der sprachlichen Interaktion reduzierten Positionierungsanalyse entzogen. Das wird in unserem Fallbeispiel aus einer Reihe von Gründen besonders greifbar, die vor allem mit der Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie des Kirchenraumes als einem gesellschaftlichen Funktionsraum zu tun haben. Wenn Positionen einen material-physischen (z. B. Stein gewordenen) Ausdruck gefunden haben, ist schon die Einnahme dieser Positionen eine höchst effektive Positionierung, ohne dass darüber im Normalfall ein Wort verloren werden muss. Freilich geht die Ausnutzung des Raumes für die Positionierung sehr viel weiter, wie wir in unserer Analyse zu zeigen versucht haben: Sie reicht bis in die Nuancen der Verortung (zwischen den Beteiligten und in Relation zu den gebauten und ausgestatteten Elementen des Raumes).<sup>9</sup> Wir schlagen deshalb vor, das Positionierungskonzept beim Wort zu nehmen und zu entmetaphorisieren. In diesem Sinne sprechen wir von „sozial-räumlicher Positionierung“. Mit ihr gelangen Verkörperungspraktiken der Beteiligten in den Blick, mit denen diese ihren sozialen Status sich selbst und anderen verdeutlichen (vgl. dazu am Beispiel des Gehens im Kirchenraum Schmitt 2012a; b; 2013b).

---

<sup>9</sup> Das gilt nicht nur (wie man einwenden könnte) für Positionierungen im gebauten Raum, sondern auch für Positionierungen im Freien, wie die Studie eines draußen („im Freien“) abgehaltenen Übergangsrituals von Bennetta Jules-Rosette anschaulich belegt (Jules-Rosette 1976).

Mit der Integration räumlicher Relevanzen in das Positionierungskonzept werden sowohl die Komplexität als auch die Omnipräsenz und Rekurrenz von Positionierungsaktivitäten als konstitutiver Bestandteil der Interaktionskonstitution eindringlich hör- und sichtbar. Wie komplex die Rekonstruktion solcher sozial-räumlichen Positionierungsaktivitäten dann tatsächlich ist, wird vor allem dann deutlich, wenn – wie in unserem Fall – nicht eine einzelne Person, sondern eine Gruppe als Positionierungsensemble in den Fokus der Analyse tritt. Wenn die am Vorstandswechsel Beteiligten ihre Sitzplätze verlassen und sich im Vorne des Kirchenraums positionieren, benutzen sie die durch die Architektur zur Verfügung gestellten räumlichen Positionen. Gleichzeitig drücken sie ihr Verständnis der kirchenräumlichen Sozialtopographie als liturgischem Relevanzrahmen aus, der untrennbar mit liturgischen Zielen, sozialer Zugehörigkeit, Mitgliedschaft und Funktionsrollenrelevanz zu tun hat.

## Literatur

- Birdwhistell, Ray L. (1970): *Kinesics and context. Essays on body motion communication*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Bühler, Karl (1982): *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Cicourel, Aaron V. (1975): *Sprache in der sozialen Interaktion*. München: dtv.
- Deppermann, Arnulf (2015): Positioning. In Anna de Fina & Alexandra Georgakopoulou (Hrsg.), *The handbook of narrative analysis*, 369–387. New York: Wiley-Blackwell.
- Deppermann, Arnulf (2016): La définition comme action multimodale pour des enjeux pratiques: définir pour instruire à l'auto-école. *Langages* 204, 83–101.
- Fischer, Joachim & Heike Delitz (Hrsg.) (2009): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Fischer-Lichte, Erika (2006): Kirchenräume als performative Räume. *Artheon-Mitteilungen* 24, 19–25.
- Garfinkel, Harold & Lawrence D. Wieder (1992): Two incommensurable, asymmetrically alternate technologies of social analysis. In Graham Watson & Robert M. Seiler (Hrsg.), *Text in context. Contributions to ethnomethodology*, 175–206. Newbury Park, London, New Delhi: Sage.
- Gazin, Anne-Danièle (2012): Costruzione dei turni e organizzazione delle attività tra partecipanti in movimento: Le sequenze di istruzione nelle lezioni di guida. In Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin & Anna Claudia Ticca (Hrsg.), *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raumin der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA* 96, 163–179. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings*. New York: Free Press.
- Goffman, Erving (1964): The neglected situation. In John J. Gumperz & Hymes Dell (Hrsg.), *The ethnography of communication. American Anthropologist* 6 (2), 133–136. Menasha: American Anthropological Association.

- Goodwin, Charles (2000): Action and embodiment within situated human interaction. *Journal of Pragmatics* 32, 1489–1522.
- Haddington, Pentti, Lorenza Mondada & Maurice Nevile (Hrsg.) (2013): *Interaction and mobility. Language and the body in motion*. Berlin: de Gruyter.
- Hall, Edward T. (1966): *The hidden dimension*. New York, Toronto: Doubleday (Anchor Books).
- Hanks, William F (1990): *Referential practice. Language and lived space among the Maya*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hausendorf, Heiko (2003): Deixis and speech situation revisited. The mechanism of perceived perception. In Friedrich Lenz (Hrsg.), *Deictic conceptualisation of space, time and person*, 249–269. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Hausendorf, Heiko (2012a): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin & Anna Claudia Ticca (Hrsg.), *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA* 96, 43–68. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Hausendorf, Heiko (2012b): Über Tische und Bänke. Eine Fallstudie zur interaktiven Aneignung mobiliarer Benutzbarkeitshinweise an der Universität. In Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Raumals interaktive Ressource*, 139–186. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko (2013): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In Peter Auer, Martin Hilpert, Anja Stukenbrock & Benedikt Szmrecsanyi (Hrsg.), *Space in language and linguistics. Geographical, interactional and cognitive perspectives*, 276–303. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko & Wolfgang Kesselheim (2016): Die Lesbarkeit des Textes und die Benutzung der Architektur. Text- und Interaktionslinguistische Überlegungen zur Raumanalyse. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 55–85. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (2012): Raumals interaktive Ressource. Eine Explikation. In Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Raumals interaktive Ressource*, 7–36. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.) (2012): *Raumals interaktive Ressource*. Institut für Deutsche Sprache. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2010): Opening up Openings. Zur multimodalen Konstitution der Eröffnungsphase eines Gottesdienstes. In Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion*, 53–101. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2016a): Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie. Basiskonzepte einer interaktionistischen Raumanalyse. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 27–54. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2016b): Standbildanalyse als Interaktionsanalyse: Implikationen und Perspektiven. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 161–188. Tübingen: Narr.
- Hausendorf, Heiko & Reinhold Schmitt (2017): Räume besetzen im Gottesdienst. Interaktionsanalytische Argumente für ein Konzept sozial-räumlicher Positionierung. *Arbeitspapiere des Universitären Forschungsschwerpunkt Sprache und Raum (SpuR)* 06.

- Universität Zürich. [http://www.spur.uzh.ch/dam/jcr:bbd30fd8-5228-43c7-85fc-abebe54ce1fb/SpuR\\_Arbeitspapier\\_Nr06.pdf](http://www.spur.uzh.ch/dam/jcr:bbd30fd8-5228-43c7-85fc-abebe54ce1fb/SpuR_Arbeitspapier_Nr06.pdf) (letzter Zugriff 7. 11. 2017).
- Hausendorf, Heiko, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.) (2016): *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*. Tübingen: Narr.
- Jules-Rosette, Bennetta (1976): Verbale und visuelle Darstellungen einer rituellen Situation. In Elmar Weingarten, Fritz Sack & Jim Schenkein (Hrsg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, 203–243. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kendon, Adam ([1973] 1990a): A description of some human greetings. In Adam Kendon, *Conducting interaction. Patterns of behavior in focused encounters*, 153–207. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kendon, Adam (1990b): Some context for context analysis. A view of the origins of structural studies of face-to-face interaction. In Adam Kendon, *Conducting interaction. Patterns of behavior in focused encounters*. 15–49. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kendon, Adam (1990c): Spatial organization in social encounters. The F-formation system. In Kendon, Adam, *Conducting interaction. Patterns of behavior in focused encounters*, 209–238. Cambridge: Cambridge University Press.
- LeBaron, Curtis D. & Jürgen Streeck (1997): Built space and the interactional framing of experience during a murder interrogation. *Human Studies* 20 (1), 1–25. <https://www.jstor.org/stable/20011134> (letzter Zugriff 26. 9. 2016).
- Linke, Angelika (2012): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. In Peter Ernst (Hrsg.), *Historische Pragmatik*, 186–214. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27, 191–211.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mondada, Lorenza (2007): Interaktionsraum und Koordinierung. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 55–94. Tübingen: Narr.
- Mondada, Lorenza (2013): Interactional space and the study of embodied talk-in-interaction. In Peter Auer, Martin Hilpert, Anja Stukenbrock & Benedikt Szmrecsanyi (Hrsg.), *Space in language and linguistics. Geographical, interactional and cognitive perspectives*, 247–275. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Mondada, Lorenza (2016): Zwischen Text und Bild: Multimodale Transkription. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 111–160. Tübingen: Narr.
- Müller, Cornelia & Ulrike Bohle (2007): Das Fundament fokussierter Interaktion. Zur Vorbereitung und Herstellung von Interaktionsräumen durch körperliche Koordination. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 129–165. Tübingen: Narr.
- Pitsch, Karola (2012): Exponat – Alltagsgegenstand – Turngerät: Zur interaktiven Konstitution von Objekten in einer Museumsausstellung. In Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada & Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Raum als interaktive Ressource*, 233–273. Tübingen: Narr.
- Polenz, Peter von (1988): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. 2. durchges. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schegloff, Emanuel A. (1972) Notes on a conversational practice: Formulating place. In David Sudnow (Hrsg.), *Studies in social interaction*, 75–119. New York: Free Press.
- Schefelin, Albert E. & Norman Ashcraft (1976): *Human territories: How we behave in space-time*. Englewood Cliffs, NJ.



- Schmitt, Reinhold (2012a): Gehen als situierte Praktik. „Gemeinsam gehen“ und „hinter jemandem herlaufen“. *Gesprächsforschung* 13, 1–44. <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2012/ga-schmitt.pdf> (letzter Zugriff 6. 10. 2016).
- Schmitt, Reinhold (2012b): Störung und Reparatur eines religiösen Ritus. Die erloschene Osterkerze. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 168, 62–91.
- Schmitt, Reinhold (2013a): *Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion*. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold (2013b): Zum „Be-Greifen“ relevanter Aspekte der räumlichen Umgebung. In Shamne & Nikolaj Leonidovich (Hrsg.), *Raumin der Sprache. Raumder Sprache. Raumder Interaktionen. Festschrift zum 30-jährigen Bestehen des Instituts für Philologie und interkulturelle Kommunikation der Universität Wolgograd*, 13–27. Wolgograd: Verlag der Universität Wolgograd.
- Schmitt, Reinhold (2016): Der „Frame-Comic“ als Dokument multimodaler Interaktionsanalysen. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 189–224. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold & Arnulf Deppermann (2007): Monitoring und Koordination als Voraussetzung der multimodalen Konstitution von Interaktionsräumen. In Reinhold Schmitt (Hrsg.), *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*, 95–128. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold & Heiko Hausendorf (2016): Sprache und Raum: Eine neue Forschungsperspektive, ihre Ursprünge und ihr aktueller Entwicklungsstand. In Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt & Wolfgang Kesselheim (Hrsg.), *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*, 9–23. Tübingen: Narr.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 11. 9. 2017).
- Stefani, Elwys de, Anna Claudia Ticca & Anne-Danièle Gazin (2012): Space in social interaction. An introduction. In Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin & Anna Claudia Ticca (Hrsg.), *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raumin der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA* 96, 1–14. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Stefani, Elwys de, Anne-Danièle Gazin & Anna Claudia Ticca (Hrsg.) (2012): *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raumin der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA* 96. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Streeck, Jürgen (1983): *Kommunikation in einer kindlichen Sozialwelt*. Tübingen: Narr.
- Streeck, Jürgen, Charles Goodwin & Curtis D. LeBaron (Hrsg.) (2011): *Embodied interaction. Language and body in the material world*. New York: Cambridge University Press.
- Stukenbrock, Anja (2014): *Deixis in der face-to-face-Interaktion*. Berlin, Boston: de Gruyter.

Stephan Habscheid

## 5 Konversation – „Kunst im Niedergang“?

**Abstract:** Die Einstellungen zu Konversation sind heute ambivalent. Kritische Positionen betonen aus sozialstilistischer Perspektive Aspekte der Distinktion und Exklusion, bei gleichzeitiger inhaltlicher Trivialität. Dagegen werden in der bildungspolitischen und sprachdidaktischen Diskussion über sogenannte „bildungssprachliche“ Praktiken neben dem Problem der Teilhabe auch die kommunikative und kognitive Relevanz derartiger Sozialformen für die Vermittlung (und Genese) von Bildung in den Mittelpunkt gerückt. In kulturpessimistischer Perspektive wird für die Gegenwart mitunter ein Verfall derartiger Konversation behauptet, der mit dem Wandel kommunikativer Ideale und mit medialen Veränderungen in Verbindung gebracht wird.

Der vorliegende Beitrag erörtert alltägliche und wissenschaftliche Konzepte von Konversation und prüft am Beispiel von Foyer- bzw. Pausengesprächen im Theater die These, wonach es sich im Fall von Konversation, gemessen an Idealen des 18. Jahrhunderts, heute um eine „Kunst im Niedergang“ (Miller 2006) handelt.

**Keywords:** Beziehungsgestaltung, Bildungssprache, Foyergespräch, Gesprächsorganisation, homiläischer Diskurs, phatische Kommunion, Konversation, Pausengespräch, Small Talk

### 1 „A conversable world“

„Rescuing conversation may be an impossible task in a culture that admires both angry self-expression and nonjudgemental ‘supportive’ assent.“ (Miller 2006: 28) Diese kulturpessimistische Einschätzung bildet den argumentativen Fluchtpunkt in Stephen Millers essayistischer Abhandlung *Conversation. A History of a Declining Art*. Miller betrachtet die sprachlichen Praktiken der Gegenwart im Lichte philosophisch-literarischer Diskurse des 18. Jahrhunderts, als – so Miller – britische Autoren im Rückgriff auf antike Traditionen Konversation als eine Hauptsache ihrer sozialen Anthropologie erachteten (vgl. auch Habscheid & Linz i. V.):

---

**Stephan Habscheid**, Universität Siegen, Philosophische Fakultät, Germanistik/Angewandte Sprachwissenschaft, Hölderlinstr. 3, D-57068 Siegen,  
E-Mail: habscheid@germanistik.uni-siegen.de

Though the eighteenth-century writers on conversation said that good conversationalists were hard to find, they thought conversation was not only possible, it was also beneficial. Conversation, they said, promotes psychological health and intellectual development. And conversation is one of the great pleasures of life. Several eighteenth-century writers also argued that there is a correlation between political stability and the extent of what Hume calls the ‘conversible world.’ Like Hume, Addison and Johnson thought that if Britain’s educated classes neglected the art of conversation, Britain could become embroiled in violent civil discord. (Miller 2006: xi)

„A conversible world“ – das Konzept fokussierte nach Miller (2006) den Gebrauch gesprochener Sprache in der alltäglichen Begegnung von Angesicht zu Angesicht, umfasste leichte Formen wie den Small Talk (Miller 2006: xiv), etwa unterhaltsame Gespräche über Luxus, Mode und gehobene Freizeitbeschäftigungen auf dem Land (Miller 2006: 16), aber nicht zuletzt auch sprachlich vermittelte Bildungserfahrungen wie „a semi-formal gathering where the discussion focussed on art, literature, science, and the human condition“ (Miller 2006: 12). Dementsprechend bezeichnete das gemeinsprachliche Wort *conversation* im Englischen des 18. Jahrhunderts nach Miller (2006: 11 f.) neben jedweder Form der sprachlichen Interaktion sowie dem sexuellen Verkehr (auch in Verbindung mit sprachlicher Intimität) im Besonderen kultivierte oder, wie man heute wohl sagen würde, „bildungssprachliche“ Praktiken (vgl. Steinig 2016). Hierdurch motiviert, wurde als *conversation-piece* oder kurz *conversation* auch das bildliche Portrait einer informellen Gruppe, v. a. einer Familie, bezeichnet (vgl. Miller 2006: 12). Das Ideal der Konversation setzte die Gleichheit der Beteiligten voraus (Miller 2006: 305), es schloss eine strategische Verzweckung aus (Miller 2006: 13 f., 296), und es wurde als Grundlage eines friedlichen und freiheitlichen politischen Gemeinwesens erachtet (Miller 2006: xi, 305).

Ein Zusammenhang von Konversation, Bildung und politischer Emanzipation, wie ihn Miller ideengeschichtlich für britische Autoren des 18. Jahrhunderts rekonstruiert (Miller 2006: 305), wird im Blick auf die Sozialgeschichte auch für deutsche Verhältnisse erörtert (vgl. Habscheid et al. 2016a: 463 f.): Demnach entwickelte sich gemäß der klassischen Untersuchung von Jürgen Habermas ([1962] 1990) über den *Strukturwandel der Öffentlichkeit* bürgerliche Geselligkeit im 17. und 18. Jahrhundert zunächst als Praxis einer literarischen Öffentlichkeit (vgl. auch Kammerer 2012; Werber 2016). Sozialformen wie Gespräche über das Theater, über Literatur und Kunst bildeten nach Habermas schließlich die Voraussetzung dafür, dass sich die bürgerliche Öffentlichkeit „vom Adressaten obrigkeitsstaatlicher Rechtsakte zur gebildeten bürgerlichen Gesellschaft“ wandeln konnte (Hölscher [1978] 2004: 434, zitiert nach Kammerer 2012a: 7). Welche Rolle für diesen Strukturwandel Konversation aufgrund ihrer Charakteristika empirisch spielte, wird gegenwärtig wieder intensiv erörtert – wir kommen darauf zurück (vgl. Unterkapitel 5).

Miller sieht in Konversation eine auch heute noch erstrebenswerte kulturelle Errungenschaft, die er in einen Gegensatz stellt nicht nur zu Langeweile und Humorlosigkeit, sondern auch zu Parolen, Diskursverweigerung und diktatorischem Zwang (Miller 2006: 3, 301). Allerdings sei – siehe das einleitende Zitat – die hohe Kunst der Konversation heute kaum noch zu retten (vgl. auch Habscheid & Linz i. V.): Während in der Konversation Dissens im Interesse der Sache und des Vergnügens durchaus erwünscht ist, zugleich aber durch Humor, Höflichkeit sowie geistige Unabhängigkeit und Beweglichkeit dynamisch ausbalanciert wird, schwanke – so Miller (2006: 296 f.) – die Kommunikationskultur der Gegenwart zwischen wütendem, erbittertem, vulgärem Streit einerseits, vollkommener intellektueller Indifferenz gegenüber unterschiedlichen Positionen andererseits. So gelte zum einen seit den 1960er Jahren nach dem Motto „Express yourself“ der kommunikative Ausdruck von Emotionalität als Ausbruch aus zivilisatorischer Repression und werde heute v. a. in der Populärkultur als „authentisch“ gefeiert (Miller 2006: xii, 296 f.). Während so einerseits Höflichkeit als „künstlich“ oder „unehrlich“ abgewertet und übertriebene Unhöflichkeit akzeptiert werde, komme es andererseits oft zu übertriebener Höflichkeit, wenn nach dem Prinzip „Don’t be judgmental“ jedweder Widerspruch als Ausdruck von Intoleranz und Diskriminierung kommunikationsethisch abgelehnt werde (Miller 2006: 27 f., 296). Schließlich drängten – bei aller Notwendigkeit der qualitativen Differenzierung – alltägliche Praktiken der Medienutzung die Konversation als Mittel der Welterschließung, Persönlichkeitsentwicklung und Beziehungskonstitution zunehmend zurück (vgl. Miller 2006: 20, 297), während Gegenbewegungen – lokale Gastronomie, Literaturzirkel in Buchhandlungen und Bibliotheken, Organisationen wie „Socrates Café“ und „Conversation Café“ usw. (292–296) – jedenfalls in den USA vergleichsweise marginal seien.

Liegt Miller mit seiner kulturpessimistischen Einschätzung richtig? Eine erhebliche methodische Schwierigkeit besteht darin, dass die philosophisch-literarischen Diskurse des 18. Jahrhunderts, denen die Idealvorstellungen über Konversation entnommen sind, im Blick auf die tatsächlichen, empirischen Verhältnisse der Zeit in Millers Essay keiner systematischen Quellenkritik unterzogen werden, wie sie etwa Angelika Linke (1988: 126–128; vgl. auch Linke 1996: 35–38) im Blick auf die von ihr u. a. untersuchten „Anstandsbücher“ durchgeführt hat. Auch im Blick auf die Gegenwart werden in Millers Essay Diskurse *über* Konversation mit den ihnen eigenen rhetorischen Verkürzungen bzw. Zuspitzungen und Beobachtungen *von* konversationellen Alltagspraktiken nicht immer mit der notwendigen Klarheit voneinander getrennt. Gleichwohl erscheint der Vergleich der damaligen und der heutigen Ideale und Reflexionen für sich genommen aufschlussreich und vor diesem Hintergrund auch die Frage nach der empirischen Realität der Gegenwart relevant.

Das Verhältnis zwischen beiden Ebenen steht im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags, der in empirischer Hinsicht auf Erkenntnisse eines größeren Forschungsprojekts über Foyer-/Pausengespräche im Theater (vgl. Gerwinski, Habscheid & Linz i. V.) – und hier speziell über bildungssprachliche Konversation und Small Talk in diesem Kontext (Habscheid i. V.) – zurückgreift. Der Titel des Projekts, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert<sup>1</sup> und an den Universitäten Siegen und Bonn durchgeführt wurde, lautet: *Theater im Gespräch. Sprachliche Kunstaneignungspraktiken in der Theaterpause*.

Ausgehend von der Bedeutung der gemeinsprachlichen Ausdrücke *Konversation* und *Small Talk* im Deutschen bzw. von den entsprechenden vortheoretischen Alltagsbegriffen werden im Folgenden zunächst kontroverse Positionen im wissenschaftlichen Diskurs skizziert (Unterkapitel 2), bevor anhand je eines ausgewählten Gesprächssegments aus den Pausengesprächen auf empirischer Basis exemplarisch Charakteristika von Konversation auf den Ebenen der Gesprächsorganisation (Unterkapitel 3) und der Beziehungskommunikation (Unterkapitel 4) im Überblick knapp dargestellt werden. Abschließend werden die Erkenntnisse im Licht der kulturkritischen Einschätzungen Stephen Millers und neuerer Arbeiten zur Genese der bürgerlichen Gesprächskultur im 18. Jahrhundert knapp eingeordnet und erörtert (Unterkapitel 5).

## 2 Der Begriff *Konversation* in Alltag und Wissenschaft

Die Bedeutung des gemeinsprachlichen Ausdrucks *Konversation* im Deutschen bzw. der mit ihm verbundene vortheoretische, meta-sprachliche Begriff (*folk concept*, vgl. Schneider 2010: 79; Habscheid i. V.) ist mit z. T. negativen Einstellungen verbunden, die der Argumentation Millers entsprechen: Angelika Linke (1988: 141) spricht vom Bild „einer sowohl elitären als auch inhaltsleeren, von Kaviarbrötchen und Rosésekt eingerahmten Gesprächsform“ und sah in den späten 1980er Jahren in diesem gemeinsprachlichen Sachverhalt den Grund für eine Vermeidung des Fachausdrucks *Konversationsanalyse* zugunsten von *Gesprächsanalyse* im deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs (im Zuge einer Internationalisierung der Wissenschaftskommunikation wurde der – bis zu einem gewissen Grad demotivierte – Name *Konversationsanalyse* für die entsprechende Forschungsrichtung mittlerweile auch in der deutsch-

---

<sup>1</sup> DFG-Geschäftszeichen: HA 2850/4-1.

sprachigen Fachliteratur üblich). Betont werden in dem von Linke skizzierten Bild die Aspekte der „Distinktion“ (nach außen) und der „Harmonie“ (nach innen, vgl. Linke 1988: 140), während der inhaltliche Ertrag etwa eines derartigen oberflächlichen, dissens- und konfliktarmen Sprechens über Kunst als bloßes „Gerede“ oder „Geschwätz“ von seriösen Diskursformen abgegrenzt wird (vgl. Hausendorf 2007: 36).

Anders als *Konversation* konnotiert der gemeinsprachliche Ausdruck *Small Talk* in der deutschen Gegenwartssprache nicht den Aspekt der Distinktion, wohl aber in manchen Kontexten den der inhaltlichen Irrelevanz (vgl. Linke 1988: 141; zur Bewertung im Englischen differenziert Schneider 2008: 100). In ähnlicher Weise setzen auf wissenschaftlich-theoretischer Ebene kritische soziologische Positionen im Blick auf bürgerliche Konversation den sozialstilistischen Effekt der statusbezogenen Unterscheidung zu den angeblichen „Trivialitäten über Kunst, Literatur oder Film“, die in derartigen Gesprächen verhandelt würden, in einen pointierten Gegensatz (Bourdieu [1979] 2013: 284). Strategisch gewendet, werden heute im Wirtschaftskontext bzw. in der Ratgeberliteratur mit Sprache und Kommunikation auch deren in der Sache eher nebensächliche Erscheinungsformen als mögliche soziale Wettbewerbsvorteile bzw. individuell relevante Soft Skills verstärkt in den Fokus organisationaler Rationalisierung und ökonomischer „Verzweckung“ gerückt (vgl. dazu ausführlich Habscheid 2012).

Allerdings gibt es in der Wissenschaft auch andere Sichtweisen: Dass die Bedeutung von Konversation und *Small Talk* weit über sozialstilistische Aspekte der Distinktion und Inklusion/Exklusion hinaus reicht, dass diese Sozialformen vielmehr im Zusammenhang mit allgemeinen Grundlagen von Kultur und der individuellen kognitiven Entwicklung zu sehen sind, wird etwa in der sprachdidaktischen Diskussion prominent vertreten. Bereits 2001 rückte die Zeitschrift *Der Deutschunterricht* in einem Heft über „Gesprächskultur“ (Neuland 2001a) neben der „Streitkultur“ und der „Lehr-Lern-Kultur“ auch die „Unterhaltungskultur“ ins Blickfeld (Neuland 2001b: 4), wobei in Abgrenzung zu einem elitären und rückwärtsgewandten Kulturkonzept auch die „Unterhaltungskultur Jugendlicher“ (Deppermann & Schmidt 2001) einbegriffen wurde.

Dass im Fall von Bildungssprache deren sozialstilistische Dimensionen einerseits, ihre kommunikative bzw. kognitive Relevanz für die Vermittlung von „echter“ Bildung andererseits einander nicht ausschließen, wird heute verstärkt gesehen, etwa von Wolfgang Steinig:

Bildungssprachliches Handeln wird dabei einerseits als ein kommunikativ funktionales Sprachverhalten gesehen, das für Bildungsprozesse förderlich ist, andererseits als ein Mittel, mit dem man Bildung signalisieren kann, um Einfluss und Prestige zu erlangen. (Steinig 2016: 69)

Eine ähnliche Position wurde populär vertreten durch den Anglisten Dietrich Schwanitz, dessen Sachbuch/Ratgeber *Bildung. Alles, was man wissen muss* (Schwanitz 1999) „überraschend zum Top- und Longseller“ avancierte, „aber auch viel Kritik einstecken mußte“.<sup>2</sup> Ein wesentlicher Grund hierfür war Schwanitz' Konzept von ‚Bildung‘, das in angelsächsischer Tradition pragmatisch-politische Aspekte ins Zentrum rückte (Schwanitz 1999: 394; vgl. Habscheid i. V.): So begreift Schwanitz ‚Bildung‘ zum einen als „ein durchgearbeitetes Verständnis der eigenen Zivilisation“, zum anderen auch als „ein soziales Spiel“, nämlich „die Fähigkeit, bei der Konversation mit kultivierten Leuten mitzuhalten, ohne unangenehm aufzufallen“ (vgl. Schwanitz 1999: 394 f.). Betont wird im Blick auf die bildungssprachliche Konversation also nicht nur der ausschließende und kompetitive, sondern auch der für den kundigen und kompetenten Insider kooperative und inkludierende Aspekt (Schwanitz 1999: 394, vgl. auch Steinig 2016: 72) – wir kommen später noch einmal darauf zurück (vgl. Unterkapitel 5). Den beiden Facetten von Bildung entsprechend behandelt Schwanitz in seinem Buch neben diversen Bildungsdomänen im Sinne eines kanonischen ‚Wissens über‘, das der Insider zumindest strukturieren und überblicken können müsse (Schwanitz 1999: 401), in der Einleitung zu einem zweiten Teil über ‚Können‘ auch „die Regeln, nach denen man unter Gebildeten kommuniziert; ein Kapitel, das man auf keinen Fall überspringen sollte“ (Schwanitz 1999: 394). Trotz ihres auch strategischen Charakters ist für Schwanitz bildungssprachliche Konversation freilich nicht „als pure Heuchelei“ zu missachten (Schwanitz 1999: 401), also nicht zu vermeintlich „wahrer“ Bildung in einem Gegensatz zu sehen. Vielmehr wird durch bildungssprachliche Konversation stets auch Bildung – als Wissen *und* Können – vermittelt.

Für Wolfgang Steinig (2016: 87 f.) sind im Bereich der sogenannten Bildungssprache Kompetenzen der Konversation eng mit Fähigkeiten verbunden, wie sie nur durch konzeptionelle Schriftlichkeit erworben werden können:

Unabhängig davon, ob man dies nun wie Bernstein (1972) als ‚elaborierter Code‘, wie Cummins (1979) als ‚CALP‘ (cognitive academic language proficiency) oder wie Ortner (2009) nach Habermas (1977) als ‚Bildungssprache‘ bezeichnet, wurden mehr oder weniger zuverlässig anhand empirischer Studien diesem Sprachverhalten bestimmte sprachliche Merkmale zugeschrieben: auf lexikalisch-semantischer Ebene ein umfangreicher, differenzierter und abstrahierender Wortschatz mit einem höheren Anteil an Komposita, Fachbegriffen und niedrigfrequenten Verben, auf syntaktischer Ebene mehr Satzgefüge, unpersönliche Konstruktionen, Kohäsionsmittel und Funktionsverbgefüge und auf diskursiver Ebene eine stärkere Orientierung an Formen der Rede und Textsorten (Vortrag,

---

<sup>2</sup> Bestsellerautor Dietrich Schwanitz ist tot. In *FAZ.NET* 22.12. 2004, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/literatur-bestsellerautor-dietrich-schwanitz-ist-tot-1195636.html> (letzter Zugriff 6.11. 2016).

Bericht, Statement) sowie an schriftsprachlichen Konventionen wie Gliederung, Prägnanz und Kohärenz – also auf allen Ebenen der gesprochenen und geschriebenen Sprache ein höheres Maß an konzeptioneller Schriftlichkeit [...]. (Steinig 2016: 87 f., mit weiteren Literaturangaben)

Ähnlich wie bei Miller wird der gegenwärtige Medienwandel im Rahmen einer differenzierten Betrachtung durchaus als Chance zur Ausdifferenzierung von Weisen des Sprachgebrauchs gesehen, aber auch als Anlass zu der Sorge, dass die an strukturiertes Textwissen gebundenen Fähigkeiten als Bildungsvoraussetzungen in Gefahr geraten könnten (vgl. Steinig 2016: 77–80).

Wie stellen sich derartige Sorgen in empirischer Perspektive dar? Zu den Situationen, in denen traditionell bildungssprachliche Konversation zu erwarten ist, gehören Foyer- bzw. Pausengespräche im Theater (Steinig 2016: 69), wie sie in einem von der DFG geförderten Projekt an den Universitäten Siegen und Bonn erforscht wurden (vgl. Habscheid 2014, 2016; Hrnal & Gerwinski 2015; Linz, Hrnal & Schlinkmann 2016; Gerwinski, Habscheid & Linz i. V.; Habscheid i. V.): Ausgehend von der Annahme, dass sich in derartigen Situationen zum einen ein Kunstpublikum konstituiert (vgl. auch in Bezug auf entsprechende Forschungsdesiderate Hausendorf & Müller 2016a: 29, 42f.), andererseits u. a. bürgerliche Geselligkeit vollzieht, fragte das Projekt nach der spezifischen Ausprägung von Kunstkommunikation (Hausendorf 2011; Hausendorf & Müller 2016b) und nach Konversation/Small Talk in derartigen Situationen – und nicht zuletzt nach dem strukturellen und funktionalen Verhältnis zwischen beiden.

### 3 Gesprächsorganisation

„Was ich von einem Abend erwarte, ist relativ simpel: Ich möchte gut unterhalten und gepackt werden, so dass ich mich noch lange über das Stück unterhalten kann.“ Mit diesen Worten antwortet der ehemalige Bürgermeister von Berlin, Klaus Wowereit, in einem Interview der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auf die Frage des Journalisten: „Noch mal zu Ihnen als Zuschauer: Wenn Sie ins Theater gehen, was erwarten Sie von einem Abend dort?“ (Strauß 2017). Zum Theatererlebnis gehört mithin nicht nur in wissenschaftlicher Perspektive (vgl. Habscheid et al. 2016b), sondern auch im allgemeinen Diskurs das anschließende Gespräch unter Besuchern, das bereits in der Pause an einem hierfür eingerichteten Ort, dem Theaterfoyer, beginnen kann (vgl. Linz, Hrnal & Schlinkmann 2016: 524–528).

Betrachten wir dazu eine Szene aus dem Alltag, wie sie für das Forschungsprojekt *Theater im Gespräch* charakteristisch war:



Wir befinden uns in einem Theater in einer deutschen Großstadt. An diesem Abend wird das Stück „Der Kaufmann von Venedig“ von William Shakespeare gegeben. Die Spieldauer beträgt ca. drei Stunden. In dem Moment, in dem unsere Beobachtung einsetzt, hat gerade eine *Pause* zwischen der ersten und der zweiten Hälfte der Vorstellung begonnen. Wir begleiten eine Gruppe von drei Theaterbesuchern, die sich im Rahmen unseres Forschungsprojekts bereit erklärt haben, ihr Pausengespräch selbst aufzuzeichnen: Zu dieser Gruppe gehört zum einen ein Ehepaar, Agnes und Fabian, beide Anfang/Mitte 40, sowie deren Nachbarin Jasmin, 33. Agnes arbeitet als Universitätsdozentin, Jasmin ist Lehrerin von Beruf und Fabian arbeitet als Jurist. Das Ehepaar besucht nach eigenen Angaben recht häufig Theatervorstellungen, nämlich etwa 10 Mal im Jahr, im Unterschied zu Jasmin, die nur etwa zwei Mal im Jahr ins Theater geht. (Habscheid i. V.)

Untersucht man die Interaktion in dieser Situation unter der klassischen konversationsanalytischen Fragestellung der Organisation der Interaktion selbst, so stechen einige Merkmale ins Auge (vgl. detailliert Habscheid i. V.), die einem vortheoretischen Verständnis von Small Talk bzw. Konversation entsprechen und die mit einer kulturpessimistischen Betrachtung derartiger Gespräche, wie sie eingangs unter Bezug auf Miller, Bourdieu u. a. dargestellt wurde, zu korrespondieren scheinen:

(1) „geSPRÄCHspartner HALlo?“<sup>3</sup>

- 001 Fabian: ah.  
 002 (0.55)  
 003 Agnes: ähm.  
 004 (0.56)  
 005 Fabian: jetzt GEHT\_S-  
 006 Agnes: geSPRÄCHspartner-  
 007 HALlo?  
 008 Fabian: ((Lachansatz))  
 009 Agnes: ((lacht))  
 010 Fabian: gehen wa RAUS?  
 011 Agnes: °h  
 012 Fabian: oder wollt ihr was [TRIN]ken.  
 013 Agnes: [mh? ]  
 014 (1.55)  
 015 Jasmin: wie lange IS pause.  
 016 fünfzehn miNuten?  
 017 (0.68)

---

<sup>3</sup> Transkriptionen nach GAT 2 (Selting et al. 2009), die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt.

- 018 Fabian: WEISS gar nich-  
 019 (0.61)  
 020 Fabian: ich MUSS auf jeden fall mal raus.  
 021 ((Imitation von englischem 'r' in 'raus'))  
 022 (0.58)  
 023 Agnes: oKEE.  
 024 DANN: gehen wir raus.  
 025 (7.79)  
 026 Fabian: aber is LUSTig-  
 027 WENN man die äh.  
 028 (0.22)  
 029 Fabian: also mir macht das zunehmend SPASS-  
 030 (0.53)  
 031 Fabian: die SCHAUSpieler ähm-  
 032 (0.33)  
 033 Agnes: WIE[derzusehen.=ne? ((lacht)) ]  
 034 Fabian: [scho\_ma geSEHen zu haben.=WEISSSte?]  
 035 Jasmin: ja\_JA-  
 036 [ich AUCH. ]  
 037 Fabian: [dadurch dass w]ir jetzt in dem JAHR-  
 038 schon so vier fünf mal DA waren-  
 039 (0.46)  
 [...]  
 045 zum beispiel SIE-  
 046 DIE du jetzt eben mit der nici-  
 047 [du möchtest jetzt NICHT.]  
 048 Jasmin: [barbara BUTler. ]  
 049 [hab ich JA: -]  
 050 Fabian: [((lacht)) ]  
 051 Jasmin: find die STIMme is halt sehr männ[lich.]  
 052 Fabian: [ja- ]  
 053 un vor allem diese LOCKenpra[cht. ]  
 054 Jasmin: [ja ge][NAU. ]  
 055 Fabian: [die FIND ich]  
 056 Agnes: [JA\_ja. ]  
 057 Jasmin: ja das MUSS wohl [so sein.]  
 058 Fabian: [die !RO!]te LOCKenpracht.  
 059 Jasmin: j[a-]  
 060 Fabian: [A ]ber ähm-  
 061 !DIE! zum BEIspiel-

062 die ham wer geSEHen beim-  
 063 beim theAterfestival-  
 064 (0.3)  
 065 Fabian: da hat die so ne INprovisierte-  
 066 VÖLLig überdrehte-  
 067 ähm-  
 068 (.) pippi LANGstrumpf gespielt.  
 069 Agnes: achSO.  
 070 ja-  
 071 h°  
 072 Fabian: un hat aber GANZ viel von dem-  
 073 was sie jetz HIER in ihre rolle geworfen hat-  
 074 <<lachend> auch bei der (.) pippi LANGstrumpf gehabt>.  
 075 Agnes: ((lacht))  
 076 Fabian: un des is so WITzig.  
 077 des dann WIEderzusehen.  
 078 Jasmin: musst du wieder an deine staTIStenrollen denken?  
 079 ((Lachansatz))  
 080 Fabian: ja geNAU.  
 081 Agnes: h° JA\_ja.  
 082 Fabian: ((lacht))  
 083 (0.21)  
 084 Jasmin: SPIEL doch mal n !KAS!ten.  
 085 ((lacht))  
 086 Agnes: WARS\_du-  
 087 <<kichernd>gold>-  
 088 BLEI [oder.]  
 089 Jasmin: [°h ] (.) hm?  
 090 (0.2)  
 091 Jasmin: LASS dich doch ma:l-  
 092 SILber-  
 093 ANmalen-  
 094 un dann SPIELste [den ka- ]  
 095 Fabian: [rufst den] ronny ma AN?

Ein vorherrschender Stilzug dieser Interaktion lässt sich durch Begriffe wie *Ungezwungenheit*, *Leichtigkeit* und *Heiterkeit* umreißen, die sich auf verschiedene Merkmale des Gesprächs beziehen lassen. Zu Beginn greift Agnes thematisch auf Ressourcen zurück, die in der Gesprächs- bzw. Wahrnehmungssituation lokal nahe liegen (vgl. „zur lokalen Sensitivität in der Interaktion“ Bergmann

1990), nämlich auf die Gesprächsaufnahme und den mit ihr verbundenen Kontext der wissenschaftlichen Beobachtung: Sie spricht Fabian unter Verwendung einer terminologisch-technischen Bezeichnung als „Gesprächspartner“ (Z. 006) an und begrüßt ihn als solchen noch einmal („HALlo?“, Z. 007), obwohl der Kontakt im Rahmen des gemeinsamen Theaterbesuchs bereits etabliert ist. Die Äußerung, die typologisch als „homiläischer Diskurs“ (vgl. Rehbein 2012) charakterisiert werden kann und für scherzhafte Entlastung sorgt, geht erkennbar mit gemeinsamer Erheiterung einher, wird aber darüber hinaus sequenziell nicht weitergeführt.

Vielmehr setzt Fabian, seinerseits im Rückgriff auf die räumliche und zeitliche Situation, einen anderen Kontext, nämlich den der Pause, relevant, in dem er die Klärung der Frage anstößt, wie die Gruppe die Pause praktisch und räumlich gestalten wird: „gehen wa RAUS? [...] oder wollt ihr was TRINken.“ (Z. 10/12). Es folgt die interaktive Herstellung einer entsprechenden Entscheidung (Z. 015–024) und in der Audio-Aufnahme eine längere „Pause“, was darauf schließen lässt, dass die Entscheidung im Anschluss in die Tat umgesetzt wird. Derartige Praktiken sind für Konversation in Pausen- bzw. Foyer-Situationen charakteristisch: Nicht nur an deren Rändern, sondern auch immer wieder während ihres Verlaufs müssen durch empraktischen Zeichengebrauch (vgl. grundlegend Bühler [1934] 1982: 154–159) die physischen Aktivitäten im Raum (Gehen, Stehen, Essen, Trinken etc.) koordiniert werden, wobei Übergänge zwischen fokussierter und nicht-fokussierter Interaktion (vgl. Goffman 1963: 24) zu gestalten sind (vgl., am Beispiel eines Empfangs, Ruoss 2014; zu einer ähnlichen Situierung in der Peer Group-Kommunikation Jugendlicher vgl. Deppermann & Schmidt 2001: 29).

Das folgende Gesprächssegment (Z. 026–077) wird dominiert durch Fabians Charakterisierung der Darbietung einer Schauspielerin, genauer gesagt durch einen Vergleich ihrer Performance in der gerade besuchten Vorstellung mit einem früheren Auftritt, den Agnes und Fabian gesehen haben („un hat aber GANZ viel von dem– was sie jetzt HIER in ihre rolle geworfen hat– auch bei der (.) pippi LANGstrumpf gehabt“, Z. 072–074). Obwohl es sich hier um eine kommunikative Aktivität handelt, die auf den institutionellen Kontext des Theaters verweist und sequenziell ein Publikums- oder Kunstgespräch relevant setzt, rahmt Fabian seine Ausführungen explizit als expressive Auskunft über das eigene Vergnügen („also mir macht das zunehmend SPASS–“, Z. 029; „un des is so WITzig. des dann WIEderzusehen.“, Z. 076 f.).<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Mit Rolf (1997: 222) kann man annehmen, dass mit einem derartigen Ausdruck der eigenen Befindlichkeit zugleich ein „regulativer Beeinflussungsversuch“ verbunden ist.

Vielleicht angeregt durch diese betont lockere Rahmung, greift Jasmin den thematischen und pragmatischen Faden der ernsthaften Kunstkommunikation nicht auf, sondern initiiert – locker anknüpfend an ein Element der besuchten Inszenierung (Schauspielerinnen spielten Kästchen) – erneut den unterhaltenden Kontext des homiläischen Diskurses: Sie erinnert an eine amüsante Anekdote über Fabian, die erkennbar zum „kommunikativen Gedächtnis“ der Gruppe gehört (vgl. Keppler 1995: Kap. III); man kann dies auch als harmlose Neckerei auffassen, mit der Fabians nicht gerade spektakuläre schauspielerische Erfahrungen, wie er sie vermutlich selbstironisch in einer früheren Interaktion zum besten gegeben hat, zur Belustigung der Gruppe erneut vorgeführt werden. Durch die theatrale Form, in der Jasmin sie präsentiert (vgl. u. a. Gülich 2007), wird die bekannte Anekdote erneut erkennbar zum Anlass für Vergnügen: Jasmin führt eine absurde kleine Szene auf, in der ein fiktiver Regisseur Fabian als Statisten dazu auffordert, einen leblosen Kasten zu „spielen“. Die scherzhafte, gesellige Interaktion wird ihrerseits nicht weiter ausgebaut, sondern durch Fabian abrupt beendet, der an dieser Stelle an das telefonisch zu leistende Management einer familiären Angelegenheit – ein Bekannter oder Freund soll den Sohn von einem Turnier abholen – erinnert („rufst den ronny ma AN?“, Z. 095).

Die hier beschriebenen Merkmale, die den lockeren Charakter solcher Pausen-Interaktionen exemplarisch erkennen lassen, können wie folgt zusammengefasst werden (Habscheid & Linz 2017):

- lokale Sensitivität (vgl. Bergmann 1990), z. B. Bezugnahmen auf die Aufnahmesituation;
- die Gestaltung der Pause als Pause, z. B. Zeitmanagement; Organisation der Verpflegung; Formen des homiläischen Diskurses;
- empraktische Einbettung des Gesprächs, z. B. Bewegung durch das Foyer und im Außenbereich; Essen und Trinken;
- parallele Nutzung technischer Medien, z. B. Smartphone-Anwendungen;
- Entlastung von Zugzwängen, abrupte Kontext- und Themenwechsel, z. B. von der Kunst- zur Scherzkommunikation;
- abrupte Beendigung: Das hörbare Signal von außen, das das Ende der Pause markiert, kann zum Anlass dafür genommen werden, dass die Interagierenden ihre Gespräche unmittelbar abbrechen (müssen) und beispielsweise verständnissichernde Maßnahmen oder Bewertungssequenzen nicht zu Ende ausgeführt werden können.

Derartige Typen von Interaktion unterscheiden sich erkennbar von ambitionierten Formen der Kunstkommunikation, etwa dem Publikumsgespräch, wie es von den Theatern selbst im Anschluss an Vorstellungen mit Regisseur,

Dramaturg, Schauspielern usw. auf einem Podium vor und mit dem Publikum veranstaltet wird. Im Vergleich hierzu erscheint die Rahmung der Pausen-Konversation durch physische Aktivitäten der Erholung, ihre enge zeitliche Begrenzung, die zur Zerstreung einladende räumliche Umgebung, begleitendes Essen und Trinken (Linke 1988: 141, „Kaviarbrötchen und Rosésekt“) die Möglichkeit der fokussierten Interaktion deutlich zu behindern.

Andererseits ist, wie wir bereits gesehen hatten, auch in diesem Rahmen Publikums- und Kunstkommunikation – zumindest ansatzweise – möglich. Derartige Merkmale geraten in der ideologisch verzerrten Perspektive der Alltagsbegriffe (Coupland [2000] 2014a: 7) bzw. in der kulturpessimistischen Betrachtung im Licht historisch tradierter Idealvorstellungen offenbar leicht aus dem Blickfeld. Dadurch wird möglicherweise aber auch ein wesentlicher funktionaler Zusammenhang übersehen: Da es sich beim Miteinander-Sprechen über Kunst um eine durchaus anspruchsvolle, unter Aspekten der kommunikativen Identitäts- und Beziehungskonstitution individuell u. U. risikoreiche Aktivität handelt (vgl. Müller & Kluwe 2012), kann die Entbindung von interaktionalen Zugzwängen, wie sie für Konversation und Small Talk offenbar charakteristisch ist, unter Umständen auch als eine soziale Ermöglichungsbedingung ernsthafter Publikums- und Kunstkommunikation betrachtet werden. Wir kommen darauf zurück.

## 4 Beziehungsgestaltung

Die auf den Beziehungsaspekt bezogenen Merkmale stehen in der (nicht allzu umfangreichen) linguistischen Forschungsliteratur über Small Talk typischerweise im Mittelpunkt (vgl. Habscheid i. V.): Als klassischer Ausgangs- und Bezugspunkt dient das Konzept „phatic communion“ (vgl. z. B. Senft 2009: 228; Coupland [2000] 2014a: 2 f.), das auf einen viel zitierten Beitrag zur Linguistischen Anthropologie von Bronislaw Malinowski ([1923] 1966) zurückgeht. Den Gegenstand von Malinowskis Untersuchung stellen sprachliche Äußerungen dar, die auf den ersten Blick zweckfrei und inhaltsleer, bei näherem Hinsehen aber sozial hoch relevant sind, wie z. B. formelhafte Grüße, Fragen nach dem gesundheitlichen Befinden, belangloser Schwatz (engl. *gossip*), Bemerkungen über das Offensichtliche (wie das aktuelle Wetter), über Vorlieben und Abneigungen (mit der Möglichkeit, sich rasch zu einigen vgl. auch Schneider 1988: 26) und für den Hörer unbedeutende Ereignisse im Leben des Sprechers (Malinowski [1923] 1966: 313 f., vgl. dazu Senft 2009: 226 f.). Während derartige Äußerungen unter semantischen Aspekten irrelevant erscheinen, kommt ihnen nach Malinowski in funktionaler Hinsicht eine grundlegende Bedeutung zu, insofern sie ein probates Mittel darstellen, gleichsam das Eis der Fremdheit

zu brechen, als bedrohlich empfundenenes Schweigen zu überwinden und eine fundamentale Bindung zu etablieren:

To the primitive mind [...] taciturnity (‘Schweigsamkeit’) means not only unfriendliness but directly a bad character. [...]. The breaking of silence, the communion of words is the first act to establish links of fellowship, which is consummated only by the breaking of bread and the communion of food. The modern English expression, ‘Nice day to-day’ or the Melanesian phrase, ‘Whence comest thou?’ are needed to get over the strange and unpleasant tension which men feel when facing each other in silence. (Malinowski [1923] 1966: 314)

Malinowski bezeichnet solche Prozesse einer Vergemeinschaftung durch Sprache als *phatic communion* (zu gr. griechisch *phátis* = Rede, vgl. Bußmann 2002: 509). Das Konzept wurde in der Linguistik vielfach rezipiert (vgl. Senft 2009): So nahm Roman Jakobson (1960) in seinem Konstrukt der Sprachfunktionen Malinowskis Idee unter dem Begriff des ‚Kontakts‘ bzw. des ‚Kanals‘ auf. Das entsprechend erweiterte Verständnis von phatischer Kommunion fasst Senft so zusammen:

[T]he terms ‘phatic communion’ (and ‘phatic communication’) are generally used to refer to utterances that are said to have exclusively social, bonding functions like establishing and maintaining a friendly and harmonious atmosphere in interpersonal relations, especially during the opening and closing stages of social – verbal – encounters. These utterances are understood as a means for keeping the communication channel open. It is generally claimed that phatic communion is characterized by not conveying meaning, by not importing information; thus, phatic utterances are described as procedures without prepositional contents. Greeting formulae, comments on the weather, passing enquiries about someone’s health, and other small talk topics have been characterized as prototypical examples for phatic communion ever since Malinowski’s coining of the term. (Senft 2009: 228)

Hier deutet sich bereits an, dass die Relevanz derartiger Praktiken nicht auf die Ränder von Interaktionsereignissen beschränkt ist und dass der Kontakt als solcher nicht von der Qualität der Beziehung („a friendly and harmonious atmosphere in interpersonal relations“) getrennt werden kann.<sup>5</sup> Dementsprechend wird das Konzept u. a. durch John Laver (1975, vgl. dazu Senft 2009: 230 f.; Coupland [2000] 2014a: 5 f.) um den Aspekt der Beziehungspflege, v. a. der Höflichkeit (vgl. Brown & Levinson 1978), erweitert. Ein solches erweitertes Verständnis von phatischer Kommunion mündet in die Auffassung von „Small Talk“ als „Relational Talk“ (Candlin [2000] 2014: xx) ein, wie sie von Coupland

---

<sup>5</sup> Dies scheint allerdings gerade nicht zu gelten für die „Unterhaltungskultur Jugendlicher“, wo Grenzen von „Höflichkeit und Schicklichkeit“ oft demonstrativ verletzt werden (Deppermann & Schmidt 2001: 30).

([2000] 2014b) und anderen Autorinnen und Autoren des von ihr herausgegebenen Sammelbandes über „Small Talk“ vertreten wird.

Während sich Malinowskis Konzept – bei allen kulturellen Unterschieden im Einzelnen (vgl. Senft 2009: 228–230) – auf fundamentale anthropologische Grundlagen des Zusammenlebens bezieht, kommt Aspekten der Höflichkeit im Zusammenhang mit Konversation (im Deutschen) auch eine historisch-kulturell spezifische Relevanz zu (vgl. Unterkapitel 5). Dies zeigt sich auch noch in der Gegenwart, und zwar paradoxerweise gerade im Zusammenhang mit sogenannter Bildungssprache. Der oft betonte (und beklagte) exklusive Charakter derartiger Praktiken ist nämlich nur die eine Seite der Medaille. Genauso richtig ist, dass für Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit dem Status des Insiders, die das „Sprachspiel“ der Gebildeten (vgl. Steinig 2016; Schwanitz 1999: 394–408) rhetorisch beherrschen, ein erheblicher Vertrauensvorschuss eingeräumt und Gesichtsbedrohungen hoch kooperativ vermieden werden (vgl. Steinig 2016: 70; Schwanitz 1999: 396). Dies entspricht dem Merkmal der „Harmonie“, wie es auch für den Alltagsbegriff von „Konversation“ charakteristisch ist (vgl. Linke 1988: 140).

In empirischer Hinsicht stellt sich die Frage, worin die entsprechenden rhetorischen Praktiken genau bestehen. Betrachten wir dazu ein weiteres Beispiel aus unserem Material:

Ort der Handlung ist wiederum ein Theater in einer deutschen Großstadt. An diesem Abend wird das Stück „Der gute Mensch von Sezuan“ von Bertolt Brecht aufgeführt. Unsere Beobachtung setzt wieder in dem Moment ein, in dem gerade eine Pause zwischen dem ersten und dem zweiten Teil der Vorstellung begonnen hat. Wir begleiten eine Gruppe, die sich aus vier Personen zusammensetzt: den Freundinnen Dagmar und Bianca, der Nachbarin von Bianca, Lydia (alle drei im Alter von Ende 40, Anfang 50), sowie der Tochter von Lydia, Karla, die 15 Jahre alt ist. Dagmar arbeitet als freie Texterin, Bianca ist diplomierte Pädagogin und Künstlerin, Lydia Restauratorin, Karla Schülerin. Dagmar besucht nach eigenen Angaben bis zu fünf Mal im Jahr ein Theater, die anderen 1–2 Mal im Jahr. (Habscheid i. V.)

Das folgende Segment aus diesem Gespräch zeigt, wie die Beteiligten an bildungssprachlicher Konversation u. a. durch Methoden der Themensteuerung (vgl. dazu Linke 1988; 135 f.) strategisch für andere bzw. für sich selbst Möglichkeiten der Beteiligung am Publikums-/Kunstgespräch eröffnen; man könnte dies in konversationsanalytischer Diktion als „fremd-“ bzw. „selbstinitiierte Partizipation“ (Habscheid i. V.) bezeichnen:

(2) „und was SAGST du–“

062 Dagmar: und was SAGST du–

063 (0.18)



064 Bianca: [hm-]  
 065 Karla: [m ]h-  
 066 Dagmar: als JUendliche-  
 067 macht\_s SPASS-  
 068 oder LANGweilst du dich?  
 069 (1.4)  
 070 Karla: es IS es is-  
 071 (1.79)  
 072 Dagmar: [GEHT so?]  
 073 Karla: [so\_ne ]Mischung.  
 074 (0.16)  
 075 Dagmar: ja-  
 076 oKEE-  
 077 (1.81)  
 078 Karla: also ich WAR ja schon im-  
 079 (0.49)  
 080 Karla: theAter.  
 081 (0.11)  
 082 Dagmar: ja-  
 083 (0.23)  
 084 Karla: PAARmal also-  
 085 (0.85)  
 086 Karla: find\_s teilweise so\_n BISSchen-  
 087 (1.69)  
 088 Karla: äh:m-  
 089 (1.13)  
 090 Karla: nich ERNSTzunehmend.  
 091 (0.49)  
 092 Dagmar: ECHT?  
 093 (0.43)  
 094 Karla: ja::-  
 095 (1.01)  
 096 Karla: ja.  
 097 (3.85)  
 098 Karla: aber das wär jetz so die einzige kritIK-  
 099 Dagmar: im sinne von nich überZEUgend-  
 100 oder irgend[wie ALbern? ]  
 101 Karla: [die sind doch AL]bern.  
 102 (1.16)  
 103 Dagmar: so so klaMAUKich-

- 104 Karla: ja.  
 105 Dagmar: mit den PUPpen: -  
 106 [und dem GANzen-]  
 107 Karla: [ja. ]  
 108 (0.28)  
 109 Dagmar: oKAY-  
 110 (1.59)  
 111 Lydia: ((lacht))  
 112 Bianca: (hab dasSELbe [gedacht-])  
 113 Dagmar: [ECHT? ]  
 114 (0.35)  
 115 Lydia: was?  
 116 Dagmar: ((lacht)) echt?  
 117 ((lacht)) das hätt ich jetz nich geDACH[T-]  
 118 Karla: [wa]RUM?  
 119 (0.21)  
 120 Lydia: WAS denn?  
 121 (0.47)  
 122 Dagmar: dass du das so SIEHST-  
 123 sie (.) sie sacht sie findet das\_n BISSchen: -  
 124 (0.27)  
 125 Karla: ALbern.  
 126 Dagmar: ALbern.  
 127 (1.11)  
 128 Lydia: [ich find AUCH-]  
 129 Dagmar: [mit den PUPpen][und so. ]  
 130 Lydia: [ich find\_s] auch n !BISS!chen (.) zu  
 VIEL.  
 [...]  
 187 Bianca: da hab ich mir AUCH gedacht-  
 188 is vielleicht n BISSchen:: -  
 189 (0.55)  
 190 Bianca: ((schnalzt))  
 191 (0.55)  
 192 Bianca: viel.  
 193 (0.13)  
 194 Bianca: wie du SACHST.  
 195 Lydia: mh\_MH.  
 196 ja: .  
 197 (0.35)



tion erkennen lässt (Differenzieren; Bewerten; Begründen, vgl. Hrnca i. V.), aber sprachlich noch nicht ganz korrekt und treffend gefasst ist („find\_s teilweise so\_n BISSchen– nich ERNSTzunehmen.“, Z. 086–90), gibt Dagmar weitere Formulierungshilfe, wobei sie sich auf der Suche nach dem passendsten Ausdruck zweimal selbst korrigiert („im sinne von nich überZEUgend– oder irgendwie ALbern? [...] so so klaMAUKich–“, Z. 099–100, 103).

Nachdem Dagmar auf diese Weise eine Partizipation Karlas am Gespräch ermöglicht hat, lenkt sie den Fokus des Gesprächs weiterhin auf den Aspekt der Albernheit und kündigt – auch adressiert an Bianca und Lydia – an, dass sie, hoch überrascht und erheitert von Karlas Einschätzung, selbst etwas hiervon Abweichendes beizutragen hat („ECHT? [...] ((lacht)) echt? das hätt ich jetz nich geDACHT– [...] dass du das so SIEHST– sie (.) sie sacht sie findet das\_n BISSchen: – [...] ALbern.“, Z. 113, 116 f., 122 f., 126). Während Lydia und Bianca Karlas Sicht unterstützen, provoziert Dagmar durch Zurückhaltung einer Begründung für ihre abweichende Sichtweise eine Nachfrage („aber find\_s du alles GAR nich?“, Z. 198), die es ihr schließlich ermöglicht, ihre generellen Einsichten zu Brecht und ihre Kenntnisse über das aufgeführte Drama und aus dem Gesprächsverlauf heraus motiviert und rhetorisch wirkungsvoll zu platzieren (Z. 204–226). Ähnliche Verfahren, die trotz einer gewissen Dominanz Dagmars in der interaktiven Steuerung des Gesprächs allen Beteiligten die Möglichkeit bieten, sich am Kunstgespräch zu beteiligen, finden sich auch an anderer Stelle in diesem Gespräch (vgl. Habscheid i. V.).

## 5 Schlussbetrachtung

Die Genese der Gebildeten ist [...] besser nach dem Modell der Kooperation zu begreifen, als eine Summe von Lernprozessen. Damit die neue Schicht sich bilden kann, müssen ständische Unterschiede eingeebnet oder gemildert werden, vor allem die zwischen Gelehrten und Bürgern [...] (Bosse 2015: 90).

Mit dieser These schlägt Heinrich Bosse (2015) in einem Beitrag mit dem Titel *Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Habermas revisited* vor, die sozialhistorische Rekonstruktion der Entstehung des bürgerlichen Publikums aus einer literarischen Öffentlichkeit (vgl. Unterkapitel 1) um eine kulturelle Dimension zu erweitern. Erklärungsbedürftig bleibt nämlich nach Bosse in Habermas' Darstellung, wie sich aus heterogenen Gruppen, für die Bildung zu Beginn nicht allgemein vorausgesetzt werden konnte, ein gebildetes Bürgertum entwickeln konnte. So stattete Habermas die „räsonierenden Bürger [...] mit Besitz und Bildung“ aus, „mit Besitz von Seiten der Wirtschaftsgeschichte, mit Bildung aller-

dings aus dem Nichts“ (Bosse 2015: 81). Ähnlich argumentiert noch im Blick auf das Bürgertum im 19. Jahrhundert auch Angelika Linke:

Wir können bei der Frage nach bürgerlichen Verhaltensnormen [...] nicht von wohldefinierten realen Lebensbedingungen ausgehen, die ihrerseits bestimmte Verhaltensformen ermöglichen bzw. nach sich ziehen, sondern wir haben es mit einem Spektrum von sozial äußerst unterschiedlich charakterisierten Gruppierungen zu tun, die ihre Gemeinsamkeit erst darin finden, daß sie sich an denselben Wertsystemen und Normen orientieren und [...] ähnliche symbolische Interaktionsformen ausbilden. (Linke 1988: 140)

Im Licht des vorliegenden Beitrags ließe sich die am Ende des Zitats angesprochene Relation zwischen „symbolische[n] Interaktionsformen“ und „denselben Wertsystemen und Normen“ freilich auch umkehren: Werte und Normen werden nicht nur bis zu einem gewissen Grad als solche kommunikativ reflektiert, sondern sie sind – wie auch das mit Bildung assoziierte Wissen – wesentlich in kommunikativen und sprachlichen Praktiken präsupponiert (vgl. allgemein Habscheid 2016). Dass Wissen und Können, die kognitive und die soziale Dimension einen untrennbaren Zusammenhang bilden, wird im Blick auf bildungssprachliche Praktiken auch in der sprachdidaktischen Diskussion gesehen (vgl. Steinig 2016). Praktiken der bildungssprachlichen Konversation sind – dies zeigten exemplarisch auch die im vorliegenden Beitrag betrachteten Gesprächssegmente – in entsprechenden Milieus bis heute erhalten geblieben. Ein Mangel an Höflichkeit, wie er etwa beim Small Talk unter Jugendlichen oder für manche medialen Formate teilweise zu konstatieren ist, scheint für die Interaktion unter Anwesenden in bürgerlichen Milieus auch heute nicht charakteristisch, eher im Gegenteil. Auch eine übertriebene Höflichkeit bei inhaltlicher Irrelevanz ist eher nicht das Problem: Vielmehr stellen auf den ersten Blick dysfunktionale Merkmale konversationeller Praktiken wie ihre gesprächsorganisatorische Zwanglosigkeit und ihre beziehungsbezogene Harmonie, die einen konzentrierten und sachbezogenen Diskurs, etwa über Kunsterfahrungen, zu be- oder gar zu verhindern scheinen, unter Bedingungen von Wissensdivergenz und dem sozialen Ringen um Status und Zugehörigkeit elementare Ermöglichungsbedingungen für Kooperation, informelles Lernen und bildungssprachliche Sozialisation dar.

## Literatur

- Bergmann, Jörg (1990): On the local sensitivity of conversation. In Ivana Marková & Klaus Foppa (Hrsg.), *The dynamics of dialogue*, 201–226. New York u. a.: Prentice-Hall.
- Bosse, Heinrich (2015): Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Habermas revisited. In AG Medien der Kooperation (Hrsg.), *Medien der Kooperation (= Navigationen 15 (1))*, 81–97.

- Bourdieu, Pierre ([1979] 2013): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brown, Penelope & Stephen C. Levinson (1978): Universals in language usage: Politeness phenomena. In Esther N. Goody (Hrsg.), *Questions and politeness*, 56–289. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bühler, Karl ([1934] 1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart, New York: G. Fischer (ungekürzter Neudruck der Ausgabe Jena 1934).
- Bußmann, Hadumod (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 3., aktual. und erw. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Candlin, Christopher N. ([2000] 2014): “General editor’s preface”. In Justine Coupland (Hrsg.), *Small talk*, xiii–xx. London, New York: Routledge (First published 2000 by Pearson Education Limited).
- Coupland, Justine ([2000] 2014a): Introduction: Sociolinguistic perspectives on small talk. In Justine Coupland, (Hrsg.), *Small Talk*, 1–25. London, New York: Routledge (First published 2000 by Pearson Education Limited).
- Coupland, Justine (Hrsg.) ([2000] 2014b): *Small talk*. London, New York: Routledge (First published 2000 by Pearson Education Limited).
- Deppermann, Arnulf & Axel Schmidt (2001): Hauptsache Spaß – Zur Eigenart der Unterhaltungskultur Jugendlicher. In Eva Neuland (Hrsg.), *Gesprächskultur*. Themenheft von *Der Deutschunterricht* 6/01, 2–4.
- Gerwinski, Jan, Stephan Habscheid & Erika Linz (unter Mitarbeit von Marit Besthorn, Mareike Hesse, Christina Hrnčal & Eva Schlinkmann) (i. V.): *Theater im Gespräch. Sprachliche Publikumspraktiken in der Theaterpause*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings*. London: Free Press.
- Gülich, Elisabeth (2007): Mündliches Erzählen: narrative und szenische Rekonstruktion. In Sylke Lubs, Louis Jonker, Andreas Ruwe & Uwe Weise (Hrsg), *Behutsames Lesen. Alttestamentliche Exegese im interdisziplinären Mediendiskurs. Christof Hardmeier zum 65. Geburtstag*, 35–62. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt.
- Habermas, Jürgen ([1962] 1990): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Unveränderter Nachdruck der zuerst 1962 im Luchterhand Verlag, Neuwied, erschienenen Auflage).
- Habscheid, Stephan (2012): Sprache gegen Geld. Zur linguistischen Analyse spätkapitalistischer Tauschverhältnisse. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 81, 41–85.
- Habscheid, Stephan (2014): Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft heute noch etwas zu sagen? Eine Antwort aus sprachwissenschaftlicher Perspektive – am Beispiel eines gesprächslinguistischen Forschungsprojekts über Pausengespräche im Theater. In Hans-R. Fluck & Jianhua Zhu (Hrsg.), *Vielfalt und Interkulturalität der internationalen Germanistik. Festgabe für Siegfried Grosse zum 90. Geburtstag. Beiträge des Humboldt-Kollegs Shanghai (25. 5.–28. 5. 2014)*, 73–85. Tübingen: Stauffenburg.
- Habscheid, Stephan (2016): Handeln in Praxis. Hinter- und Untergründe situierter sprachlicher Bedeutungskonstitution. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 127–151. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Habscheid, Stephan (i. V.): Konversation, Small Talk, ‚Bildungssprache‘. In Jan Gerwinski, Stephan Habscheid & Erika Linz, *Theater im Gespräch. Sprachliche Publikumspraktiken in der Theaterpause*. Berlin, Boston: de Gruyter.

- Habscheid, Stephan, Christine Hrnca, Raphaela Knipp & Erika Linz (2016a): Einleitung. Alltagspraktiken des Publikums. In Stephan Habscheid et al. (Hrsg.), *Alltagspraktiken des Publikums*. Thementeil der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 46 (4), 463–468.
- Habscheid, Stephan, Christine Hrnca, Raphaela Knipp & Erika Linz (Hrsg.) (2016b): Alltagspraktiken des Publikums. Thementeil der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 46 (4), 463–590.
- Habscheid, Stephan & Erika Linz (2017): *Theater im Gespräch. Sprachliche Kunstaneignungspraktiken in der Theaterpause. Abschlussbericht*. Unveröff.
- Habscheid, Stephan & Erika Linz (i. V.): Foyer und Pause, Interaktion und Kontext: Zur Einleitung in den Band. In Jan Gerwinski, Stephan Habscheid & Erika Linz, *Theater im Gespräch. Sprachliche Publikumspraktiken in der Theaterpause*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko (2007): Die Sprache der Kommunikation und ihre interdisziplinäre Relevanz. In Heiko Hausendorf (Hrsg.), *Vor dem Kunstwerk. Interdisziplinäre Aspekte des Sprechens und Schreibens über Kunst*, 17–51. München: Fink.
- Hausendorf, Heiko (2011): Kunstkommunikation. In Stephan Habscheid (Hrsg.), *Handlungsmuster, Textsorten, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation*, 509–535. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hausendorf, Heiko & Marcus Müller (2016a): Formen und Funktionen der Sprache in der Kunstkommunikation. In Heiko Hausendorf & Marcus Müller (Hrsg.), *Handbuch Sprache in der Kunstkommunikation*, 3–48.
- Hausendorf, Heiko & Marcus Müller (Hrsg.) (2016b): *Handbuch Sprache in der Kunstkommunikation*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hölscher, Lucian ([1978] 2004): Öffentlichkeit. In Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 4, 413–467. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hrnca, Christine (i. V.): Bewertungsinteraktionen. In Jan Gerwinski, Stephan Habscheid & Erika Linz, *Theater im Gespräch. Sprachliche Publikumspraktiken in der Theaterpause*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hrnca, Christine & Jan Gerwinski (2015): Bewertungstransformationen in der Anschlusskommunikation im Theater. In Habscheid, Stephan (Hrsg.), *Bewerten im Wandel*. Thementeil der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 45 (3), 46–65.
- Jakobson, Roman (1960). Linguistics and poetics. In T. A. Sebeok (Hrsg.), *Style in language*, 350–377. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Kammerer, Dietmar (2012): Vorwort. Vom Publicum. In Dieter Kammerer (Hrsg.), *Vom Publicum. Das Öffentliche in der Kunst*, 7–11. Bielefeld: Transcript.
- Keppler, Angela (1995): *Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Laver, J. (1975). Communicative functions of phatic communion. In A. Kendon, R. M. Harris & M. R. Key (Hrsg.), *The organization of behavior in face-to-face interaction*, 215–238. The Hague: Mouton.
- Linke, Angelika (1988): Die Kunst der ‚guten Unterhaltung‘: Bürgertum und Gesprächskultur im 19. Jahrhundert. *ZGL* 16, 123–144.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Linz, Erika, Christine Hrnca & Eva Schlinkmann (2016): Foyergespräche im Theater. Interaktionale Aneignungspraktiken des Publikums. In Stephan Habscheid et al. (Hrsg.),

- Alltagspraktiken des Publikums. Thementeil der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 46 (4), 523–546.
- Malinowski, Bronisław ([1923] 1966): The problem of meaning in primitive languages. Supplementary essay. In C. K. Ogden & I. A. Richards, *The meaning of meaning. A study of the influence of language upon thought and of the science of symbolism*, tenth edition, 296–336. London: Routledge & Kegan Paul.
- Miller, Stephen (2006): *Conversation. A history of a declining art*. New Haven, London: Yale University Press.
- Müller, Marcus & Sandra Kluwe (2012), *Kunstkommunikation und Identität*. In Marcus Müller & Sandra Kluwe (Hrsg.), *Identitätswürfe in der Kunstkommunikation. Studien zur Praxis der sprachlichen und multimodalen Positionierung im Interaktionsraum Kunst*, 1–22. Berlin, New York: de Gruyter.
- Neuland, Eva (Hrsg.) (2001a): *Gesprächskultur*. Themenheft von *Der Deutschunterricht* 6/01.
- Neuland, Eva (2001b): *Gesprächskultur heute: Zur Einführung*. In Eva Neuland (Hrsg.), *Gesprächskultur*. Themenheft von *Der Deutschunterricht* 6/01, 2–4.
- Quasthoff, Uta (2012): Aktual- und mikrogenetische Zugänge zur Ontogenese: Inspirationen der Konversationsanalyse zur Verbindung von sprachlichen Praktiken und dem Erwerb sprachlicher Kompetenzen. In Ruth Ayaß & Christian Meyer (Hrsg.), *Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven*, 217–241. Wiesbaden: VS.
- Rehbein, Jochen (2012): Homiläischer Diskurs – Zusammenkommen, um zu reden .... In Friederike Kern, Miriam Morek & Sören Olhus (Hrsg.), *Erzählen als Form – Formen des Erzählens*, 85–108. Berlin, New York: de Gruyter.
- Rolf, Eckard (1997): *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ruoss, Emanuel (2014): Personelle Transitionen in Mehrpersonenkonstellationen: Zum Übergang von nicht-fokussierter in fokussierte Interaktion. *Gesprächsforschung* 15, 161–195.
- Schneider, Klaus P. (1988): *Small talk. Analysing phatic discourse*. Marburg: Hitzeroth.
- Schneider, Klaus P. (2008): Small talk in England, Ireland, and the USA. In Klaus P. Schneider & Anne Barron (Hrsg.), *Variational pragmatics. A focus on regional varieties in pluricentric languages*, 99–139. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Schneider, Klaus P. (2010): Small talk: Units, sequencing, realizations. In Jörg Helbig & René Schalleger (Hrsg.), *Anglistentag 2009 Klagenfurt. Proceedings*, 79–89. Trier: WVT.
- Schwanitz, Dietrich (1999): *Bildung. Alles, was man wissen muß*. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 11. 9. 2017).
- Senft, Gunter (2009): Phatic communion. [http://pubman.mpdl.mpg.de/pubman/item/escidoc:68366/component/escidoc:468107/senft\\_2009\\_phatic.pdf](http://pubman.mpdl.mpg.de/pubman/item/escidoc:68366/component/escidoc:468107/senft_2009_phatic.pdf) (letzter Zugriff 1. 11. 2016).
- Steinig, Wolfgang (2016): Sprache, Bildung und soziale Herkunft. In Jörg Kilian, Birgit Brouër & Dina Lüttenberg (Hrsg.), *Handbuch Sprache in der Bildung*, 68–98. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Strauß, Simon (2017): Provokation? Vom Theater erwarte ich mehr. Klaus Wowereit, der ehemalige Bürgermeister von Berlin, spricht über seine Theaterleidenschaft, Grenzen der Kunstfreiheit und die kulturpolitischen Fehlentscheidungen rund um die Berliner „Volksbühne“. In *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11. 4. 2017, 9. Im digitalen Archiv:



<http://plus.faz.net/feuilleton/2017-04-11/provokation-vom-theater-erwarte-ich-mehr/339166.html> (letzter Zugriff 9. 7. 2017).

Werber, Niels (2016): Das Populäre und das Publikum. Inklusion und Attachment. In Stephan Habscheid et al. (Hrsg.), *Alltagspraktiken des Publikums*. Thementeil der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 46 (4), 469–477.

(Ohne Autor:) „Bestsellerautor Dietrich Schwanitz ist tot“. In *FAZ.NET* 22. 12. 2004, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/literatur-bestsellerautor-dietrich-schwanitz-ist-tot-1195636.html> (letzter Zugriff 6. 11. 2016).

Christian Fandrych

## 6 Wissenschaftskommunikation

**Abstract:** Die Wissenschaftskommunikation hat sich in den vergangenen Jahren zu einem dynamischen Forschungsfeld innerhalb der Sprachwissenschaft entwickelt: Das Spektrum reicht von historischen Studien über grammatisch-stilistische und lexikologisch-semantiche Fragestellungen, stilistische, textuelle und diskursive Untersuchungen, sprachsoziologische und sprachvergleichende Arbeiten bis hin zu sprachkritischen und sprachpolitischen Beiträgen. Dabei stehen häufiger auch Fragen nach der adäquaten Vermittlung von wissenschaftssprachlichen Kompetenzen sowie nach dem Verhältnis von Sprache und Öffentlichkeit einerseits, zwischen verschiedenen Sprachgemeinschaften andererseits im Mittelpunkt. In den letzten Jahren wurde die empirische Basis zur Erforschung solcher Fragestellungen in einigen Bereichen durch die Erarbeitung von größeren Korpora deutlich verbessert, was neue Fragestellungen, Methoden und auch Anwendungsfelder eröffnet.

Im Beitrag werden zunächst einige wichtige Forschungslinien und Forschungsinteressen in diesem Forschungsfeld skizziert und offene Fragen und Desiderata thematisiert. Im Anschluss werden einige aktuelle Forschungsprojekte etwas genauer vorgestellt, welche auf größerer empirischer Basis auch methodisch neue Wege gehen: es handelt sich um zwei größere Forschungsprojekte zur mündlichen Wissenschaftskommunikation (*GeWiss*, *eurowiss*) sowie um ein Projekt zur Erfassung des lexikalischen Inventars der Geisteswissenschaften auf der Basis von (schriftsprachlichen) wissenschaftlichen Texten (*GeSIG*). Abschließend werden in einem kurzen Ausblick die wichtigsten Forschungsaufgaben für die nächsten Jahre skizziert.

**Keywords:** alltägliche Wissenschaftssprache, diskursive Praktiken, Korpus, Sprachdidaktik, Wissenschaftskommunikation

### 1 Wissenschaftskommunikation: Forschungslinien und Forschungsinteressen

Die Erforschung der Wissenschaftskommunikation mit Bezug auf das Deutsche ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten enorm intensiviert worden. Das ge-

---

**Christian Fandrych**, Herder-Institut der Universität Leipzig, Beethovenstr. 15, D-04107 Leipzig, fandrych@uni-leipzig.de

steigerte Interesse verschiedener Disziplinen und Anwendungsfelder lässt sich unter anderem auf die folgenden Faktoren zurückführen: Wissenschaft und Hochschulstudium sind mit dem enormen Wachstum der Studierendenzahlen (die Studienanfängerquote lag 2016 bei 55,5 %, im Vergleich zu 33,3 % im Jahr 2000)<sup>1</sup> gesellschaftlich von immer größerer Relevanz geworden. Angesichts der Umkehr des Verhältnisses zwischen denen, die Ausbildungsberufe wählen, und denjenigen, die ein Studium beginnen, sprechen manche Medien schon vom „Akademisierungswahn“.<sup>2</sup> Es liegt auf der Hand, dass dadurch auch die sprachlich-kommunikativen Anforderungen, die mit einem Studium verbunden sind, viel stärker in den Blick gerückt sind. Im gleichen Zeitraum hat Deutschland u. a. mithilfe einer Vielzahl von (staatlichen und halbstaatlichen) Förderprogrammen enorme Anstrengungen zur Internationalisierung der Hochschulen unternommen, was sich u. a. an der steigenden Zahl ausländischer Studierender ablesen lässt: Ihr Anteil stieg von 5,4 % im Jahr 1996 auf 11,9 % im Jahr 2015.<sup>3</sup> Dies hat einerseits Fragen der sprachlichen Förderung internationaler Studierender aufgeworfen, andererseits aber auch sprachenpolitische Auswirkungen gezeitigt, insbesondere hinsichtlich der Einführung englischsprachiger Studiengänge und der Rolle des Deutschen und anderer Sprachen in der Lehre (vgl. ausführlicher Fandrych 2015, Foschi Albert et al. 2017). Die Internationalisierung des Studiums ist Teil eines profunden Wandels der Hochschullandschaft selbst: Der „Wissenschaftsbetrieb“ ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Indikator der gesamtgesellschaftlichen Leistungskraft und Attraktivität im internationalen Wettbewerb geworden, was weitreichende Konsequenzen auf den verschiedensten Ebenen nach sich zog – von der Homogenisierung der Studiengänge im europäischen Kontext über die Einführung von managementgesteuerten Leistungs- und Güteindikatoren (Forschungsleistungen, Drittmittelinwerbung, Studierendenzahlen, Abschlussquoten,

---

**1** Zahlen des Statistischen Bundesamts, vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/72005/umfrage/entwicklung-der-studienanfaengerquote/> (letzter Zugriff 31. 5. 2017). Die Studienanfängerquote gibt den Anteil der Studienanfänger eines bestimmten Geburtsjahres an.

**2** Vgl. etwa den Beitrag des Deutschlandfunks unter <http://www.deutschlandfunk.de/akademisierungswahn-studium-als-normalfall.724.de.html?dram:articleid=315749> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

**3** Vgl. DAAD & Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung 2016: 8. Der Anteil internationaler Studierender ist insbesondere im Zeitraum von 1996 (5,4 %) bis 2003 (11,7 %) enorm gestiegen, seither bleibt er relativ stabil – angesichts der steigenden Gesamtzahl der Studierenden in Deutschland bedeutet das aber eine vergleichbare Steigerung der absoluten Zahl ausländischer Studierender. Allerdings werden hier in Deutschland sozialisierte „Bildungsinländer“ mit ausländischem Pass mitgezählt; der Anteil der Studierenden, die eigens für ein Studium aus einem anderen Land nach Deutschland gekommen sind („Bildungsausländer“), lag 2015 bei 8,7 %.

Internationalisierungsgrad, Universitätsrankings) bis hin zur Einrichtung von Akkreditierungsverfahren und -institutionen. Im Kontext des globalen „Wissenschaftsmarktes“ und der zunehmenden Präsenz bzw. Dominanz des Englischen in der Wissenschaftskommunikation ist Sprachenwahl und Sprachennutzung in den verschiedenen Feldern der Wissenschaftskommunikation verstärkt in den Blick gerückt.<sup>4</sup> Damit hat sich auch die Frage nach der Leistungsfähigkeit verschiedener Wissenschaftssprachen, nach der gesellschaftlichen und bildungspolitischen Bedeutung von wissenschaftlicher Mehrsprachigkeit, nach der Rolle einer globalen Wissenschaftssprache, nach dem epistemischen Vorteil von wissenschaftssprachlicher Vielfalt und nach der Homogenität bzw. Diversität verschiedener wissenschaftssprachlicher Diskurstraditionen und Ressourcen in ganz neuer Dringlichkeit gestellt.<sup>5</sup> Nicht zuletzt haben diese Fragen auch eine Vielzahl von Forschungsarbeiten motiviert, die auf empirischer Basis verschiedene Sprachverwendungsbereiche einzelsprachlich, häufig aber auch komparativ näher untersucht haben.<sup>6</sup>

Wesentliche Impulse verdankt das Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation dabei dem Fach Deutsch als Fremdsprache, in dem schon früh nicht nur die oberflächennahen und fachbezogenen Merkmale der Wissenschaftskommunikation bzw. der Wissenschaftssprache, sondern auch ihre kommunikativ-institutionelle Zweckhaftigkeit, ihre historische und gesellschaftliche Prägung und die jeweiligen sozialen Praktiken mit in den Blick gerieten.<sup>7</sup> Damit löste sich die Wissenschaftssprachforschung entscheidend von der Fachsprachenforschung. Zwar kamen und kommen wichtige Einflüsse auch aus der englischsprachigen Forschung (etwa aus der Tradition der *contrastive rhetoric*

---

4 Vgl. hierzu im Überblick Ammon 2015: 519–698.

5 Diese Fragen wurden bereits – sehr weitsichtig – bei Weinrich 1989 angesprochen; exemplarisch seien hier weiterhin Ehlich 2000; Ehlich & Heller 2006; Eichinger 2010; Oberreuter et al. 2012; Ammon 2015: 670–698; Colin & Umlauf 2015 sowie – im historisch-vergleichenden Rückblick – Dück & Plewnia 2016 und Eichinger 2016 genannt.

6 Neben vielen sprachvergleichenden Einzelstudien (etwa Clyne 1987; Kotthoff 2001; Fandrych & Graefen 2002; Fandrych 2005; Thielmann 2009; Schmidt 2009; Reershemius 2014; Foschi Albert 2014; da Silva 2014; Petkova-Kessanlis 2017 sowie Salzmann 2017) wurden auch zwei größere vergleichend angelegte korpusorientierte Forschungsprojekte durchgeführt, die beide im Rahmen der Ausschreibung „Deutsch plus – Wissenschaft ist mehrsprachig“ von der Volkswagen-Stiftung gefördert wurden: *GeWiss (Gesprochene Wissenschaftssprache kontrastiv)*, Universität Leipzig, Universität Wrocław und Aston University, Birmingham; als Überblick vgl. Fandrych, Meißner & Slavcheva 2014) sowie *eurowiss (Linguistische Profilbildung einer europäischen Wissenschaftsbildung)*, Universität Hamburg, TU Chemnitz, Universitäten Bergamo und Modena, vgl. Thielmann, Redder & Heller et al. 2014), siehe auch Unterkapitel 3 dieses Beitrags.

7 Vgl. v. a. die programmatischen Arbeiten von Harald Weinrich und Konrad Ehlich, etwa Weinrich 1985, 1989, 1995; Ehlich 1993, 2000.

um Robert Kaplan und Ulla Connor, vgl. u. a. Kaplan 1966; Connor 1996, sowie aus den korpusbasierten Untersuchungen lexikalischer und stilistischer Strukturen etwa von Douglas Biber oder Ken Hyland, vgl. u. a. Biber 2006; Hyland 2008), dennoch kann durchaus von einer eigenständigen Entwicklung in der deutschsprachigen Forschung gesprochen werden, die besonders stark von text- und diskurslinguistischen, funktionalen und pragmatischen Ansätzen geprägt ist, gleichzeitig aber in jüngerer Zeit auch anhand von recht konsistenten und umfangreicheren empirischen Datengrundlagen arbeitet.<sup>8</sup> Vergleichsweise weniger stark ausgeprägt sind bisher allerdings korpusgesteuerte und korpusbasierte Studien zu lexikalischen und strukturellen Aspekten verschiedener Gattungen, Fächer und Stile, wie sie für das Englische seit geraumer Zeit erarbeitet werden.<sup>9</sup>

Im Mittelpunkt der deutschen Forschung stehen und standen zum einen die Gattungen der Wissenschaftskommunikation. Hier werden schon früh forschungsbezogene (mündliche und schriftliche) Gattungen empirisch untersucht (etwa der wissenschaftliche Artikel sowie der wissenschaftliche Vortrag),<sup>10</sup> daneben verstärkt auch studienrelevante wissensvermittelnde und auf Wissensaneignung hin angelegte Formen und Praktiken der Wissenschaftskommunikation (Vorlesung, Prüfungsgespräch, Seminararbeit, studentisches Referat, Semindiskussion, Protokoll, Mitschrift, Exzerpt).<sup>11</sup> Gewissermaßen quer dazu entstehen andererseits Arbeiten, die stärker typische bzw. frequente lexikalische, kollokationelle und stilistische Ressourcen sowie Formulierungsroutinen in den Blick nehmen. Diese orientieren sich häufig am Konzept der „alltäglichen Wissenschaftssprache“ (Ehlich 1993), mit dem disziplinenübergreifende nicht-terminologische sprachliche Ressourcen der Wissenschaftskommunikation begrifflich gefasst werden sollen. Diese weisen einerseits häufig formale und semantische Ähnlichkeiten mit der Gemeinsprache auf, sind aber auf die Wissenschaftsmethodologie und den wissenschaftlichen Denkstil

---

**8** Einen vergleichenden Überblick zur Forschung im deutsch- und englischsprachigen Raum bietet Jaworska 2015. Im vorliegenden Beitrag kann ein ausführlicherer Abgleich mit der Forschung in anderen Ländern nicht erfolgen. Neben dem englischsprachigen Raum scheint die Erforschung der Wissenschaftskommunikation im deutschsprachigen Raum aber besonders virulent zu sein.

**9** Zu den Begriffen ‚korpusgesteuert‘, ‚korpusbasiert‘ und ‚korpusillustriert‘ vgl. Meißner 2014: 89–90.

**10** Vgl. etwa die Beiträge in Kretzenbacher & Weinrich 1995 sowie Auer & Baßler 2007, daneben etwa die Arbeiten von Graefen 1997; Hohenstein 2006; Steinhoff 2007.

**11** Vgl. etwa die Arbeiten von Meer 1998; Moll 2001; Grütz 2002; Steets 2003; Guckelsberger 2005; Stezano Cotelo 2008; Pohl 2007; Petkova-Kessanlis 2014; Rahn 2014; Brinkschulte 2015; Emam 2016.

bezogen. Sie sind häufig als eristische Einlagerungen in einem an der Oberfläche assertiv geprägten Textduktus zu verstehen, welche den gleichzeitig kompetitiven wie kooperativen Streitcharakter der Wissenschaftskommunikation durchscheinen lassen. Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass diese Ressourcen routinehaft und idiomatisch sind (vgl. Graefen 2004), eine domänenspezifische und einzelsprachliche Prägung aufweisen und gerade im Deutschen nicht selten figurativ geprägt sind (Fandrych 2005). So werden etwa verschiedene Bildfelder herangezogen, die auch einen Einblick in die Genese der Vorstellungen vom wissenschaftlichen Arbeiten geben, etwa das Bildfeld „Bewegung im Raum“: *einer Frage nachgehen; von einer Hypothese ausgehen*; das Bildfeld „Gestaltung eines Raums“: *etwas von einem anderen Konzept abgrenzen; ein Phänomen auf eine bestimmte Entwicklung zurückführen* (auf die kognitive Ebene bezogen); *weitere Argumente/Ursachen anführen, eine weitergehende Betrachtung anschließen* (auf die textorganisierende Ebene bezogen); das Bildfeld „Bewegung in das Wahrnehmungsfeld/Relevantsetzung“: *etwas muss hervorgehoben werden; die Autoren heben daneben jedoch ... heraus*; oder das Bildfeld „Bauen und Konstruieren“: *eine These aufstellen; die Grundlagen bilden für etwas* (vgl. etwa Fandrych 2005). Gerade einschlägige sprachliche Handlungen wie „Textkommentierungen“ (etwa in wissenschaftlichen Artikeln, vgl. Fandrych & Graefen 2002) bzw. „Meta-“ oder „Autokomentierungen“ (in Vorträgen, vgl. Fandrych 2014; Carobbio 2015) werden häufig mithilfe musterhafter sprachlicher Prägungen oder „Textroutinen“ (Feilke 2012) realisiert, die symbolisch als Ausweis von Wissenschaftlichkeit wirken (sollen), also auf die Text- und Vortragsorganisation bezogene Ausdrücke wie:

- (1) darauf wird in Abschnitt 3 noch näher eingegangen
- (2) ich komme auch auf (.) dann in der Zusammenfassung auch darauf zu zu sprechen (Beleg aus *GeWiss*, zitiert nach Fandrych 2014: 103)

Mit Wallner (2014, zu Kollokationen) und Meißner (2014, zu figurativen Verben) liegen erstmals auf umfangreichem Datenmaterial basierende Untersuchungen vor, die einige der vorher eher exemplarisch herausgearbeiteten lexikalisch-idiomatischen Merkmale wissenschaftlicher Texte empirisch überprüfen. Wallners Untersuchung zeigt anhand ausgewählter Kollokationen (u. a. *Anspruch erheben, Auffassung vertreten, Beitrag leisten, Frage behandeln, Versuch unternehmen*), dass sich im Vergleich mit journalistischen Texten in der Wissenschaftssprache domänenspezifische Bedeutungen und Verwendungsmuster herausgebildet haben, die teils auch mit sprachlichen Realisierungsmustern und bestimmten Typen der Kontexteinbettung verbunden sind. Meißner (2014) erarbeitet anhand einer korpusgesteuerten, auf einem ca. 2 Mil-

tionen Token großen disziplinenübergreifenden Korpus basierenden Untersuchung eine Bestandsaufnahme figurativ verwendeter verbaler Ausdrücke in der Wissenschaftssprache. Sie bestätigt frühere Annahmen,<sup>12</sup> dass figurative Verben hochfrequent sind (ca. 50 % aller in der umfangreichen Stichprobe ausgewerteten Verben besitzt eine figurative Lesart); insbesondere durch Partikelverbbildung ausgebaute Wortfamilien spielen hier eine besonders relevante Rolle (typischerweise in Verbindung mit bestimmten festen Präpositionen). Auf dieser Basis entwickelt sie anhand eines hochfrequenten Kernbestands eine funktionale Typologie figurativer allgemeinwissenschaftlicher Verben, die auch als Ausgangspunkt für lernerlexikographische Arbeiten dienen kann, und weist zudem auf größerer empirischer Basis die Existenz und Relevanz eines allgemeinwissenschaftlichen, disziplinenübergreifenden Wortschatzbestandes nach.

Daneben stehen Arbeiten, die sich allgemeiner mit stilistischen und stilistisch-pragmatischen Merkmalen von Wissenschaftskommunikation (meist anhand textueller Gattungen) beschäftigt. Die bei Weinrich (1989) und Kretzenbacher (1995) aufgezeigten stilistischen Merkmale und Stilprägungen, etwa die Tendenz zum unpersönlich-sachlichen Objektivitätsstil, der mit De-Agentivierung und textueller Verdichtung einhergeht, wurden in verschiedenen Verwendungskontexten und -domänen auch sprachvergleichend überprüft. Eichinger (1995) zeichnet die Genese der Klammerstrukturen im Fach- und Wissenschaftsstil des frühen Neuhochdeutschen nach und zeigt, wie sich aus einem aggregativ-reihenden Fach- und Wissenschaftsduktus, der durch die Verwendung von Distanzstellung und die Zunahme analytischer Formen unübersichtlich geworden war, eine funktional klarere Klammerstruktur entwickelte. Dieser Stilwandel hing mit der Partizipation einer breiteren Öffentlichkeit und dem Aufkommen einer bürgerlichen Elite zusammen – die damit zunächst einhergehenden Stilideale (etwa keine übermäßige Dehnung von Nominal- und Verbalklammer) verdankten sich offenbar auch dem Einfluss des mündlichen Sprachgebrauchs. Mit dem Ausbau der Wissenschafts- und Sachprosa und im Zuge der Standardisierung des Deutschen werden diese Stilideale jedoch zugunsten eines teils übermäßigen Ausbaus insbesondere des Nominalstils aufgegeben (vgl. Eichinger 1995: 318–320, auch Eichinger 2010). Wie es scheint, erleben wir in den letzten Jahrzehnten wiederum eine gegenläufige Bewegung: Nicht zuletzt unter dem Druck der auch medial immer präsenteren Mündlichkeit, dem „Kult des Informellen“ (Mair 2007), wie er sich teils im anglo-amerikanischen Wissenschaftsstil zeigt, vor allem aber einer abermals breiteren Partizipation der Öffentlichkeit an der Wissenschaft scheint es zumindest in einigen Kontexten eine Abkehr vom übermäßig kom-

---

<sup>12</sup> Vgl. etwa Graefen 2004; Fandrych 2005.

plexen und verdichteten Stil zu geben,<sup>13</sup> auch wenn hierzu breitere, diachron angelegte Arbeiten noch fehlen.

Eine stärker an der Funktionalstilistik und der Variationslinguistik orientierte Modellierung von Wissenschaftsstil (mit besonderem Fokus auf dem Nominalstil) findet sich bei Czicza & Hennig (2011) sowie Hennig & Niemann (2013). Hier werden die pragmatischen Merkmale von Wissenschaftskommunikation unter den Begriffen Präzision, Ökonomie, Origo-Exklusivität und Relativierung zusammengefasst und mit entsprechenden Prozeduren und sprachlichen Mitteln korreliert (vgl. Czicza & Hennig 2011: 49–55). Wissenschaftssprache wird so eher als eine Art Varietät konzeptualisiert, welche aus den von der Gemeinsprache bereitgestellten grammatisch-lexikalischen Mitteln eine spezifische Auswahl trifft und diese für ihre Zwecke exzessiv nutzt. Dabei gerät allerdings der Zusammenhang zwischen der spezifischen Zweckhaftigkeit von Wissenschaftskommunikation und den zu diesem Zweck entwickelten sprachlichen Ressourcen tendenziell aus dem Blick: Sowohl in der schriftlichen wie in der mündlichen Wissenschaftskommunikation hat sich ein Ausdrucksinventar herausgebildet, dem eine wissenschaftsmethodologische, epistemische und eristische Prosodie und semantische Tiefenstruktur inhärent ist, welche doch mit dem Bild eines funktionalstilistischen Kontinuums aus meiner Sicht nicht ganz befriedigend abgebildet ist.<sup>14</sup>

Das „Andere“ des wissenschaftlichen Schreibens scheint sich auch aus Sicht der Schreibforschung zu bestätigen: Exemplarisch untersucht dies Matias (2017) in seiner methodisch innovativen Studie, die minutiös die Formulierungsprozeduren brasilianischer und deutscher NachwuchswissenschaftlerInnen nachzeichnet. Matias zeigt auf, wie die Schreib- und (Re-)Formulierungsaktivitäten bei der Produktion wissenschaftlicher Texte in der jeweiligen L1 wie auch L2 von wissenschaftsmethodologischen wie auch domänenspezifischen Merkmalen geprägt und überformt sind. So kann man die häufig auftretende nachträgliche Erweiterung und Restrukturierung von Nominalphrasen durch die Einfügung von abstrakten Kopf-Substantiven (etwa *Konzept*, *Problem*, *Frage* etc.) sowie Attribute oder die Nutzung und den Umbau komplexer *als*-Konstruktionen als sprachlichen Niederschlag eines wissenschaftsmethodo-

---

**13** Dies betrifft den Vortragsstil wohl in noch stärkerem Maße, vgl. Fandrych 2014.

**14** Umgekehrt lässt sich fragen, ob die bei Czicza & Hennig vorgenommenen Korrelationen zwischen pragmatischen Funktionen und sprachlicher Realisierung auf dem Pol „maximaler Wissenschaftlichkeit“ wirklich so eindeutig und exklusiv sind (vgl. Czicza & Hennig 2011: 50). So zeigt sich auch in schriftlicher Wissenschaftskommunikation eine erhebliche Stilvarianz (vgl. Mair 2007; Schmidt 2009), noch stärker scheint dies für die mündliche Wissenschaftskommunikation zu gelten (vgl. etwa die Beiträge in Fandrych, Meißner & Slavcheva 2014 und Fandrych, Meißner & Wallner 2017).



logischen Zugriffs auf bestimmte Untersuchungsgegenstände ansehen, vgl. etwa die reformulierenden Handlungen beim Verfassen eines Konferenzabstrakts:

Brasilien als insularer Raum → mit dem Versuch, Brasilien als einen insularen diskursiven Raum zu denken → Die Insel als diskursive Raumfigur weist eine doppelte Bedeutungsstruktur auf ... (Matias 2017: 267).

Die oben bereits angedeuteten massiven Veränderungen in der Studierendenschaft (starkes Wachstum der Studierendenzahlen bei gleichzeitiger Internationalisierung des deutschen Hochschulraums) haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten auch Fragen nach den sprachlichen Anforderungen, den Sprachenerfahrungen und den notwendigen Sprachfördermaßnahmen in den Blick der Forschung gerückt. Zum einen liegen erste empirische Untersuchungen zum Erwerb ausgewählter wissenschaftssprachlicher Kompetenzen und zu den sprachlich-kommunikativen Anforderungen in der Lehre vor,<sup>15</sup> allerdings bisher vorwiegend für die Geisteswissenschaften und auf der Basis von schriftsprachlichen Formen. Zum anderen wurden und werden umfangreiche, teils auf empirischer Grundlage erarbeitete didaktische Materialien entwickelt und teils auch erprobt.<sup>16</sup>

Weitere Studien widmen sich stärker den subjektiven Erfahrungen, Bedürfnissen und sprachlichen Praktiken von Studierenden. Im Kontext der Einführung vornehmlich englischsprachiger Studiengänge untersuchten Fandrych & Sedlaczek (2012) auf empirischer Basis die Sprachsituation und die Sprachbedürfnisse internationaler Studierender und auch von Dozenten in ausgewählten internationalen Studiengängen. Es stellte sich heraus, dass die Förderung von Sprachkompetenzen ganz allgemein, insbesondere aber bezogen auf das Deutsche und das Englische, in solchen internationalen Programmen bisher weitgehend vernachlässigt wurde, was in deutlichem Widerspruch zu den Wünschen und Bedürfnissen vieler Studierender steht und auch den mittel- bis langfristigen Zielen der Mittlerorganisationen in der Auswärtigen Kulturpolitik nicht entsprechen dürfte. Angesichts des weitgehenden Fehlens von übergreifenden Sprachkonzepten und Sprachfördermaßnahmen an deutschen Hochschulen scheint es, als sei das häufig öffentlich proklamierte Ziel der Förderung von Mehrsprachigkeit und Internationalisierung lediglich ein ver-

---

<sup>15</sup> Vgl. etwa Bührig & Griefhaber 1999; Steinhoff 2007; Stezano Cotelo 2008; Rahn 2014; Völz 2016.

<sup>16</sup> Vgl. etwa Steets 2001; Graefen 2004; Ylönen 2006; Graefen & Moll 2011; Klemm, Rahn & Riedner 2012; Feilke & Lehnen 2012; Bunn 2013. Das an der Universität Gießen angesiedelte Projekt *Eristische Literalität* verbindet die Entwicklung und Erprobung einer virtuellen Lernumgebung zur Förderung des wissenschaftlichen Schreibens mit einer umfassenden Erforschung der Schreibprozesse und des Schreiberwerbs, vgl. Feilke & Lehnen 2011.

hüllender Sprachgebrauch für die scheinbar kostengünstige und problemfreie Einführung von mehr englischsprachiger Lehre.<sup>17</sup> Will man, wie Eichinger (2010: 41) dies zu Recht fordert, gerade in den Wissenschaften, die vorwiegend sprach- und textorientiert sind, auf eine „neue Mehrsprachigkeit [...] setzen, in der das Deutsche aufgrund seiner Bedeutung auf verschiedenen Ebenen sicher eine nicht unerhebliche Rolle spielen sollte“, die aber im Sinne des Subsidiaritätsprinzips auch nicht auf die Nutzung des Englischen als internationaler Wissenschaftssprache verzichtet, so sind bei der praktischen Gestaltung und Förderung der entsprechenden Sprachkompetenzen und Studiengangszuschüsse wie auch bei der Formulierung von Qualitätsstandards und Mehrsprachigkeitskonzepten an deutschen Hochschulen noch erhebliche Anstrengungen zu unternehmen.<sup>18</sup> Auch die weitere Erforschung von mehrsprachiger Kommunikation an der Hochschule und die Identifikation der hierbei nützlichen „sprachdidaktischen Alltagshandlungen“ (Werbmbter 2013: 371–385) gilt es weiterzuführen und auszuweiten.<sup>19</sup> Für die konkrete Förderung von studienbezogenen sprachlichen Kompetenzen ist es daneben wichtig, die realen Sprachanforderungen für die Studierenden und deren Sprachbedürfnisse in den verschiedenen Studienphasen und Fächern genauer zu kennen und zu beschreiben. Den Versuch einer umfassenderen Erhebung wichtiger studienbezogener sprachlicher Aktivitäten unternehmen Bärenfänger, Lange & Möhring (2015) für die Studieneingangsphase in den drei (Groß-)Fächern Wirtschaftswissenschaften, Chemie und Medizin. Die Studie zeigt, dass Studierende dieser Fächer produktiv wie rezeptiv weniger mit den üblicherweise in der Ratgeberliteratur ausführlich thematisierten Genres (etwa Seminararbeit, Referat; wissenschaftlicher Fachaufsatz, Monographie) konfrontiert werden als mit teils studiengangsspezifischen, stark wissensvermittelnd angelegten Genres (etwa Vorlesungen und Vorlesungsskripte, Lehrbücher, Einführungen, über elektronische Lernplattformen verfügbar gemachte Texte und Materialien). Bestätigt werden die Ergebnisse anderer Studien,<sup>20</sup> welche die hohen Anforderungen betonen, die Vorlesungen für die rezeptive Kompetenz der Studierenden be-

---

**17** Vgl. dazu auch Fandrych 2017a; Earls 2014.

**18** Vgl. ausführlicher hierzu Fandrych 2015.

**19** Bei Werbmbter 2013 finden sich sehr ausführliche Analysen von ausgewählten universitären Kolloquien mit Mehrsprachigkeitskonstellationen unterschiedlicher Art; auf dieser Basis erarbeitet sie eine erste Typologie sprachdidaktischer Alltagshandlungen und erste didaktische Schlussfolgerungen, welche sicher in Folgestudien noch überprüft und weiterentwickelt werden müssten.

**20** Vgl. hierzu bereits Grütz 2002, in jüngerer Zeit etwa Lobin 2009, einige der Beiträge in Redder, Heller & Thielmann 2014, sowie speziell zu den Wirtschaftswissenschaften Brinkschulte 2015.

deuten, daneben wird deutlich, dass gerade die Lehrveranstaltungsformate und die damit verbundenen kommunikativen Anforderungen häufig fachspezifisch sind. Es ist also notwendig, die Befunde zu den fächerübergreifenden sprachlichen Ressourcen (etwa im Bereich der Lexik, Kollokationen, Stilistik, s. o.) durch die Erforschung fachspezifischer sprachlicher Ressourcen (terminologische und semi-terminologische Lexik, Verbindung von Formelsprache mit sprachlichen Darstellungsweisen) sowie kommunikativer sozialer Praktiken in den verschiedenen Fächern bzw. Fächergruppen zu ergänzen, um so eine bessere Basis für geeignete Sprachfördermaßnahmen zu gewinnen.<sup>21</sup>

## 2 Neuere korpusbezogene Studien und Methoden

Im Folgenden sollen anhand von drei größeren neueren Forschungsprojekten zur Wissenschaftskommunikation einige forschungsmethodische Innovationen und Perspektiven vorgestellt werden. Zwei dieser Projekte befassen sich mit Aspekten der gesprochenen Wissenschaftssprache (*GeWiss*, *eurowiss*), das dritte mit der geschriebenen Wissenschaftssprache (*GeSIG*). Gemeinsam ist diesen Projekten, dass sie auf einer breiten Datengrundlage basieren: Es wurden jeweils Korpora erhoben (und – im Falle von *GeWiss* – auch in Gänze veröffentlicht), die nach vergleichsweise konsistent definierten kommunikativ-funktionalen Kriterien Genres einer klar abgegrenzten sprachlichen Domäne (der Wissenschaftskommunikation) beinhalten. So werden erstmals auf breiter empirischer Basis gezielte genre- und domänenspezifische Untersuchungen ermöglicht, etwa zu verschiedenen (sprach- und disziplinen-)vergleichenden sowie registerbezogenen Fragestellungen.

Mit *eurowiss* (vgl. als Überblick: Thielmann, Redder & Heller 2014) wurde ein Projekt zur vergleichenden Untersuchung von Lehrveranstaltungen an verschiedenen deutschen und italienischen Hochschulen durchgeführt, das auf einer breiten Datengrundlage beruht: Es wurden Lehrveranstaltungen (Vorlesungen, Seminare, Kolloquien, Tutorien und Laborgespräche) verschiedener Disziplinen erhoben (Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Sprach- und Literaturwissenschaft, Mathematik, Physik, Ingenieurwissenschaften), in Teilen

---

<sup>21</sup> Anders, als dies in der genannten Studie konstatiert wird (Bärenfänger, Lange & Möhring 2015: 266–267), stellen die genannten Befunde allerdings die Existenz und Relevanz allgemeiner wissenschaftlicher Ressourcen („alltägliche Wissenschaftssprache“, Ehlich 1993) an sich nicht in Frage.

transkribiert und in Hinblick auf verschiedene Fragestellungen analysiert.<sup>22</sup> Dabei sollte zum einen untersucht werden, wie sich Lehr-Lerndiskurse „in verschiedenen Wissenschaftskulturen“ unterscheiden (Thielmann, Redder & Heller 2014: 7). Daneben wurden im Wesentlichen drei Aspekte der Wissenschaftskommunikation in der Lehre exemplarisch auf qualitative Weise untersucht: Zum einen stellte die interaktive Strukturierung von Lehrveranstaltungen an sich und in Bezug auf verschiedene Studienphasen und Lehrveranstaltungsformate einen wichtigen Forschungsgegenstand dar (vgl. ausführlicher die Beiträge in Hornung, Carobbio & Sorrentino 2014). Weiterhin wurden exemplarisch und teils sehr kleinschrittig das Auftreten von eristischen (= kontroversenorientierten) sprachlichen Handlungen und die eristische Profilierung unterschiedlicher Lehr-/Lerndiskurse näher untersucht (vgl. Thielmann & Krause 2014; Redder, Heller & Thielmann 2014; Heller & Carobbio 2014). Einen dritten Untersuchungsschwerpunkt bildete die Rolle studentischen Fragens in verschiedenen Disziplinen, die wiederum mit den beiden zuvor genannten Untersuchungsgegenständen eng verbunden ist (Breitsprecher et al. 2015; Redder & Thielmann 2015).

Die Breite des Datenmaterials erlaubt es, auf gesicherterer Basis vorsichtige Generalisierungen über verschiedene Lehrtraditionen in Italien und Deutschland anzustellen, als dies bisher möglich war. Während sich in den untersuchten Daten zur deutschen Hochschullehre eine stärkere diskursive Beteiligung der Studierenden zeigt, ist – zumindest im Bachelor- und Masterbereich – die Lehre an italienischen Hochschulen offenbar deutlich durch stärker monologische, rhetorisch geprägte Formen der Wissensvermittlung gekennzeichnet, häufig in Form von Vorlesungen, in denen der kontroversenorientierte Charakter von Wissenschaft rhetorisch vorgeführt und nicht diskursiv „erprobt“ wird (vgl. etwa Heller & Carobbio 2014). Dies wird anhand einer Reihe von exemplarischen Ausschnitten von Lehr-Lern-Diskursen in qualitativen Analysen gezeigt, quantitative Auswertungen finden sich dagegen kaum.<sup>23</sup> In verschiedenen Einzel-

---

**22** Insgesamt wurden ca. 300 Stunden deutschsprachige Lehrveranstaltungen und ca. 50 Stunden italienischsprachige Lehrveranstaltungen aufgenommen und in Teilen transkribiert. Davon wurden ca. 21 Stunden mit ca. 140.000 Token online für Forschungszwecke zur Verfügung gestellt, vgl. <https://corpora.uni-hamburg.de/hzsk/de/islandora/object/spoken-corpus:eurowiss-0.1> (letzter Zugriff 31. 5. 2017). Zusätzlich wurden auch per Fragebögen studentische Erfahrungen hinsichtlich ihrer akademischen Sozialisation erhoben, daneben Begleitmaterialien dokumentiert sowie ein Korpus von italienischen Abschlussarbeiten erstellt, vgl. Thielmann, Redder & Heller 2014.

**23** Das einzige quantitative Ergebnis bezieht sich auf die Frequenz des Turn-Takings in Lehrveranstaltungen, ausdifferenziert nach dem jeweiligen Land und dem Studienjahr (von B.A. bis Promotion). Ausgezählt wurde nach „no turn-taking at all“, „sporadic turn-taking“ und „systematic turn-taking“, vgl. Thielmann, Redder & Heller 2015: 237. Hier zeigen sich in jeder

beitragen zur Eristik werden u. a. Formen des studentischen Kritisierens und Bewertens in der diskursiven Auseinandersetzung näher untersucht, wobei deutlich wird, dass einerseits das studentische Probehandeln im Hochschuldiskurs eine frühe Einübung wissenschaftlichen Argumentierens ermöglicht, andererseits aber Kritisieren im wissenschaftlichen Zusammenhang entsprechendes methodisches und (vernetztes) inhaltliches Wissen voraussetzt und nicht mit individuellem, auf Alltagswissen oder subjektiven Einschätzungen basierendem Bewerten gleichzusetzen ist (vgl. v. a. Redder, Breitsprecher & Wagner 2014).<sup>24</sup> Auch die exemplarische Analyse studentischen Fragens zeigt, dass es interaktive Formate der Hochschullehre den Studierenden früh erlauben, eine aktive Rolle beim Wissenserwerb einzunehmen. Unterschieden wird zwischen einfacheren Formen („nach- oder aufholender Wissenstransfer“, Redder & Thielmann 2015: 347), bei denen Studierende nach für das aktuelle Verständnis relevanten Wissensvoraussetzungen fragen, die von Seiten der Dozierenden dann üblicherweise nachgeliefert werden (Nach- oder Rückfragen), und komplexeren Formen des Fragens, bei denen die Studierenden die neuen Inhalte mit bereits bestehendem wissenschaftlichem Wissen vernetzen oder zu angrenzenden wissenschaftlichen Bereichen in Beziehung setzen (vgl. Redder & Thielmann 2015: 350–351; Breitsprecher et al. 2015). Diese Formen des Fragens haben einen weiterführenden, produktiven Charakter im Lehr-Lern-Diskurs. Sie finden sich im deutschen Kontext eher in fortgeschrittenen geistes- und sozialwissenschaftlichen sowie wirtschaftswissenschaftlichen Lehrveranstaltungen, weniger stark in den MINT-Fächern; im italienischen Kontext scheinen sie auf die Promotionsphase beschränkt zu sein – hier dominiert offenbar insgesamt als studentischer Fragetyp die organisatorische Frage (vgl. dazu Heller & Carobbio 2014).

Kernanliegen des internationalen Korpus-Projekts *GeWiss*<sup>25</sup> war zum einen die Erstellung eines mehrsprachigen Korpus, das durch eine möglichst stringente Auswahl von kommunikativen Ereignissen (Genres) der Hochschulkommunikation möglichst gute Vergleichsmöglichkeiten bietet. Ausgewählt wurden die Genres „wissenschaftlicher Vortrag“, „studentischer Vortrag“ (einschließlich der

---

Studienphase deutlich höhere Anteile dialogischer Phasen in der deutschen Lehre im Vergleich zur italienischen Lehrpraxis.

**24** Auch hier wird deutlich, dass wissenschaftliches Argumentieren (vgl. Feilke 2010) nicht einfach eine Fortführung von schulischen Erörterungen darstellt; dies müsste bei der Nutzbarmachung von didaktischen Instrumenten wie dem „Kontroversenreferat“ (vgl. Feilke & Lehnen 2011: 274–276) wohl noch stärker berücksichtigt werden.

**25** Vgl. <https://gewiss.uni-leipzig.de/> (letzter Zugriff 16. 10. 2017). Zur Korpusbeschreibung vgl. genauer Fandrych, Meißner & Slavcheva 2012 und Fandrych, Meißner & Slavcheva 2014. Das Projekt wurde in der ersten Phase (2009–2013) von der Volkswagen-Stiftung gefördert.

sich anschließenden Diskussionen) sowie „Prüfungsgespräch“. Aus methodischen Gründen wurden die Daten in nur wenigen, gut miteinander vergleichbaren Fachgebieten erhoben (Germanistik/Deutsch als Fremdsprache, Anglistik, Polonistik und Italianistik). Anders als vergleichbare öffentlich verfügbare Korpora für das Englische (etwa MICASE,<sup>26</sup> BASE<sup>27</sup> und ELFA<sup>28</sup>) ist das *GeWiss*-Korpus also aus methodischen Gründen deutlich einheitlicher, was die Genres und die wissenschaftlichen Disziplinen angeht. So kann *GeWiss* als eine Art mehrfaches Vergleichskorpus angesehen werden: Vergleiche zwischen den beteiligten Sprachen sind ebenso möglich wie zwischen den beteiligten Genres; es können L1- und L2-SprecherInnen des Deutschen miteinander verglichen werden (und die L2-Daten können zudem nach der Ausgangssprache genauer differenziert werden), und auch die Frage, ob sich Vorträge oder Prüfungsgespräche im britischen oder polnischen Kontext je nach Sprache und Fach ähneln oder voneinander unterscheiden, lässt sich untersuchen. Weitere Filterfunktionen werden durch die umfassende Erhebung von Metadaten ermöglicht (vgl. Fandrych, Meißner & Slavcheva 2012). Das Korpus ist seit 2013 online und gegen Registrierung frei nutzbar (Audiodateien und Transkriptionen nach GAT 2).<sup>29</sup>

Die meisten Korpora (zumal der gesprochenen Sprache) sind bisher lediglich nach formal auffindbaren Merkmalen durchsuchbar.<sup>30</sup> Für funktionale oder semantische Fragestellungen sind keine speziellen Suchinstrumente verfügbar, weil sie eine vorgängige aufwendige Korpusaufbereitung voraussetzen. Sie sind aber aus einer Vielzahl von Nutzungsperspektiven von hoher Relevanz (etwa aus diskurslinguistischer, sprachvergleichender oder auch sprachdidaktischer Sicht). Da das *GeWiss*-Projekt von Beginn an auch solche Anwendungs-

---

**26** Vgl. <http://micase.elicorpora.info/about-micase> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

**27** Vgl. <http://www2.warwick.ac.uk/fac/soc/al/research/collect/base/> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

**28** Vgl. <http://www.helsinki.fi/englanti/elfa/elfacorporus.html> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

**29** Korpusaufbau und weiterführende Korpuserschließung erfolgten in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Deutsche Sprache (insbesondere mit Thomas Schmidt, Programmbereich Mündliche Korpora, Abteilung Pragmatik). Zur langfristigen Sicherung und weiteren Pflege der Korpusdaten von *GeWiss* ist eine Integration in die *Datenbank für Gesprochenes Deutsch* (DGD) des IDS vorgesehen.

**30** Häufig sind Korpora gesprochener Sprache auch nicht wortartenannotiert und lemmatisiert. Im Rahmen des Projekts *GeWiss* digital wurden Teilkorpora in Zusammenarbeit mit Thomas Schmidt (IDS) zunächst orthographisch normalisiert und in der Folge wortartenannotiert und lemmatisiert (vgl. Wallner 2017a, Wallner & Stoppel 2017). Dies ermöglichte auch die exemplarische Untersuchung von spezifisch gesprochensprachlichen lexikalischen Phänomenen wie verschiedenen Partikeltypen (vgl. Bochniak, Gräfe & Iliash 2017) sowie hörersteuernder und gliedernder Elemente („Diskursmarker“, vgl. Slavcheva & Meißner 2014 und Wallner 2017b).

szenarien im Blick hatte, wurden in Anschlussprojekten<sup>31</sup> ausgewählte funktionale Phänomene identifiziert und definiert, mit dem Ziel, diese im Korpus zu annotieren und das Korpus entsprechend durchsuchbar zu machen. Ausgewählt wurden zum einen Metakommentierungen, also sprachliche Handlungen, mit denen Referentinnen und Referenten ihren eigenen Vortrag bzw. seine Einbettung in den institutionellen Kontext kommentieren (etwa *wie ich gleich noch genauer zeigen werde; das können wir in der Diskussion noch klären*, vgl. Fandrych 2014; Meißner 2017), zum anderen Verweis- und Zitierhandlungen, mit denen explizite Bezüge auf andere Forschungsarbeiten, Theorien und Konzepte hergestellt werden (Sadowski 2017). Beide sprachlichen Handlungen sind für Vorträge und Referate typisch, werden häufig mithilfe von für die gesprochene Wissenschaftskommunikation spezifischen Formulierungsroutinen versprachlicht und sind kontrastiv wie sprachdidaktisch von hoher Relevanz. Sie wurden in verschiedenen Arbeitsdurchläufen genauer abgegrenzt, nach verschiedenen Typen weiter untergliedert und schließlich in einem Teilkorpus annotiert und sind somit systematisch abrufbar.<sup>32</sup> So zeigt sich etwa eine große Bandbreite von Verweis- und Zitierhandlungen in wissenschaftlichen Vorträgen, von wörtlichen (3) und sinngemäßen Zitaten (4) bis hin zu recht allgemeinen Verweisen auf Publikationen, Konzepte und Ansätze (5, 6), wie die folgenden Belege aus dem GeWiss-Korpus verdeutlichen:<sup>33</sup>

- (3) bei der verkettung (.) der worte hinzulenken (1.5) ((schnalzt)) °h [in der formulierung von terry eagleton] (0.8) wir reihen wörter aneinander (0.5) die semantisch (0.3) rhythmisch (0.4) phonetisch (0.3) oder auf eine andere weise äquivalent sind (1.2) °h (EV\_DE\_005)
- (4) es gibt aber auch forschler äh wie klein und rieck oder lambrecht zum beispiel die dafür plädieren dass es also eigentlich ja als ein zweites (0.3)

---

**31** 2013–2014 wurde GeWiss als Kurationsprojekt im Rahmen der CLARIN-D-Infrastruktur gefördert (vgl. Jettka 2017); 2014–2016 erfolgte eine weitere Aufbereitung des Korpus mit Förderung durch die Europäische Union und den Freistaat Sachsen im Rahmen des Projekts *Wissensrohstoff Text* der Universität Leipzig, vgl. ausführlicher die Beiträge in Fandrych, Meißner & Wallner 2017 sowie als Überblick Fandrych 2017b.

**32** Als weitere Annotation finden sich im GeWiss-Korpus Code-Switches als relativ leicht beobachtbare Phänomene des Sprachkontakts. Sie wurden von Anfang an berücksichtigt und annotiert (zum methodischen Vorgehen vgl. Reershemius & Lange 2014).

**33** Die Kürzel am Ende der Belege beziehen sich auf das jeweilige kommunikative Ereignis; hierzu und zur Annotation vgl. ausführlicher die GeWiss-Homepage <https://gewiss.uni-leipzig.de/> (letzter Zugriff 16.10.2017). In die Analyse der Verweise und Zitate sind auch prosodisch-intonatorische Aspekte mit einbezogen worden, die über die Audiodateien des Korpus zugänglich sind – die videographierten Aufnahmen können der Öffentlichkeit aus Datenschutzgründen leider nicht zugänglich gemacht werden.

- system von personalpronomen angesehen werden sollte (0.3) ((schnalzt))  
°h ähm und ich werde äh ... (EV\_DE\_100)
- (5) da kann man noch sehr viel mehr ins detail gehen das war (.) nur anhand der makrohandlungen nach (0.2) wrobel hier dargestellt °hh interessant sind natürlich noch die zusammenhänge (.) (EV\_DE\_004)
- (6) meines erachtens (0.7) hat ulla connor nen netten anstoß gegeben °h eben wirklich im (.) hinblick (.) ein interkulturelles schreiben (EV\_DE\_101)

Darauf aufbauend wurde zusätzlich der Versuch unternommen, auf der Basis wiederkehrender Formmerkmale der Metakomentierungen einen Suchausdruck zu generieren und zu erproben, der auch in nicht annotierten Korpora eine möglichst hohe Trefferquote von entsprechenden Belegen erreicht (vgl. ausführlich Meißner 2017). Durch eine Kombination von korpuslinguistischen Instrumenten und Methoden (Häufigkeitsmaße von Wortformen und Lemmata; Ermittlung typischer Wortkombinationsmuster mithilfe von N-Gramm- und Kookurrenz-Analysen; Durchführung von Keyword-Analysen) zeigte sich, dass es sich bei den Metakomentierungen in der Tat um musterhafte sprachliche Routinen handelt, die durch ein typisches kategorial-funktionales Profil charakterisiert sind. Eine typische Metakomentierung enthält ein personaldeiktisches Element (*ich/wir*), einen lokal- oder temporaldeiktischen Ausdruck (*hier, jetzt, nun* etc.) und ein Modal- oder Auxiliärverb (*mögen/möchte; werden*), meist in Kombination mit einem spezifischen Vollverb (etwa *kommen, vorstellen, festhalten, eingehen*) (vgl. Meißner 2017), also etwa:

- (7) warum die beiden nun von leider sprechen darauf werd ich jetzt auch im (0.4) folgenden eingehen (EV\_DE\_105)

So konnten dann Formelemente ermittelt werden, die als besonders gute Indikatoren für das Auftreten von Metakomentierungen in den Suchausdruck eingehen. Die Erprobung zeigte, dass sich eine recht hohe Abfragekorrektheit in nicht-annotiertem Korpusmaterial ergibt. Dies zeigt einen Weg auf, wie die Durchsuchbarkeit von großen Sprachdatenmengen auch im Hinblick auf (bestimmte) funktionale Phänomene durch die Verbindung von qualitativ-interpretativer Arbeit und korpuslinguistisch-quantitativem Vorgehen verbessert werden kann. Dies ist insbesondere für bestimmte Anwendungsszenarien von großer Bedeutung. Eine umfassendere nutzerorientierte Erschließung, Aufbereitung und Architektur für Korpora der gesprochenen Wissenschaftskommunikation wäre dringend zu entwickeln, wenn prinzipiell daran interessierte, aber korpuslinguistisch wenig erfahrene Nutzergruppen dauerhaft erschlossen



werden sollen. Dies verdeutlicht eine von IDS Mannheim, Universität Hamburg und Herder-Institut der Universität Leipzig durchgeführte Nutzerstudie (vgl. Fandrych et al. 2016). Hierbei gilt es, viel stärker als bisher wichtige gesprächsstrukturelle und variationslinguistisch-stilistische Phänomene mit zu erschließen; hierzu gehören etwa Turn-Taking-Muster (einschließlich Überlappungen, Einschübe, Turn-Längen), funktional definierte Gesprächsphasen und -einheiten, variationslinguistische Merkmale (Standardnähe, Sprechtempo, Lautstärke), Flüssigkeit, syntaktische Komplexität und lexikalische Dichte.

Eine korpuslinguistisch-lexikographische Perspektive schließlich nimmt das Projekt *GeSIG* („Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften“)<sup>34</sup> ein, in welchem auf der Grundlage eines ca. 22 Millionen umfassenden Dissertationskorpus aus 19 geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine Liste von 4.515 Lemmata erarbeitet wurde (vgl. ausführlicher Meißner & Wallner 2018a). Die Auswahl der Lemmata erfolgte nach Frequenz und fächerübergreifender Verbreitung. Ziel ist zum einen eine datengeleitete Analyse des Bedeutungsspektrums, der Verwendungsweisen und Funktionen dieser häufigen lexikalischen Mittel, zum anderen auch die genauere Untersuchung ihres Auftretens und ihrer Rolle in Wortbildungsprozessen, Routineformeln und Kollokationen (vgl. Meißner & Wallner 2018a). Zum anderen soll im Zuge des Projekts exemplarisch ein Modell zur lexikographischen Aufbereitung dieses (allgemein geisteswissenschaftlichen) Ausdrucksinventars entwickelt werden. So versteht sich das Projekt als Vorarbeit für die Erstellung einer umfangreicheren lexikographischen Ressource, die ein dringendes Desiderat etwa für studienpropädeutische, (fremd-)sprachdidaktische oder sprachvergleichende Anwendungen darstellt. Die Lemmaliste besteht zu 95 % aus Vertretern der Hauptwortarten Nomen, Adjektive, Verben und Adverbien (vgl. Meißner & Wallner 2018a); die Einzelexeme sind allerdings in verschiedenste Gebrauchsmuster, Formulierungsroutinen und Kollokationen eingebunden, die sich mit einem breiten Spektrum an Funktionen verbinden. So verdeutlichen Meißner & Wallner (2016) am Beispiel von (*ein*) *Bild zeichnen* typische Verwendungskontexte dieser Kollokation (in Metakomentierungen, Literaturverweisen, aber auch bei der Darstellung von Forschungsergebnissen und der Evaluierung von Daten); attributiv halten diese Ausdrücke – fast obligatorisch – eine Leerstelle für die Einlagerung eristischer Evaluierungen bereit (*ein klares/kontrastreiches/nur unzureichendes ... Bild zeichnen*). Welche Art von evaluierendem Adjektiv verwendet werden kann, ist abhängig von (überkommenen), häufig impliziten Normen und Qualitätskriterien von Wissenschaft, etwa Detailliertheit, Klarheit, Umfang, Neuheit, Gültigkeit, Konsistenz, Anschaulichkeit (vgl. Meißner &

---

<sup>34</sup> Vgl. <http://research.uni-leipzig.de/gesig/> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

Wallner 2016: 124–125). In ähnlicher Weise wird in Meißner & Wallner (2018b) anhand von *bilden*, *darstellen*, *entstehen* und *sprechen* nachgezeichnet, wie diese Verben als Teil von Routineformulierungen zur Perspektivierung von Forschungspositionen (*Autor X spricht von*), zur Vorwegnahme von Einwänden (*verkürzt dargestellt*) bzw. Einräumung von Ausnahmen (*eine Ausnahme bildet Z*), zur zusammenfassenden Qualifizierung von Forschungsergebnissen (*Autor X hat ... anschaulich dargestellt*), zur scheinbar objektiv aus der Sache folgenden Feststellung (*Aus X entsteht das Bild ...*) sowie zur schlussfolgernden Kategorisierung eines besprochenen Sachverhalts (*hinsichtlich X/insofern kann daher durchaus/nicht von Y gesprochen werden*) genutzt werden können. Anhand dieser und weiterer Formulierungsroutinen wird besonders deutlich, wie sich gerade in den Geisteswissenschaften ein umfangreiches Inventar halbidiomatischer Ausdrucksmittel herausgebildet hat, deren eristische Aufladung an der Oberfläche nicht leicht abzulesen ist und deren Handlungsspezifik und Kontexteinbettung je spezifisch sind. Die Erarbeitung einer entsprechenden lexikographischen Ressource auf breiter Datenbasis, die solche funktionalen und kontextuellen Aspekte berücksichtigt, stellt für die Forschung wie auch für diverse Anwendungsfelder daher ein wichtiges Desiderat dar. Gleichzeitig bleibt noch weiter zu überprüfen, in welchem Maße die hier gewonnenen Ergebnisse jeweils für die einzelnen Fächer und Fachbereiche innerhalb der Geisteswissenschaften, aber auch über sie hinaus in den Sozial-, Technik- und Naturwissenschaften von Aussagekraft sind.

### 3 Ausblick: 2020 und danach

Die Wissenschaftskommunikation stellt ein sehr dynamisches und breites Forschungsfeld dar; historische, wissenschaftssoziologische, sprach-, kultur-, fächer-, stilbezogene wie -vergleichende Untersuchungen sind sowohl aus linguistischer wie aus gesellschaftlicher und bildungspolitischer Perspektive von hohem Interesse. Der Kommunikationsbereich ist durch die internationale Verflechtung, wachsende Mobilität und die rasant gestiegene Teilhabe am Wissenschaftsbetrieb insgesamt deutlich dynamischer, gleichzeitig schwerer abgrenzbar geworden. Dennoch ist mit der Wissenschaftskommunikation ein funktional und institutionell relativ gut fassbarer und in seiner Zweckbestimmung – bei aller disziplinären Vielfalt – grundsätzlich auch einheitlicher Domänenbereich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, der wie bisher kaum andere Sprachverwendungsbereiche zunehmend in seiner Multidimensionalität, inneren Gegliedertheit, aber auch in seiner Dynamik und Vielfalt auf methodisch immer weiter ausdifferenzierte Weise untersucht wird. Die eingangs

geschilderten programmatischen Impulse haben das Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum in besondere Weise im Sinne der linguistischen Pragmatik sowie der Text- und Diskurslinguistik geprägt und die Untersuchung der verschiedenen wissenschaftssprachlichen Ressourcen (wie etwa der lexikalisch-stilistischen Ausdrucksmittel der alltäglichen Wissenschaftssprache) immer wieder an funktionale und historisch-zweckbezogene Dimensionen rückgebunden. Das war für das Forschungsfeld ein Glücksfall.

Wichtige zukünftige Forschungsfelder bestehen in der breiteren, auch vergleichenden Analyse der verschiedenen diskursiv-sozialen Praktiken der Wissenschaftskommunikation, der damit verbundenen Stile und sprachlichen Mittel, der sprachlichen Handlungs- und Diskurstraditionen in den verschiedenen Fächern und Fachbereichen, Sprachgemeinschaften und Institutionen. Hierbei sollten auch die konkreten Praktiken, Bedürfnisse und Erfahrungen einzelner Akteursgruppen stärker in den Blick geraten. Notwendig sind dafür breite Datengrundlagen und ein größerer Methodenpluralismus. Insbesondere zur Erforschung von lexikalisch-stilistischen, aber auch gesprächs- und textstrukturellen Merkmalen sind große, gut annotierte und nach den kommunikativ relevanten Parametern durchsuchbare Korpora von zentraler Bedeutung. Hier besteht trotz erster Anfänge noch großer Entwicklungsbedarf. Der Aufbau entsprechender Korpora muss dabei auch mit der Entwicklung und Verfeinerung einer nutzergerechten Korpusaufbereitung und -architektur einhergehen, die das damit verbundene Potenzial für Forschung und Anwendung den verschiedenen Nutzergruppen erst erschließt. Daneben bestehen weitere wichtige Arbeitsfelder in der Erforschung des Wissenschaftsspracherwerbs und entsprechender Vermittlungsverfahren, der Mehrsprachigkeitskonstellationen und -praktiken in den verschiedensten Kontexten, sowie in der Entwicklung und begleitenden Erforschung von hochschulpolitischen und sprachenpolitischen Konzepten zur Sprachverwendung an den Hochschulen. Hierbei sind auch über die Domäne Wissenschaftskommunikation hinausreichende gesellschafts- und sprachenpolitische Dimensionen mit einzubeziehen.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (2015): *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin u. a.: de Gruyter.
- Auer, Peter & Harald Baßler (Hrsg.) (2007): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Bärenfänger, Olaf, Daisy Lange & Jupp Möhring (2015): *Sprache und Bildungserfolg: Sprachliche Anforderungen in der Studieneingangsphase*. Leipzig: ITT. [http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/18882/RPiA\\_Sprache\\_und\\_Bildungserfolg\\_2016\\_02\\_23.pdf](http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/18882/RPiA_Sprache_und_Bildungserfolg_2016_02_23.pdf) (letzter Zugriff 31. 5. 2017).

- Biber, Douglas (2006): *University language: A corpus-based study of spoken and written registers*. Amsterdam: Benjamins.
- Bochniak, Kornelia, Karen Gräfe & Anna Iliash (2017): Zur Annotation von Modal-, Intensitäts- und Fokus-/Gradpartikeln im GeWiss-Korpus. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 79–109. Tübingen: Stauffenburg.
- Breitsprecher, Christoph, Claudia Di Maio, Arne Krause, Angelika Redder & Winfried Thielmann (2015): Komparation studentischen Fragens über Disziplinen und Wissenschaftskulturen hinweg. *Deutsche Sprache* 4, 357–382.
- Brinkschulte, Melanie (2015): *(Multi-)mediale Wissensübermittlung in Vorlesungen. Diskursanalytische Untersuchungen zur Wissensübermittlung am Beispiel der Wirtschaftswissenschaft*. Heidelberg: Synchron.
- Bührig, Kristin & Wilhelm Grießhaber (Hrsg.) (1999): *Sprache in der Hochschullehre. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 59.
- Bunn, Lothar (2013): *Erfolgreich Klausuren schreiben*. Stuttgart: UTB.
- Carobbio, Gabriela (2015): *Autokommentierendes Handeln in wissenschaftlichen Vorträgen*. Heidelberg: Synchron.
- Clyne, Michael (1987): Cultural differences in the organization of academic texts: English and German. *Journal of Pragmatics* 11, 217–247.
- Colin, Nicole & Joachim Umlauf (Hrsg.) (2015): *Mehrsprachigkeit und Elitenbildung im europäischen Hochschulraum*. Heidelberg: Synchron.
- Connor, Ulla (1996): *Contrastive rhetoric*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Czicza, Dániel & Mathilde Hennig (2011): Zur Pragmatik und Grammatik der Wissenschaftskommunikation. Ein Modellierungsvorschlag. *Fachsprache* 1–2, 36–60.
- DAAD & Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (Hrsg.) (2016): *Wissenschaft weltoffen*. [http://www.wissenschaftweltoffen.de/publikation/wiwe\\_2016\\_verlinkt.pdf](http://www.wissenschaftweltoffen.de/publikation/wiwe_2016_verlinkt.pdf) (letzter Zugriff 16.10.2017).
- Dück, Katharina & Albrecht Plewnia (2016): Leibniz und die Wissenschaftssprache Deutsch. *Deutsche Sprache* 4, 329–340.
- Earls, Clive (2014): Striking the balance: The role of English and German in a multilingual English-medium degree programme in German higher education. *Current Issues in Language Planning* 15 (2), 153–172.
- Ehlich, Konrad (1993): Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. In Alois Wierlacher, Dietrich Eggers, Ulrich Engel, Hans-Jürgen Krumm, Dietrich Krusche, Robert Picht & Kurt-Friedrich Bohrer (Hrsg.), *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19, 13–42. München: iudicum.
- Ehlich, Konrad (2000): Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert. *German as a Foreign Language* 1, 47–63. <http://www.gfl-journal.de/1-2000/ehlich.html> (letzter Zugriff 31.5.2017).
- Ehlich, Konrad & Dorothee Heller (Hrsg.) (2006): *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In Heinz L. Kretzenbacher & Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 301–324. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. (2010): Vom Nutzen der eigenen Sprache in der Wissenschaft – am Beispiel des heutigen Deutsch. In Paul Kirchhof (Hrsg.), *Wissenschaft und Gesellschaft. Begegnung von Wissenschaft und Gesellschaft in Sprache. Symposium zur*

- Hundertjahrfeier der Heidelberger Akademie der Wissenschaften*, 28–43. Heidelberg: Winter.
- Eichinger, Ludwig M. (2016): Gottfried Wilhelm Leibniz und das Chinesische. Oder: Auf der Suche nach der Universalsprache. *Deutsche Sprache* 4, 343–356
- Emam, Heba (2016): *Exzerpieren als Wissensverarbeitung von wissenschaftlichen Texten in der deutschen und ägyptischen Universität. Eine linguistische Analyse aus funktional-pragmatischer Sicht*. München: iudicium.
- Fandrych, Christian (2005): ‚Räume‘ und ‚Wege‘ in der Wissenschaft: einige zentrale Konzeptualisierungen von wissenschaftlichem Schreiben im Deutschen und Englischen. In Ulla Fix, Gotthard Lerchner, Marianne Schröder & Hans Wellmann (Hrsg.), *Zwischen Lexikon und Text. Lexikalische, stilistische und textlinguistische Aspekte*, 20–33. Leipzig, Stuttgart: Sächsische Akademie der Wissenschaften.
- Fandrych, Christian (2014): Metakomentierungen in wissenschaftlichen Vorträgen. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 95–111. Heidelberg: Synchron.
- Fandrych, Christian (2015): Mehrsprachigkeit an Hochschulen im deutschsprachigen Raum: sprachenpolitische und sprachendidaktische Herausforderungen. In Hans Drumbl & Antonie Hornung (Hrsg.), *IDT 2013 – Hauptvorträge. Beiträge der XV. Internationalen Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer*, 93–126. Bozen: Bozen University Press.
- Fandrych, Christian (2017a): Die Sprache(n) der Lehre an deutschen Hochschulen: Tendenzen und Handlungsbedarf. *Babylonia. Die schweizerische Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen* 2/17, 29–35.
- Fandrych, Christian (2017b): Gesprochene-Sprache-Forschung und Korpuserschließung am Beispiel von GeWiss digital. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 13–32. Tübingen: Stauffenburg.
- Fandrych, Christian & Gabriele Graefen (2002): Text-commenting devices in German and English academic articles. *Multilingua* 21, 17–43.
- Fandrych, Christian, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (2012): The GeWiss corpus: Comparing spoken academic German, English and Polish. In Thomas Schmidt & Kai Wörner (Hrsg.), *Multilingual corpora and multilingual corpus analysis*, 319–337. Amsterdam: Benjamins.
- Fandrych, Christian & Betina Sedlaczek (2012): *“I need German in my life ...” Eine empirische Studie zur Sprachsituation in englischsprachigen Studiengängen in Deutschland. Unter Mitarbeit von Erwin Tschirner und Beate Reinhold*. Tübingen: Stauffenburg.
- Fandrych, Christian, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.) (2014): *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*. Heidelberg: Synchron.
- Fandrych, Christian, Elena Frick, Hanna Hedeland, Anna Iliash, Daniel Jettka, Cordula Meißner, Thomas Schmidt, Franziska Wallner, Katrin Weigert & Swantje Westpfahl (2016): *User, who art thou? User Profiling for Oral Corpus Platforms. LREC 2016*. <http://www.lrec-conf.org/proceedings/lrec2016/index.html> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).
- Fandrych, Christian, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.) (2017): *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*. Tübingen: Stauffenburg.

- Feilke, Helmuth (2010): Schriftliches Argumentieren zwischen Nähe und Distanz – am Beispiel wissenschaftlichen Schreibens. In Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.), *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, 209–231. Berlin u. a.: de Gruyter.
- Feilke, Helmuth (2012): Was sind Textroutinen? Zur Theorie und Methodik des Forschungsfelds. In Helmuth Feilke & Katrin Lehnen (Hrsg.), *Schreib- und Textroutinen. Erwerb, Förderung und didaktisch-mediale Modellierung*, 1–33. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Feilke, Helmuth & Katrin Lehnen (2011): Wie baut man eine Lernumgebung für wissenschaftliches Schreiben? Das Beispiel SKOLA. In Barbara Schmenk & Nicola Würffel (Hrsg.), *Drei Schritte vor und manchmal auch sechs zurück. Internationale Perspektiven auf Entwicklungslinien im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Dietmar Rösler zum 60. Geburtstag*, 269–282. Tübingen: Narr.
- Feilke, Helmuth & Katrin Lehnen (Hrsg.) (2012): *Schreib- und Textroutinen. Erwerb, Förderung und didaktisch-mediale Modellierung*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Foschi Albert, Marina (2014): Informale Wissenschaftssprache: eine kontrastive (deutsch-italienische) Untersuchung der Beziehungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit am Beispiel argumentativer Texte des akademischen DaF-Bereichs. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 207–224. Heidelberg: Synchron.
- Foschi Albert, Marina, Renate Faistauer, Ulrich Ammon, Peter Colliander, Ludwig Eichinger, Christian Fandrych, Karin Kleppin, Susanne Lüdtker, Regula Schmidlin, Anke Sennama & Anne Renate Schönhagen (2017): *Deutsch im Kontext der Internationalisierung im akademischen Bereich. Bericht der Special Interest Group zur Internationalen Deutschlehrertagung*. <https://www.idt-2017.ch/index.php/ag-2-5> (letzter Zugriff 31. 5. 2017).
- Graefen, Gabriele (1997): *Der Wissenschaftliche Artikel*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Graefen, Gabriele (2004): Aufbau idiomatischer Kenntnisse in der Wissenschaftssprache. In Armin Wolff, Torsten Ostermann & Christoph Chlosta (Hrsg.), *Integration durch Sprache*, 293–309. (Materialien DaF, Heft 73). Regensburg: FaDaF.
- Graefen, Gabriele & Melanie Moll (2011): *Wissenschaftssprache Deutsch: lesen – verstehen – schreiben. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Grütz, Doris (2002): Die Vorlesung – eine fachsprachliche Textsorte am Beispiel der Fachkommunikation Wirtschaft. *Linguistik Online* 10 (1), 41–59.
- Guckelsberger, Susanne (2005): *Mündliche Referate in universitären Lehrveranstaltungen: Diskursanalytische Untersuchungen im Hinblick auf eine wissenschaftsbezogene Qualifizierung von Studierenden*. München: iudicium.
- Heller, Dorothee & Gabriella Carobbio (2014): ‚Prima ha fatto riferimento al silenzio ...‘. Zum Bemühen um Erkenntnisgewinnung im Seminar diskurs. In Angelika Redder, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.), *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten*, 57–72. Heidelberg: Synchron.
- Hennig, Mathilde & Robert Niemann (2013): Unpersönliches Schreiben in der Wissenschaft: Eine Bestandsaufnahme. *InfoDaF* 4, 439–455.
- Hohenstein, Christiane (2006): *Erklärendes Handeln im Wissenschaftlichen Vortrag*. München: iudicium.
- Hornung, Antonie, Gabriela Carobbio & Daniela Sorrentino (Hrsg.) (2014): *Diskursive und textuelle Strukturen in der Hochschuldidaktik. Deutsch und Italienisch im Vergleich*. Münster, New York: Waxmann.

- Hyland, Ken (2008): As can be seen: Lexical bundles and disciplinary variation. *English for Specific Purposes* 27 (1), 4–21.
- Jaworska, Sylvia (2015): Review of recent research (1998–2012) in German for Academic Purposes (GAP) in comparison with English for Academic Purposes (EAP): Cross-influences, synergies and implications for further research. *Language Teaching* 48 (2), 163–197.
- Jettka, Daniel (2017): Zur Integration von GeWiss in die CLARIN-D-Infrastruktur. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 31–47. Tübingen: Stauffenburg.
- Kaplan, Robert (1966): Cultural thought patterns in intercultural education. *Language Learning* 16, 1–20.
- Klemm, Albrecht, Stefan Rahn & Renate Riedner (2012): Die Rezension als studentische Textart zur Einübung von zentralen wissenschaftssprachlichen Handlungen. *InfoDaF* 39/4, 405–435.
- Kotthoff, Helga (2001): Vortragsstile im Kulturvergleich: Zu einigen deutsch-russischen Unterschieden. In Eva-Maria Jakobs & Annely Rothkegel (Hrsg.), *Perspektiven auf Stil. Festschrift für Barbara Sandig*, 321–350. Tübingen: Niemeyer.
- Kretzenbacher, Heinz L. (1995): Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? In Heinz L. Kretzenbacher & Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 17–39. Berlin: de Gruyter.
- Kretzenbacher, Heinz L. & Harald Weinrich (Hrsg.) (1995): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin: de Gruyter.
- Lobin, Henning (2009): *Inszeniertes Reden auf der Medienbühne. Zur Linguistik und Rhetorik der wissenschaftlichen Präsentation*. Frankfurt a. M. u. a.: Campus.
- Mair, Christian (2007): Kult des Informellen – auch in der Wissenschaftssprache? Zu neueren Entwicklungen des englischen Wissenschaftsstils. In Peter Auer & Harald Baßler (Hrsg.), *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*, 157–183. Frankfurt a. M.: Campus.
- Matias, Júlio C. (2017): *Schreibprozesse im Kontrast. Eine Fallstudie zur L1- und L2-Textproduktion brasilianischer und deutscher Studierender*. Berlin: Erich Schmidt.
- Meer, Dorothee (1998): *Der Prüfer ist nicht der König: mündliche Abschlussprüfungen in der Hochschule*. Tübingen: Niemeyer.
- Meißner, Cordula (2014): *Figurative Verben in der allgemeinen Wissenschaftssprache des Deutschen. Eine Korpusstudie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Meißner, Cordula (2017): Gute Kandidaten. Ein Ansatz zur automatischen Ermittlung von Belegen für sprachliche Handlungen auf der Basis manueller pragmatischer Annotation. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 169–218. Tübingen: Stauffenburg.
- Meißner, Cordula & Franziska Wallner (2016): Persuasives Handeln im wissenschaftlichen Diskurs und seine lexikografische Darstellung: das Beispiel der Kollokation *Bild zeichnen*. *Studia Linguistica* XXXV, Wrocław, 115–132.
- Meißner, Cordula & Franziska Wallner (2018a): GeSIG – Das gemeinsame sprachliche Inventar der Geisteswissenschaften. In Wolf Peter Klein, Michael Prinz & Jürgen Schiewe (Hrsg.), *Lingua Academica. Beiträge zur Erforschung historischer Gelehrten- und Wissenschaftssprachen*. Berlin u. a.: de Gruyter (im Druck).
- Meißner, Cordula & Franziska Wallner (2018b): Zur Rolle des allgemein-wissenschaftssprachlichen Wortschatzes für die Wissenschaftspropädeutik im Übergangsbereich Sekundarstufe II – Hochschule. *InfoDaF* (im Druck).

- Moll, Melanie (2001): *Das wissenschaftliche Protokoll: vom Seminardiskurs zur Textart: empirische Rekonstruktionen und Erfordernisse für die Praxis*. München: iudicium.
- Oberreuter, Heinrich, Wilhelm Krull, Hans-Joachim Meyer & Konrad Ehlich (Hrsg.) (2012): *Deutsch in der Wissenschaft*. München: Olzog.
- Petkova-Kessanlis, Mikaela (2014): Grade sprachlicher Formelhaftigkeit bei der Realisierung der Textsorte ‚Studentisches Referat‘ in der Fremdsprache Deutsch. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 177–192. Heidelberg: Synchron.
- Petkova-Kessanlis, Mikaela (2017): Beziehungsgestaltung in wissenschaftlichen Rezensionen. Eine vergleichende Untersuchung Deutsch – Bulgarisch. *Deutsch als Fremdsprache* 54 (1), 21–31.
- Pohl, Thorsten (2007): *Studien zur Ontogenese wissenschaftlichen Schreibens*. Tübingen: Niemeyer.
- Rahn, Stefan (2014): Wissensbearbeitung in mündlichen Hochschulprüfungen mit ausländischen Studierenden – Exemplarische Analysen und Schlussfolgerungen für den studienbezogenen Deutschunterricht. In Nicole Mackus & Jupp Möhring (Hrsg.), *Wege für Bildung, Beruf und Gesellschaft – mit Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, 215–230. Göttingen: Universitätsverlag.
- Redder, Angelika, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.) (2014): *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten*. Heidelberg: Synchron.
- Redder, Angelika, Christoph Breitsprecher & Jonas Wagner (2014): Diskursive Praxis des Kritisierens an der Hochschule. In Angelika Redder, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.), *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten*, 35–56. Heidelberg: Synchron.
- Redder, Angelika & Winfried Thielmann (2015): Aktive akademische Wissensaneignung: Studentisches „Fragen“ und seine illokutive Systematik. *Deutsche Sprache* 4, 340–356.
- Reershemius, Gertrud (2014): Wissenschaftskulturen und die Linguistik des Lachens: Humor in deutschen und englischen wissenschaftlichen Vorträgen. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 153–164. Heidelberg: Synchron.
- Reershemius, Gertrud & Daisy Lange (2014): Sprachkontakt in der mündlichen Wissenschaftskommunikation. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 57–74. Heidelberg: Synchron.
- Sadowski, Sabrina (2017): Die Annotation von Zitaten und Verweisen im GeWiss-Korpus. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 147–166. Tübingen: Stauffenburg.
- Salzmann, Katharina (2017): *Expansionen in der deutschen und italienischen Wissenschaftssprache. Kontrastive Korpusanalyse und sprachdidaktische Überlegungen*. Berlin: Erich Schmidt.
- Schmidt, Julia (2009): Die Autorenrolle in wissenschaftlichen und studentischen Texten aus dem deutsch- und englischsprachigen Raum. In Magdalena Levy-Tödter & Dorothee Meer (Hrsg.), *Hochschulkommunikation in der Diskussion*, 221–240. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.



- Silva, Ana da (2014): *Wissenschaftliche Streitkulturen im Vergleich. Eristische Strukturen in italienischen und deutschen wissenschaftlichen Artikeln*. Heidelberg: Synchron.
- Slavcheva, Adriana & Cordula Meißner (2014): *Also und so in wissenschaftlichen Vorträgen*. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Adriana Slavcheva (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache: Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*, 113–132. Heidelberg: Synchron.
- Steets, Angelika (2001): Überlegungen zu einem Curriculum für die Vorbereitung auf wissenschaftliches Schreiben. Alltägliche Wissenschaftssprache und Sprachkurse in der Zukunft: Studienvorbereitend und studienintegriert. *Materialien Deutsch als Fremdsprache* 58, 211–228.
- Steets, Angelika (2003): Die Mitschrift als universitäre Textart – Schwieriger als gedacht, wichtiger als vermutet. In Konrad Ehlich & Angelika Steets (Hrsg.), *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*, 51–64. Berlin, New York: de Gruyter
- Steinhoff, Torsten (2007): *Wissenschaftliche Textkompetenz: Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studierenden und Experten*. Tübingen: Niemeyer.
- Stezano Cotelto, Kristin (2008): *Verarbeitung wissenschaftlichen Wissens in Seminararbeiten ausländischer Studierender. Eine empirische Sprachanalyse*. München: iudicium.
- Thielmann, W. (2009): *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich. Hinführen – Verknüpfen – Benennen*. Heidelberg: Synchron.
- Thielmann, Winfried & Arne Krause (2014): ‚Das wird halt dann beobachtet, aber keiner weiß wie’s funktioniert‘. Zum Umgang mit aktuellem Forschungswissen in der Physik. In Angelika Redder, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.), *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten*, 19–34. Heidelberg: Synchron.
- Thielmann, Winfried, Angelika Redder & Dorothee Heller (2014): Akademische Wissensvermittlung im Vergleich. In Angelika Redder, Dorothee Heller & Winfried Thielmann (Hrsg.), *Eristische Strukturen in Vorlesungen und Seminaren deutscher und italienischer Universitäten*, 7–17. Heidelberg: Synchron.
- Thielmann, Winfried, Angelika Redder & Dorothee Heller (2015): Linguistic practice of knowledge mediation at German and Italian universities. *European Journal of Applied Linguistics* 3 (2), 231–253.
- Völz, Irina (2016): *Lexikalische Textgliederung beim wissenschaftlichen Schreiben in der Fremdsprache Deutsch. Eine empirische Untersuchung zum Erwerb und Gebrauch textorganisierender Ausdrücke durch internationale DaF-Studierende*. Kassel: Kassel University Press.
- Wallner, Franziska (2014): *Kollokationen in Wissenschaftssprachen. Zur lernerlexikographischen Relevanz ihrer wissenschaftssprachlichen Gebrauchsspezifika*. Tübingen: Stauffenburg.
- Wallner, Franziska (2017a): Die orthografische Normalisierung und Annotation von Wortarten gesprochensprachlicher Daten am Beispiel des GeWiss-Korpus. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 51–77. Tübingen: Stauffenburg.
- Wallner, Franziska (2017b): Diskursmarker funktional: Eine quantitativ-qualitative Beschreibung annotierter Diskursmarker im GeWiss-Korpus. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 110–125.

- Wallner, Franziska & David Stoppel (2017): Partikelverben im GeWiss-Korpus: Ansätze zur Analyse von Einflussfaktoren auf Kontakt- und Distanzstellung. In Christian Fandrych, Cordula Meißner & Franziska Wallner (Hrsg.), *Gesprochene Wissenschaftssprache – digital. Verfahren zur Annotation und Analyse mündlicher Korpora*, 126–144.
- Weinrich, Harald (1985): Sprache und Wissenschaft. *Merkur* 39, 496–506.
- Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, 119–158. Berlin: de Gruyter.
- Weinrich, Harald (1995): Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft. In Heinz L. Kretzenbacher & Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 155–174. Berlin: de Gruyter.
- Wermbter, Katja (2013): *Mehrsprachigkeit im Kolloquium. Zur mehrsprachigen Praxis in Gesprächen am Beispiel von Kolloquien an deutschen Hochschulen*. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.
- Ylönen, Sabine (2006): Training wissenschaftlicher Kommunikation mit E-Materialien. Beispiel mündliche Hochschulprüfung. In Konrad Ehlich & Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*, 115–146. Frankfurt a. M.: Peter Lang.



Monika Dannerer

# 7 Sprachwahl, Sprachvariation und Sprachbewertung an der Universität

**Abstract:** Der folgende Beitrag stellt in einem übergreifenden Ansatz der gemeinsamen Behandlung von Sprachen und Varietäten deren Verwendung an der Universität dar. Es wird dabei sowohl auf die historische Entwicklung seit dem 17. Jahrhundert eingegangen als auch auf die variationslinguistische Festlegung von universitärem Sprachgebrauch als Standardsprache und ihre Begründung. Neben der Perspektive des Erwerbs von fachsprachlicher Kompetenz und des Erwerbs von Englisch als Lingua Franca (ELF) in fachlichen Zusammenhängen wird auch die Rolle von Migrationssprachen an der Universität thematisiert. Eine kurze Darstellung empirischer Forschungsergebnisse aus einem Projekt zu Sprachwahl und Spracheinstellungen an der Universität Salzburg illustriert die Darstellung der Grundlagen.

**Keywords:** Attitüden, Fach- und Wissenschaftssprache, Mehrsprachigkeit, Standardsprache, universitärer Sprachgebrauch, Varietäten

## 1 Einleitung

Universitäten sind in ihrem historischen wie aktuellen Selbstverständnis Institutionen, die auf Mehrsprachigkeit und Standardsprachlichkeit hin orientiert sind und in der Öffentlichkeit wie auch in der Linguistik entsprechend wahrgenommen werden. Neben der Standardsprache ist es die Varietät der Fach- und Wissenschaftssprache, die an den Universitäten verwendet, weiterentwickelt und vermittelt wird.<sup>1</sup>

Die Verwendung von Sprache und damit auch die Sprachwahl und die Wahl einer Varietät sind an der Universität von zentraler Bedeutung für die Wissensgenerierung (und somit in Forschung und Lehre). Sie ist aber auch in der Lehre Gegenstand der *expliziten* Vermittlung (Vermittlung von Termini bzw.

---

<sup>1</sup> Auf die Relation zwischen Standardsprache und Fach- bzw. Wissenschaftssprache wird noch näher einzugehen sein (s. u.).

---

**Monika Dannerer**, Institut für Germanistik der Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck, E-Mail: monika.dannerer@uibk.ac.at

allgemein von Fachsprache), der *impliziten* Vermittlung (Erwerb mündlicher kommunikativer Fähigkeiten wie Argumentieren oder Präsentieren, sowie schriftlicher Kompetenzen zur Rezeption und Produktion wissenschaftlicher Texte im weitesten Sinn) und der Sozialisation (Führen von Sprechstundengesprächen, Prüfungsgesprächen etc.). Nicht zuletzt ist Fachsprache auch in der Universitätsverwaltung wichtig und stellt für NovizInnen (Studierende wie Lehrende und VerwaltungsmitarbeiterInnen) eine oft unterschätzte Hürde dar.

Der vorliegende Beitrag setzt sich mit der Frage der Sprach- und Varietätenwahl, ihrer Entwicklung und ihrer Beurteilung an der Universität auseinander. Er verfolgt Begründungen für die Wahl des Deutschen und die Gleichsetzung von deutscher Standardsprache und universitärem Sprachgebrauch. Dabei werden auch die Rolle des Englischen und die Rolle „mitgebrachter“ Sprachen (potenzieller Fachsprachen) beleuchtet. Der Artikel möchte damit die in den letzten Jahr(zehnt)en intensiv geführten Diskussionen zusammenfassend darstellen. Die Frage nach der Varietätenverwendung wie auch die nach Einstellungen zur Sprachen- und Varietätenverwendung werden ergänzend aus der Perspektive eines Forschungsprojektes aufgegriffen, das diese Fragen am Beispiel der Universität Salzburg erörtert.

Wenn in diesem Beitrag Sprach- und Varietätenwahl verbunden wird, so geschieht dies im Sinne des Repertoirebegriffs (Gumperz 1964; Busch 2012) und der übergreifenden Betrachtung von innerer/inersprachlicher und äußerer Mehrsprachigkeit, die Wandruszka (1979) auch vor dem Hintergrund der letztlich willkürlichen Trennung von Sprachen und Dialekten definiert hat. Eine gemeinsame Analyse hat sich auch in anderen Untersuchungen als fruchtbar erwiesen (u. a. Veronesi et al. 2013; Dannerer & Mauser 2016; sowie die bundesweiten Erhebungen zu Spracheinstellungen in Deutschland, Stickel 1999, Gärtig, Plewnia & Rothe 2010, Eichinger et al. 2012).

## 2 Sprach- und Varietätenwahl diachron

Für das Eindringen des Deutschen in die Domäne der Wissenschaft wird – außer für die angewandten Disziplinen, in denen dieser Prozess viel früher stattfand – immer wieder die erste deutschsprachige Vorlesung(-sankündigung) von Christian Thomasius 1687 am schwarzen Brett der Universität Leipzig genannt (vgl. Schiewe 2000: 87) bzw. die terminologische Arbeit von Christian Wolf und die sprachpolitischen Forderungen nach der Etablierung des Deutschen als Wissenschaftssprache von Wilhelm Leibniz bzw. die wichtige Rolle der Sprachgesellschaften für diesen Prozess (Schiewe 2000; Eichinger 2016: 5–11). Tatsächlich hat die Diskussion um den Wechsel vom Lateinischen

zum Deutschen allerdings einen langen Zeitraum beansprucht. Wie auch in anderen Ländern<sup>2</sup> wurden dabei sehr unterschiedliche Argumente ins Treffen geführt. Beispielhaft sollen dies zwei Zitate zur Sprachwahl an der Universität Innsbruck zeigen, die vom Ende des 18. Jahrhunderts, also aus einem für die Klärung der Sprachenfrage verhältnismäßig späten Zeitraum stammen, und die auf die z. T. fehlenden deutschen Sprachkompetenzen der in Innsbruck zahlreichen „welschen“ Studierenden Bezug nehmen:<sup>3</sup>

Da die *Sprache*, worinn die Vorlesungen gehalten werden, *nicht das wesentliche der Wissenschaften*, und des Unterrichts in der Arzneykunde ist; so können sie in teutscher, oder lateinischer Sprache, je nachdem es die *Lage, Gangbarkeit, oder Unkunde der teutschen Sprache*, oder andere Umstände erfordern, gehalten werden. (Schreiben Gubernium an den Studienkonsess v. 19. Juni 1792; UAI Rektorat 1728–1792; unveröff.; Hervorh. M. D.)

Der Sprache wird hier explizit keine Bedeutung für den Grad der Wissenschaftlichkeit des Inhalts beigemessen – geforscht und gelehrt kann prinzipiell in Deutsch oder Latein werden, allerdings sind es die „anderen Umstände“, nicht zuletzt die Sprachbeherrschung der Studierenden, die eine bestimmte Sprachwahl nahelegen. Es ist demnach die Verständlichkeit, der sich die Sprachwahl unterzuordnen hat. Mit umgekehrten Vorzeichen wird im zweiten Zitat argumentiert:

Uiberdieß kann der Staat und das Land daraus den Vortheil und Nutzen ziehen, daß die wälschen Unterthanen und Studenten *die in den k.k. Erbländern herrschende deutsche Sprache und Sitte zugleich mit den höhern Wissenschaften erlernen*, und sich unter den Au-

---

2 Vgl. die Argumentation von D'Alembert, dass die Hinwendung zur Nationalsprache von Provinzialität bzw. Angst vor internationalem Wettbewerb zeuge und überdies der dann nötige Spracherwerb eine große Verschwendung wissenschaftlicher Arbeitszeit darstelle:

Für den Vorteil, vom eigenen Volk verstanden und bewundert zu werden, also aus Eitelkeit, schreiben die Wissenschaftler jetzt in ihrer eigenen Muttersprache und haben die schöne Universalität der Sprache Latein aufgegeben. Nur um den Beifall der Menge zu haben, haben sie sich damit dem kritischen Blick der Besten des Faches entzogen. Diesem Vorbild sind auch Wissenschaftler anderer Nationen gefolgt. Wenn die Entwicklung so weitergeht, muss ein Wissenschaftler bald sieben oder acht verschiedene Sprachen lernen, wenn er über den Stand der Forschung informiert sein möchte. Das verzehrt aber seine ganze Lebenszeit, er wird sterben, bevor er inhaltlich etwas gelernt hat.

Aus: D'Alemberts Vorrede zur *Encyclopédie* ([1763] 1894: 114; zit. nach Trabandt 2005: 203–204).

3 Für die Hinweise auf die beiden Quellen wie für weitere Gespräche zu ihren Hintergründen danke ich Margret Friedrich, die sie im Universitätsarchiv Innsbruck (UAI) aufgefunden hat. Die Frage der Unterrichtssprache an der Universität Innsbruck wird von ihr im Band I der für 2019 geplanten Universitätsgeschichte im Kapitel „Konsolidierung, Kritik und Krisen. Die Universität Innsbruck 1730–1826“ thematisiert werden.

gen der hohen Landesstelle zu ächten Bürgern, treuen Unterthanen, gottesfürchtigen Christen und tauglichen Beamten bilden. (Schreiben Joseph Stadlers an das Gubernium v. 17. Juni 1797 (Konzept); UAI Rektorat 1797–1800, Umschlag 1796/97; unveröff.; Hervorh. M. D.)

In der heutigen Terminologie würde dies als CLIL-Ansatz bezeichnet (= Content and Language Integrated Learning): Deutsch wird in der Lehre verwendet, damit die Sprache „nebenbei“ auch gelernt bzw. die sprachliche Kompetenz der Studierenden erhöht wird. Im Zitat wird nicht nur die Sprache, sondern auch die „Sitte“ erwähnt, und beides klar auf den (Gesamt-)Staat, d. h. das Land Tirol als Verwaltungseinheit bezogen. Über den Spracherwerb würden die Studierenden zugleich staats- und kirchenkonform „geformt“ – ein wichtiges Ziel der Landesuniversitäten (vgl. Schiewe 1996).

Zu diesen Zielsetzungen passt, dass die Universitäten im 17. und 18. Jahrhundert sehr stark regional geprägt waren: Beispielsweise kamen an der Universität Salzburg Ende des 17. Jahrhunderts 30 % der Studierenden aus dem Fürsterzbistum Salzburg, 20 % aus den Habsburgischen Ländern und 27 % aus Bayern (vgl. Wagner 1972: 70–71). An der wesentlich älteren und größeren Universität Wien stammten zu Beginn des 18. Jahrhunderts sogar 50 % der Studierenden aus Wien (vgl. Maisel 2015). Die Regionalisierung der Universitäten war ein Prozess, der 1520 mit der Reformation begonnen hatte und sich im 17. und 18. Jahrhundert intensivierte. Neben dem Wunsch nach einer „konfessionellen Konformität“ der Studierenden und damit der künftigen Bildungs- und Verwaltungselite waren hier ökonomische wie politische Überlegungen ausschlaggebend:

Das Geld für ein Studium sollte in der Heimat, und nicht in der Fremde ausgegeben werden. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Studium im Ausland durch Verbote weitgehend eingeschränkt. Zu dieser Zeit fürchtete die Obrigkeit, dass die Jugend des Landes mit den „subversiven“ Ideen des Liberalismus und Nationalismus infiziert werden könnte. (Maisel 2015: o. S.)

Sowohl in Wien als auch in Salzburg dominierten also Studierende aus dem deutschen Sprachraum, genauer aus dem mittel- und südmittelbairischen Dialektraum.

Nicht nur aufgrund der regionalen Prägung, auch insgesamt ist davon auszugehen, dass im 17. Jahrhundert noch keine mündliche oder schriftliche Standardsprache in einem den gesamten deutschen Sprachraum umfassenden Sinn an den Universitäten gepflegt wurde, schon allein, da der Prozess der Vereinheitlichung der Schriftsprache erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem Abschluss kommt und sich die süddeutschen Gebiete unter Berücksichtigung von Gottscheds Leitlinien der hochdeutschen Schriftsprache anschließen (Wiesinger 2003: 2987–2989). Die historische Entwicklung einer Standardspra-

che wird verbunden mit der Industriellen Revolution (Elspaß 2005; Vandembussche 2007: 33) und der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht (Schmidlin 2011: 31) bzw. der damit einhergehenden Prägung durch Schulbücher. Die sich etablierende Ideologie des „Standardismus“ beschreibt Vandembussche (2007) als geprägt von „Standardisierern“, die den Sprachgebrauch der Bildungselite als sozial und moralisch „vorbildlich“ markierten:

Many of the standardizers [...] presented their standard as a token of being educated, of a schooled identity, and as a badge of clear social and moral superiority over the users of non-standard varieties, and they went to great lengths to convince the language community of these inherent qualities. (Vandembussche 2007: 32)

Für die mündliche Sprachverwendung verläuft der Prozess der Standardisierung noch wesentlich zögerlicher. Mattheier (2000: 1956) weist zwar für das 18. und 19. Jahrhundert auf das Entstehen von Kodizes für die Bühnenaussprache hin, in der „schon früh ‚Lautreinheit‘, d. h. Regionalismenfreiheit“ gefordert wurde, er hält aber fest: „Zeitgenössische Äußerungen deuten auch noch im gesamten 19. Jh. darauf hin, daß es praktisch keine dialektfreie Aussprache gab [...].“<sup>4</sup> Letztlich haben erst im 20. Jahrhundert die audiovisuellen Massenmedien Radio und Fernsehen zu einer stärkeren Verbreitung einer standardisierten Lautung beigetragen.

Insgesamt muss man sich also vor Augen halten, dass der universitäre Sprachgebrauch in der Landessprache<sup>5</sup> v. a. auch im Mündlichen nicht von Anfang an als Gebrauch einer Standardsprache zu sehen war. Diese Tatsache war allerdings weder ein Hindernis für die Wissenschaftlichkeit der Inhalte noch für die Verständlichkeit ihrer Präsentation. Trotzdem ging der Standardisierungsprozess, der über Schulpflicht und Medien durchgesetzt wurde, stark von Sprachgesellschaften und Universitäten aus.

---

<sup>4</sup> Auch Grebe (1968: 30–31) verweist darauf, dass Schriftsprache und gesprochene Sprache bis weit ins 19. Jahrhundert divergierten und Adelung beispielsweise die Orientierung für eine vorbildliche gesprochene Sprache an der geschriebenen Sprache der Bildungselite festmacht. Für die bayerische Sprachgeschichte schlägt Reiffenstein (2003: 2944) eine Periodisierung bis 1950 vor, wobei er 1750–1950 für das Mündliche noch von einer starken dialektalen Prägung der Hochsprache ausgeht.

<sup>5</sup> Es ist schwierig, hier eine geeignete Bezeichnung zu wählen, zumal die Situation in den einzelnen Staaten sehr unterschiedlich war. Im Habsburgerreich etwa war Deutsch als Sprache des Herrscherhauses übergreifende Verwaltungs- bzw. Amts- und gleichzeitig eben auch Herrschaftssprache und wurde daher gegenüber den Volkssprachen in den einzelnen (Kron-)Ländern bevorzugt.



## 3 Aktuelle Sprach- und Varietätenwahl

### 3.1 Sprachgebrauch im Deutschen

#### 3.1.1 Universitärer Sprachgebrauch ist Standardsprache – Standardsprache ist universitärer Sprachgebrauch

Aktuell wird die Gleichung, standardnahes (mündliches) Sprachverhalten sei der (mündliche) Sprachgebrauch an der Universität, als ganz selbstverständlich angesehen:

Heute ist nicht nur das ehemals kaum erreichbar scheinende Ziel einer einheitlichen deutschen Hochsprache erreicht, sondern eine bestimmte sprachliche Norm, die auf der akademisch-humanistisch-bürgerlichen Tradition des 19. Jahrhunderts basiert, ist als „ideale Norm“ gefestigt. (Steger 1968: 47)<sup>6</sup>

Auch in gegenwärtigen Definitionen der Standardsprache wird diese Varietät mit Bildung und sozialem Führungsanspruch gleichgesetzt. Es wird immer wieder implizit oder explizit festgehalten, dass der universitäre Sprachgebrauch ein prototypisches Vorkommen des Standards darstellt. So halten beispielsweise Ammon et al. (2004) im *Variantenwörterbuch* fest:

Die Standardsprache ist in Österreich die Sprache der Schriftlichkeit und jener mündlichen Sprechakte, die als öffentlich und/oder formell gelten, wie Ansprachen, Predigten, Vorlesungen, Nachrichten und Kommentare. (Ammon et al. 2004: XXXVI)

In Deutschland ist die Standardsprache allgemein die normale Form öffentlicher Rede und schriftlicher Texte, zumindest der Sach- und Fachtexte. (Ammon et al. 2004: XLIV)

Ammon et al. nennen ebenso für die Schweiz explizit „die Vorlesung an der Universität“ als ein Beispiel für die Verwendung gesprochener Standardsprache (Ammon et al. 2004: XL).

Barbour & Stevenson (1998: 145) definieren Standarddeutsch als „[...] jene Art von Deutsch, die man traditionell sowohl mündlich als auch schriftlich an Schulen erwartet und weiterentwickelt [...]“, womit zumindest die Erwartungshaltung auch an den Universitäten vorausgesetzt werden kann.

Und auch im Wörterbuch der Sprachwissenschaft von Bußmann heißt es unter dem Eintrag „Standardsprache“:

---

<sup>6</sup> Steger legt sich hier nicht fest, ob sich diese Norm nur im Schriftlichen oder aber auch im Mündlichen zeigt.

Entsprechend ihrer Funktion als öffentliches Verständigungsmittel unterliegt sie (besonders in den Bereichen Grammatik, Aussprache und Rechtschreibung) weit gehender Normierung, die über öffentliche Medien und Institutionen, vor allem aber durch das Bildungssystem kontrolliert und vermittelt werden. Die Beherrschung der S. gilt als Ziel aller sprachdidaktischen Bemühungen. (Bußmann <sup>3</sup>2002: 648)

Daneš schließlich ist der Meinung, die Herausbildung der Standardsprache würde zwei funktionale Momente bzw. Hauptmotive aufweisen: „(1) ein Instrument für die gesamtgesellschaftliche (überregionale) Kommunikation, (2) ein Kommunikationsmittel für höhere kulturelle und Zivilisationsbedürfnisse.“ (Daneš 2008: 2197) Beide Motive gelten in hohem Maß für die Kommunikationsbedürfnisse der Universität.

Einen der wenigen etwas präziseren und dabei auch einschränkenden Hinweise findet man bei Auer, der festhält, dass Orthoepie nur noch für NachrichtensprecherInnen sinnvoll und prestigevoll sei, nicht mehr jedoch „für Politiker, Journalisten oder *Universitätsprofessoren* [oder] für Schauspieler“ (Auer 1997: 136; Hervorh. M. D.).

Wenn Standardsprache exemplarisch über den universitären Sprachgebrauch definiert wird, verbietet sich gleichsam die Frage, ob es denn Varietäten jenseits des Standards an der Universität gibt. Vielleicht rührt es daher, dass Varietäten an der Universität – seien sie schicht- oder regionalspezifisch – bislang kaum untersucht wurden. Der Fokus der Analyse universitärer Sprachverwendung lag und liegt auf der fachspezifischen Sprachverwendung (und hier wiederum auf der Fach- und Wissenschaftssprache, nicht auf der universitären Verwaltungssprache). Dass das fachspezifische Sprechen im Rahmen der Standardsprache erfolgt, wurde gleichsam als „gesetzt“ angenommen. Dies hat durchaus nachvollziehbare Gründe:

- *Schichtspezifische*: die an der Universität Lehrenden gehörten bzw. gehören tendenziell eher der Mittel- und Oberschicht an, die Studierenden rekrutierten sich bis in die 1970er Jahre hinein ebenfalls überwiegend aus dieser Schicht und bilden als künftige AkademikerInnen zumindest in Hinkunft die „gesellschaftliche Elite“; die Legitimierung der Sprachverwendung als „gehoben“ war daher über Bildung wie über Schicht gegeben.
- *Regionale*: Universitäten verstehen sich als überregional und international agierend und räumen daher einer regionalen Sprachverwendung von ihrem Selbstverständnis her keinen Platz ein.
- *Fachsprachliche*: Fach- und Wissenschaftssprachen gelten im Allgemeinen als zwar fachspezifisch aber nicht räumlich differenziert und mithin als für den gesamten jeweiligen Sprachraum homogen.

Unter variationslinguistischer Perspektive zeigt sich hier allerdings ein seltsames Changieren: Auf der einen Seite wird die Standardsprache an der Univer-

sität verortet, auf der anderen Seite wird die Fach- und Wissenschaftssprache von ihr geschieden (vgl. z. B. Eichinger 2016: 7). Dies weist zum einen auf die enge Verbindung der Standardsprache mit den Universitäten und den gelehrten Gesellschaften hin, ebenso auf die Verortung standardsprachlichen Sprechens durch Gelehrte bzw. Gebildete. Auf der anderen Seite verweist es aber auch auf eine unklare Rolle der Domänenspezifik in Relation zur Standardsprachlichkeit – dort, wo Standardsprache den Domänen inhärent ist, gilt sie offenbar als *default*-Fall und als Basis, auf der weitere Merkmale der Domänenspezifik aufsatteln – beispielsweise in der Verwaltungssprache, der schulischen Bildungssprache wie in vielen anderen Institutionen, die die jeweiligen Fachsprachen auf einer standardsprachlichen Basis aufbauen.<sup>7</sup>

### 3.1.2 Variation im Standard und jenseits davon

Nimmt man „die Universität“ nicht als abstrakte, von ihrer unmittelbaren Umgebung losgelöste Institution an, sondern geht man davon aus, dass an den Universitäten der Sprachgebrauch ebenso variiert und situativ ausgehandelt wird wie an Schulen (vgl. z. B. Hochholzer 2004; Knöbl 2012) und dass auch Medientexte bzw. mündliche Medienformate nicht homogen sind, so ist ein genauerer Blick möglich bzw. Differenzierung nötig, ob die an den Universitäten anzutreffende Variation innerhalb des Standards stattfindet<sup>8</sup> oder über ihn hinausführt.

Um dies klarer zu fassen, ist die intensive Diskussion der beiden letzten Jahrzehnte um Existenz und Definition einer Standardsprache, den Prozess der Standardisierung bzw. Standardismus in Bezug auf das Deutsche einzubeziehen, der sich auf den Sprachgebrauch, die Normierung wie auch auf Perzeption und Attitüden bezog und nach wie vor noch nicht zu einem befriedigenden oder auch nur annähernd konsensuellen Ergebnis geführt hat. Zentral diskutiert werden die vier folgenden Themenbereiche:<sup>9</sup>

1. Der Prozess der Standardisierung des Deutschen im Vergleich zu anderen germanischen Sprachen (vgl. z. B. Fandrych & Salverda 2007) – verbunden mit der Diskussion um Existenz und Notwendigkeit der Definition einer ge-

---

7 Anderes galt bzw. gilt z. T. immer noch für die regionalspezifischen Ausprägungen der Fachsprachen von Handwerkern oder Facharbeitern.

8 Die teilweise Hervorhebung des Diskurstyps Vorlesung bei den Definitionen der Standardsprache weist bereits in diese Richtung.

9 In allen drei Themenbereichen haben die Jahrestagungen des IDS sowie diverse Publikationen aus dem Umfeld des IDS wichtige Beiträge zur Diskussion geleistet.

- sprochenen Standardsprache (vgl. symptomatisch Stickel 1997, Eichinger & Kallmeyer 2005 oder die Diskussion in Hagemann, Klein & Staffeldt 2013);
2. die Diskussion um regionale oder nationale Standardvarietäten in Relation zu einem gesamtdeutschen Standard (vgl. z. B. Schmidlin 2011, Herrgen 2015);
  3. die Projekte zur Aussprachevariation (Kleiner 2014), zum Wortschatz (Ammon, Bickel & Lenz 2016) zur Grammatik (Dürscheid & Elspaß 2015), oder übergreifende Darstellungen (Möller & Elspaß 2015);
  4. Spracheinstellungsforschung, die sich u. a. auf regionale bzw. nationale Variation bezieht (u. a. Gärtig, Plewnia & Rothe 2010; Kaiser 2006; Eichinger et al. 2012), dabei jedoch selten institutionelle oder situationale Differenzierungen berücksichtigt (vgl. aber z. B. Ransmayr 2006; de Cillia & Ransmayr 2015).

Auf der Basis einer exemplarischen Analyse von drei schriftlichen Fachtexten hat etwa Eichinger (2005) die Spannbreite fachlichen Formulierens gezeigt, die er v. a. anhand syntaktischer Komplexität und präferierter Wortbildungsmittel differenziert. Nachdem Eichinger einem dieser Texte einen eher journalistischen Stil und „Taktiken struktureller Mündlichkeit“ zuordnet und insgesamt eine Verortung in unterschiedlichen „wissenschaftlichen Milieus“ sieht, resümiert er:

Wie man im Vergleich der gewählten Texte [...] sehen kann, ist die Frage durchaus diskutabel, bis wohin wir einen mit solchen Signalen und den entsprechenden sprachlichen Mitteln gestalteten Text noch als adäquaten Repräsentanten fachlicher Schriftlichkeit ansehen. (Eichinger 2005: 379)

Jenseits morpho-syntaktischer, textlinguistischer und stilistischer Differenzen sowie des von Eichinger auch angesprochenen „sozialsymbolische[n] Anspruch[s]“ (Eichinger 2005: 380) ist allerdings auch die Frage nach einer regionalen Differenz in den Standardsprachen zu beantworten, die sich auch in wissenschaftlichen Texten nicht leugnen lässt – sie ist in der juristischen Terminologie, der Verwaltungssprache (die u. a. auch das Bildungswesen und nicht zuletzt auch die Universitäten selbst betrifft; vgl. Wissik 2015), aber auch in der allgemeinen Wissenschaftssprache (Ehlich 1999) und der Allgemeinsprache zu finden und weist Texte bzw. ihre VerfasserInnen bestimmten Regionen und/oder Nationen zu.

Der folgende Abstract, der 2008 in der Fachzeitschrift *Chemistry* erschienen ist,<sup>10</sup> bricht mit dieser Erwartung doppelt, indem er auf den Dialekt zurück-

---

<sup>10</sup> Ein zweiter Abstract war, wie auch der Text des Artikels, auf Englisch.

greift, der im Allgemeinen (außer neueren Tendenzen privater Kommunikation in den Neuen Medien) nicht verschriftlicht und v. a. nicht in den Wissenschaften eingesetzt wird. Er soll daher näher betrachtet werden.

Mia hamma des N,N-Dimethylaminobrobilsilan ausm (MeO)<sub>3</sub>Si(CH<sub>2</sub>)<sub>3</sub>NMe<sub>2</sub> und am Lizi-  
umaluminiumhidrid gmachd. Wenn ma des im fesdn Zuaschdand ois oanzeine Gris-dalle  
durchleichd (OGD), kimds auf, das do Ringal vo jäweis fimb f Adome drinna hand, bei  
dene wo de Siliziumadome und de Schdigschdoffadome grad 2.712(2) Å ausananda hand.  
Ois a Gas, eleggdrona-gschdraad (GES), IR schbeggdrosogobbisch undasuachd un ab-initio  
un Dichtefunktional-massig berächned, kimmd gee aussa, das do guadding drei andasch-  
de Konformera, ois wia des oane mid de Ringal a no drinna hand. Am IR kend mas des-  
wengn scho, das do de Ringal drinn hand, wei de symmädrischen und de ned-symmädri-  
schen Si-H Schdreggschwingunga um 200 Weinzoin ausanandagengand. Vo dem hea  
muas des a so sei, das do no a Schdiggschdoff an des Silizium hikoordiniad. Do is hoid  
naa des Wassaschdoffadom auf da drendan Seidn vom Schdiggschdoffadom nimma so  
fest hibundn an des Siliziumadom herend. [...] (Hagemann et al. 2008)

Die Autoren haben hier Fachtermini beibehalten, jedoch in der Schreibung der Lautung des Oberbairischen angepasst, was einerseits z. B. die Abbildung der Lenisierung von Fortisplößen betrifft (Dimethylaminopropylsilan > Dimethylaminobrobilsilan; Kristalle > Gris-dalle) oder die L-Vokalisierung (einzelne > oanzeine), andererseits aber auch in der Standardsprache regelmäßige Laut-Schrift-Relationen wie die Aussprache der Digraphen <st> oder <sp> im Anlaut verdeutlicht (Streckschwingungen > Schdreggschwingunga; spektroskopisch > schbeggdrosogobbisch). Darüber hinaus finden sich jedoch auch typische regio- und dialektale Lexeme und festgefügte syntaktischen Wendungen wie „hand“ (sind), „drendan“ (drüberen) und „herend“ (herüben), „Vo dem hea“ (daher), „bei dene wo“ (bei welchen). Für LeserInnen aus dem norddeutschen Raum wird der Abstract unter Umständen schwer verständlich sein – wie auch in anderen Kontexten hat Dialekt eine geringere kommunikative Reichweite. Andererseits verdeutlicht der Text aber auch, dass es nicht per se unmöglich ist, im Dialekt/Regiolekt wissenschaftliche Inhalte zu formulieren, wenn man die entsprechenden Fachtermini verwendet, für die es freilich nur eine lautliche Integration in den Dialekt gibt.

### 3.1.3 Lernervarietäten – Studierende mit anderen Erstsprachen, Studierende als (Schreib-)NovizInnen

Neben einer arealen Variation kann Variation zu einem angestrebten bzw. konventionellen Fachsprachegebrauch/einer angemessenen Fachkommunikation auch durch eine (noch) nicht voll ausgebaute Sprachkompetenz entstehen. Dies können ForscherInnen und/oder Studierende mit anderen Erstsprachen

als Deutsch sein, die entweder über ein bestimmtes Fachwissen verfügen und fachliche Textkonventionen in anderen Sprachen beherrschen und sie neu auf das Deutsche übertragen müssen, oder aber Studierende, bei denen sprachliche und fachliche Kompetenz gleichermaßen aufgebaut werden müssen. Die kontrastive Analyse von Fachsprachen – v. a. Fachterminologie und Fachtextsorten – hat eine lange Tradition im Rahmen der Übersetzungswissenschaften (vgl. z. B. Wissik 2014) und v. a. auch der Hochschuldidaktik im Hinblick auf Deutsch als Fremdsprache bzw. als „fremde“ Wissenschaftssprache. Es ist erfreulich, dass gerade in diesem Bereich in den letzten Jahren vermehrt auch Arbeiten zur gesprochenen Wissenschaftssprache erschienen sind. Sie betreffen u. a. Referat, Prüfungsgespräch oder Sprechstundengespräch<sup>11</sup> (vgl. z. B. Munsberg 1994; Guckelsberger 2005; Ehlich & Heller 2006; Fandrych, Meißner & Slavcheva 2014; Fandrych in diesem Band). Die Universitäten bieten in ihren Sprachzentren neben anderen studienrelevanten Sprachen auch Kurse für Deutsch als Wissenschaftssprache an, um den studienvorbereitenden und -begleitenden Spracherwerb v. a. im Bereich des wissenschaftlichen Schreibens zu ermöglichen.

Studierende mit Deutsch als Erstsprache wurden insgesamt erst spät als Schreibnovizen wahrgenommen und mit dem Entstehen der Schreibzentren an den Universitäten hochschuldidaktisch unterstützt (Ehlich & Steets 2003). In diesem Kontext wurde die Analyse ihrer sich im Studienverlauf verändernden Schreibprozesse und -produkte Gegenstand der Forschung (vgl. z. B. Gruber 2006; Steinhoff 2007; Doleschal 2007; Pohl 2009; Göpferich 2015).<sup>12</sup>

### 3.2 Sprachwahl jenseits des Deutschen: Englisch und andere Sprachen als Wissenschaftssprachen an der Universität

Die Diskussion um die Rolle des Englischen als *lingua franca* in Forschung und Lehre nimmt – v. a. seit auch die Geisteswissenschaften selbst hier unter Druck geraten sind – breiten Raum ein. Die Tatsache, dass Englisch als Publikations-

---

<sup>11</sup> Die gesprochene Wissenschaftssprache ist nicht homogen und keineswegs einfach zu beurteilen, zumal es je nach Textsorte/Diskurstyp unterschiedliche Grade der Vorbereitetheit gibt, die entsprechend auch unterschiedlich nahe an der konzeptionellen Schriftlichkeit sind. Vgl. die Unterscheidung im GeWiss-Korpus nach dem „Grad der Mündlichkeit“ (es werden unterschieden und treten auch in dieser Reihenfolgehäufigkeit auf: „frei gesprochen“, „zum Teil abgelesen“, „vollständig abgelesen“ und „scheint vorformuliert und auswendig gelernt zu sein“ (vgl. Sieradz 2013: 7), die auch für die Differenzierung des Diskurstyps Vorlesung im Hinblick auf die Standardsprachlichkeit relevant sein könnte.

<sup>12</sup> Dazu, dass es auch jenseits der fachspezifischen textuellen Ebene selbstverständlich auch Zweifelsfälle und Fehler in Texten von Studierenden gibt vgl. z. B. Haas (1996).

sprache im Lauf des 20. Jahrhunderts stark zugenommen hat, ist unwidersprochen. Der Prozess hat bereits nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt (vgl. Ammon 2005) und zunächst v. a. die Naturwissenschaften erfasst, wo Englisch heute die nahezu einzige Sprache für Publikationen und den internationalen Austausch darstellt – eine Entwicklung, die hier nahezu abgeschlossen und für den Moment nicht reversibel scheint, so dass sie auch kaum diskutiert wird. In den Geisteswissenschaften (v. a. in den Philologien), aber auch in den Rechtswissenschaften sowie in anderen Disziplinen wie der Archäologie ist hingegen noch eine deutlich stärkere Sprachenvielfalt und auch noch ein bewussteres Festhalten an den Nationalsprachen festzustellen (Ehlich 2006; Motz 2005; Pörksen 2005; Szurawitzki et al. 2015). Als Argumente werden u. a. der Zusammenhang von Sprache und Denken bzw. Wissenschaftstraditionen und Terminologien bzw. Begrifflichkeiten angeführt (u. a. Kocka 2005), darüber hinaus der Verlust einer wesentlichen Erneuerungsquelle für die Nationalsprachen (vgl. Linn & Oaks 2007: 83 für das Norwegische) und der Nachteil der NichtmuttersprachlerInnen des Englischen im gesamten Wissenschaftsbetrieb, u. a. bei Publikationen und Drittmittelanträgen.

In Folge der angestrebten Internationalisierung der Universitäten und des Rückgangs von Sprachenkenntnissen von ausländischen Studierenden bzw. zur Förderung von Sprachenkenntnissen deutschsprachiger Studierender werden zunehmend englischsprachige Lehrveranstaltungen angeboten, die Überlegungen im Hinblick auf die Verbindung der Vermittlung von Sprache und Fachwissen (CLIL = Content and Language Integrated Learning) evozieren (vgl. z. B. Bradford 2016). Vor allem auf Master- und PhD-Niveau werden vermehrt rein englischsprachige Studiengänge eingerichtet, deren Funktion und Rolle jedoch ebenfalls diskutiert werden (vgl. z. B. Motz 2005).

Anders gelagert sind die Diskussionen an explizit mehrsprachigen Universitäten wie z. B. der Universitäten Bozen, Fribourg oder Luxemburg, die die Umgebungssprachen einbeziehen. Ihre Angebote in zwei bzw. drei Sprachen sind komplex gestaltet und sprechen internationale Studierende wie auch Studierende vor Ort an, die entsprechende Eingangsvoraussetzungen in den jeweiligen Sprachen mitbringen müssen (Veronesi 2009; Veronesi et al. 2013; Hu 2018).

Weitgehend unbemerkt hingegen sind bislang die an die Universitäten mitgebrachten Sprachen, über die Studierende, Lehrende oder auch VerwaltungsmitarbeiterInnen an der Universität durch mehrsprachiges Aufwachsen, Migration (lange) vor Studien- bzw. Tätigkeitsbeginn oder aber zwecks Studium/Tätigkeit an der jeweiligen Universität verfügen. Diese Sprachkompetenzen werden in der Regel nicht erhoben oder dokumentiert und stellen eine unbeachtete Ressource dar, auf die die Universitäten jedoch stillschweigend zurückgreifen können und von der sie profitieren – durch mehrsprachiges Agieren in der Verwaltung, durch Heranziehen von Quellen und Fachtexten in unterschiedlichen

Sprachen oder durch Kooperationen und Publikationen in anderen Sprachen als Englisch und Deutsch. Vergleicht man die Situation an den Universitäten mit dem Bewusstsein, das in den letzten Jahrzehnten in den Schulen entstanden ist und in der Forschung auch forciert und dokumentiert wurde (vgl. Gogolin 1994 und die Vielzahl an aktuellen Publikationen zur Rolle der Erstsprachen für den weiteren Sprach- und v. a. für den Wissenserwerb), so fällt auf, dass an den Universitäten im Hinblick auf das Deutsche nicht ein „monolingualer Habitus“ im Sinne von Gogolin (1994) herrscht, sondern ein „monolingualer Habitus plus Englisch“ (vgl. Dannerer & Mauser 2016).<sup>13</sup> Das Bewusstsein für Notwendigkeit oder Sinnhaftigkeit eines Ausbaus der Bildungs- bzw. Wissenschaftssprache in der jeweiligen Erstsprache scheint weitgehend zu fehlen (vgl. Dannerer 2017). Dafür kann man mehrere Gründe ins Treffen führen: Entweder gehen die Universitäten davon aus, dass die Studierenden mit ihren Erstsprachenkenntnissen automatisch auch über Kenntnisse in der jeweiligen Fachsprache verfügen (das würde nur für Austauschstudierende zutreffen oder für Studierende, die zunächst das Studium in ihrer Erstsprache begonnen haben) oder es wird anderen Sprachen als Deutsch und Englisch ohnehin keinerlei Bedeutung beigemessen oder drittens, die Universitäten sehen darin für sich (fachlich) keinen Gewinn und erachten es viertens unabhängig von volkswirtschaftlichen Überlegungen nicht als ihre Aufgabe, hier Angebote zu machen (vgl. Dannerer 2017).<sup>14</sup>

## 4 Attitüden zur Sprachen- und Varietätenverwendung an der Universität – ein Beispiel

Um zu belegen, ob tatsächlich Standardsprache und Universität so eng verbunden sind, wie dies die variationslinguistischen Definitionen suggerieren, und um Einstellungen zur Varietätenwahl aber auch zur Sprachwahl an der Universität zu belegen, sollen im Folgenden noch Ergebnisse eines Forschungs-

---

<sup>13</sup> Zu Einstellungen zur Mehrsprachigkeit in verschiedenen Studienrichtungen vgl. z. B. Dengscherz 2015; Ehlich & Heller 2006; Mathé 2009. Die mit der Mehrsprachigkeit im Fach verbundenen Fragen stellen sich in vielen Ländern und werden je nach dominanter Umgebungssprache, sprachlicher Diversität und sprachenpolitischen Konzepten unterschiedlich gelöst (z. B. Biber 2006; Pauwels 2014; Stroud & Kerfoot 2013; van der Walt 2010; Veronesi 2009).

<sup>14</sup> Bewusst sind den Universitäten hingegen die Defizite im Deutschen bzw. die Notwendigkeit, sprachliche Eingangsvoraussetzungen zu definieren. Dass diese Definitionen häufig nicht mit den tatsächlichen sprachlichen Anforderungen zu Beginn eines Studiums übereinstimmen, hat u. a. Dirim (2013) thematisiert.



projekts dargestellt werden, das sich exemplarisch mit der Situation an der Universität Salzburg auseinandersetzt.

Das Projekt *VAMUS (Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg)*<sup>15</sup> untersucht Sprachgebrauch und Spracheinstellungen im Hinblick auf das Deutsche und seine Varietäten, Englisch und andere Sprachen, v. a. typische Migrationssprachen. In einem Mixed-Methods Ansatz werden Fragebögen und Interviews (mit Lehrenden Studierenden und VerwaltungsmitarbeiterInnen) mit Aufzeichnungen in Lehrveranstaltungen bzw. Kommunikation mit und in der Verwaltung erhoben und ausgewertet.<sup>16</sup> Mit 18.000 Studierenden handelt es sich um eine Universität mittlerer Größe, die Lage direkt an der Grenze zu Deutschland und verschiedene bildungspolitische Rahmenbedingungen bedingen einen relativ hohen Anteil an Studierenden, die nicht aus Österreich kommen (29 %), allerdings sind nur ca. 7 % der Studierenden aus dem nichtdeutschsprachigen Ausland. Statistiken über die Erstsprachen von Studierenden und MitarbeiterInnen gibt es nicht.

In den Fragebögen wird deutlich, dass die Dialektkompetenz als sehr hoch angegeben wird. Berücksichtigt man nur ProbandInnen mit Deutsch als Erstsprache, so verwenden 75 % der Studierenden (n = 577) und 66 % der Lehrenden (n = 156) (auch) Dialekt in der Familie.<sup>17</sup> Bei der Verwendung im universitären Kontext zeigen die Befragten (hier nun die jeweilige Gesamtheit der Befragten, die den deutschsprachigen Fragebogen ausgefüllt haben, also auch jene mit anderen Erstsprachen als Deutsch; d. h. n = 640 bzw. n = 173) jedoch für alle drei Varietäten deutliche Unterschiede zwischen den jeweiligen Situationen.<sup>18</sup>

Es wird deutlich, dass die Studierenden in jeweils vergleichbaren Kontexten informellere Varietäten bevorzugen (z. B. in der Lehrveranstaltung verwen-

---

**15** Gefördert vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank, Projektleitung: Monika Dannerer (Innsbruck) & Peter Mauser (Salzburg); Projektnummer 15.827, Laufzeit 4/2014 bis 3/2018.

**16** Das Datenkorpus besteht aus 1.227 Fragebögen und 123 Interviews mit allen drei Gruppen, 19 Interviews mit VertreterInnen des mittleren und höheren Universitätsmanagements (DekanInnen und (Vize-)RektorInnen, wobei für diese Ebene auch die Universitäten Wien, Innsbruck und Bozen einbezogen wurden, sowie 19 Aufnahmen von Lehrveranstaltungen und Interaktionen in und mit der Verwaltung.

**17** Zur Auswahl standen „Dialekt“, „Umgangssprache“ und „Standardsprache“, Mehrfachantworten waren möglich. Wenn man überdies bedenkt, dass ein Teil dieser ProbandInnen nicht aus Österreich stammt, stimmt dieser Befund mit Reiffensteins Urteil überein, dass es im Süden des deutschen Sprachgebiets keinen „Dialektverfall“ gäbe, der eine „Dialektrenaissance“ nötig mache (Reiffenstein 1997). Auffallend ist überdies, dass die Lehrenden fast ebenso häufig die Umgangssprache als familiäre Varietät nennen.

**18** Für die Unterstützung bei der Datenaufbereitung und -auswertung danke ich Philip C. Vergeiner, für die Diskussion der Interpretation Peter Mauser.

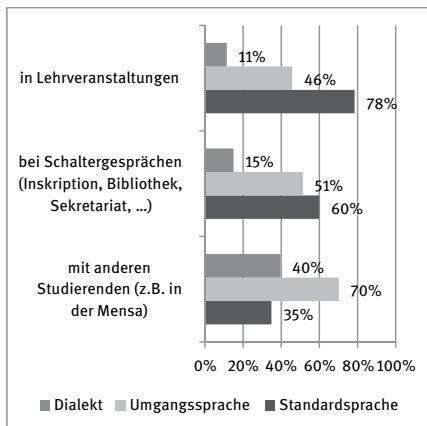


Abb. 7.1: Varietätenverwendung Studierende.

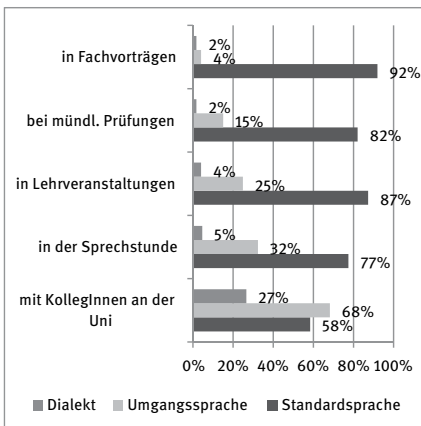


Abb. 7.2: Varietätenverwendung Lehrende.

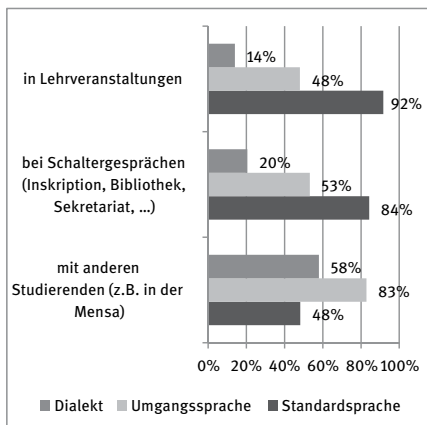


Abb. 7.3: Angemessenheitsurteil Studierende.

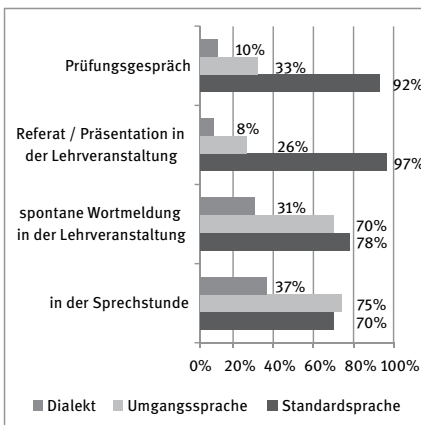


Abb. 7.4: Angemessenheitsurteil Lehrende für studentisches Sprachverhalten.

den 11 % (auch) Dialekt, 46 % (auch) Umgangssprache und 78 % (auch) Standardsprache, während bei den Lehrenden nur 4 % (auch) Dialekt und 25 % (auch) die Umgangssprache, aber 87 % (auch) Standard verwenden).

Sehr ähnlich, aber insgesamt „großzügiger“ fallen die Werte im Hinblick auf die *Angemessenheitsurteile* aus; auch hier werden die Situationen klar differenziert.

Bei den Studierenden (n = 635) fällt auf, dass nur wenige, die Dialekt nicht selbst in der Lehrveranstaltung verwenden, ihn auch als angemessen wahrnehmen, ganz anders sieht das bei den informellen Gesprächen unter Studierenden aus – hier ist viel mehr „angemessen“ als nur das eigene Sprachverhalten.

Die Lehrenden (n = 172) wiederum sind großzügig, was studentisches Sprachverhalten in der Sprechstunde und spontane Wortmeldungen in der Lehrveranstaltung betrifft – Dialekt ist hier für 37 % bzw. 31 % angemessen, Umgangssprache halten sie in diesem Kontext für fast ebenso angemessen wie die Standardsprache. Auch bei Präsentationen und Prüfungsgesprächen ist für ein Viertel bzw. ein Drittel der Lehrenden die Umgangssprache angemessen, der Dialekt allerdings nur noch für 8 % bzw. 10 %.<sup>19</sup>

Deutlich wird durch diese Werte, dass die Standardsprache in bestimmten Situationen an der Universität klar dominiert, dass aber bei weitem nicht von einer *ausschließlichen* Verwendung von Standardsprache gesprochen werden kann, und dass sie auch nicht die Varietät ist, die von allen als die einzig angemessene beurteilt wird.

Anhand der leitfadengestützten Interviews können inhaltsanalytisch unterschiedliche Argumentationsstränge für die Varietätenverwendung herausgearbeitet werden.

Die *Studierenden* argumentieren – wie alle Gruppen – mit Verständlichkeit und Angemessenheit, darüber hinaus bemängeln sie aber auch die Unnatürlichkeit des Standards (die Verwendung der Standardsprache wäre wie ein „Rollen spiel“, das ihre eigene Identität untergraben würde), aber sie berichten auch von Diskriminierung untereinander und von vermuteten Nachteilen für DialektsprecherInnen bei der Leistungsbeurteilung (vgl. Dannerer & Mauser 2018).

Die *Lehrenden* nennen neben der Verständlichkeit häufig die Professionalität, zu der die Verwendung von Standardsprache gehöre. Einige von ihnen stellen fest, dass die Standardverwendung ebenso egalisierend (im Sinne einer sprachlichen Aufhebung sozialer Unterschiede) wie snobistisch wirken könnte, und dass sie fallweise mit negativen Attitüden gegenüber DialektsprecherInnen

---

<sup>19</sup> Es sei hier nur angemerkt, dass sich bei einer Differenzierung nach den Fakultäten (Kultur- und Gesellschaftswissenschaftliche (KGW), Naturwissenschaftliche (NW) und Rechtswissenschaftliche Fakultät (RW) sowie Katholisch-Theologische Fakultät (KT)) in einzelnen (wenn auch nicht in vielen) Bereichen signifikante Unterschiede zeigen: So etwa, dass Studierende der RW auch untereinander hoch signifikant weniger Umgangssprache verwenden als die der KGW und der NW (in beiden Fällen  $p = 0,002$ ). Eine ähnliche Tendenz zeigt sich zwischen RW und NW bei den Urteilen über Umgangssprache in Lehrveranstaltungen ( $p = 0,047$ ) oder in Schaltergesprächen ( $p = 0,032$ ) sowie über Standardsprache in Schaltergesprächen ( $p = 0,049$ ). In allen Fällen sind die RW-Studierenden standardnäher.

Bei den Lehrenden zeigen sich höchst signifikante Unterschiede v. a. zwischen KGW und RW: in der Verwendung von Dialekt mit KollegInnen ( $p = 0,002$ ) oder Standardsprache in der Sprechstunde ( $p = 0,006$ ). Die höchst signifikanten Differenzen der Angemessenheitsurteile für studentisches Sprachverhalten sind ebenfalls zwischen diesen beiden Fakultäten und beziehen sich auf Dialektverwendung in der Sprechstunde ( $p = 0,004$ ) sowie Standardsprache ( $p = 0,008$ ), Umgangssprache ( $p = 0,009$ ) und Dialekt ( $p = 0,003$ ) in Prüfungssituationen.

nen zu kämpfen hätten, selbst wenn sie das nicht wollten. Mehrfach wird betont, dass man aber keinesfalls einen bundesdeutschen Standard implementieren wolle.

Insgesamt tritt das Thema „wessen Standard“ oft auf und scheint durch den häufigen Kontakt zwischen Lehrenden und Studierenden aus Deutschland und Österreich viele zu beschäftigen. Unsicherheiten in der Einstufung, die in den Interviews deutlich werden, machen wie bei den meisten Umfragen zu diesem Thema die Beurteilung der Ergebnisse (aus dem Fragebogen) nicht einfach: Teilweise differenzieren die ProbandInnen auf der Ebene der Standardsprache eine bundesdeutsche und eine österreichische Standardsprache, wie es aus den Interviews dann deutlich wird, wo beispielsweise eine Geisteswissenschaftlerin (projektinterne Sigle: LIH) berichtet, dass ihre aus Deutschland stammende Vorgesetzte österreichische Ausdrücke in Texten korrigiere, was sie „furchtbar“ finde. Bei anderen ProbandInnen wiederum wird deutlich, dass nur die bundesdeutsche Standardvarietät als solche eingestuft wird, die österreichische hingegen als „Umgangssprache“. Die in der Literatur oftmals konstatierte Unsicherheit in der Einschätzung der eigenen Varietät v. a. im Rahmen plurizentrischer bzw. pluriarealer Sprachen, die sich in einer umstrittenen Beurteilung unter LinguistInnen spiegelt, wird in den Daten also deutlich.

Die Einstellungen zum Englischen und zu den „mitgebrachten“ Sprachen seien hier nur kurz zusammengefasst (vgl. dazu ausführlicher Dannerer 2017): Von den Lehrenden wird die Errichtung ganzer Studiengänge in Englisch mit einem Wert von 3,0 weder befürwortet (1 = ja, unbedingt) noch abgelehnt (5 = nein, keineswegs). Etwas positiver stehen sie zu einer Erhöhung der Zahl an englischen Lehrveranstaltungen (Wert 3,3) und v. a. zur vermehrten Einbindung englischer Fachtexte (Wert 3,8). Die Studierenden befürworten etwas stärker die Errichtung von englischsprachigen Studiengängen (Wert 3,5), sind aber etwas weniger offen als die Lehrenden für eine vermehrte Fachlektüre in englischer Sprache (Wert 3,6).

Den mitgebrachten Sprachen hingegen steht man sehr reserviert gegenüber. Studierende mit Deutsch als Zweitsprache, die ihre Schulbildung im deutschsprachigen Raum abgeschlossen haben (im Fragebogen  $n = 33$ ), sehen ihre Erstsprachen nicht berücksichtigt (Wert 1,55; wobei 1 = nein, gar nicht, 5 = ja unbedingt), wünschen sich jedoch „eher keine“ stärkere Berücksichtigung (Wert 2,45).<sup>20</sup>

---

<sup>20</sup> Die Fragen lauteten hier: „Spielt Ihre Muttersprache/Spielen Ihre Muttersprachen an der Universität Salzburg eine Rolle? Wenn ja, wann/welche?“ bzw. „Sollte(n) Ihre Muttersprache(n) an der Universität eine größere Rolle spielen? Wenn ja, wann/welche?“.

In den Interviews mit den Lehrenden zeigt sich hier kein anderes Bild. Man hat den Eindruck, dass es „zu viele“ Sprachen seien, die man nicht alle berücksichtigen könne, sie werden als „Privatsache“ abgetan oder schlicht als „irrelevant“ dargestellt:

- (1) LUC (NW Fakultät) [gesamt: 32:26 min; hier min. 27:44–27:55]<sup>21</sup>  
 001 LUC: (---) mh obgeshn DAvon dass wir,  
 002 (-) holt die (.) die MÖGlichkeit dazu ned hoben  
 003 owa ICH,  
 004 °hhh WÜSSte nicht?  
 005 ähm:: (---) welches zIEl ma damit verFOLgen würden.

Es wird argumentiert, dass man den Studierenden damit keine besseren Arbeitschancen ermöglichen würde, und häufig auch, dass andere Sprachen als Englisch und Deutsch keine Relevanz hätten und nicht auch noch auf hohem Niveau erlernt werden könnten. Weder didaktische Argumente (ein Ausbau der Erstsprachen würde sich auch auf die Zweitsprache Deutsch auswirken oder eine größere Verarbeitungstiefe ermöglichen) noch ökonomische Überlegungen (der Ausbau weiterer Fachsprachen auf einer guten allgemeinsprachlichen Basis, die von den Studierenden mitgebracht wird, ist volkswirtschaftlich sinnvoll) werden hier angestellt.

## 5 Fazit

Universitäten haben seit ihrem Bestehen eine wichtige Funktion für die Wissensgenerierung und -tradierung ausgeübt und damit gleichzeitig Wesentliches zur sprachlichen Entwicklung beigetragen. Seit langem halten sie daran fest, mehrsprachig zu sein, um damit den internationalen Austausch zu ermöglichen. Diese Mehrsprachigkeit wird an der Universität in bestimmtem Rahmen gefördert (Sprachkurse, Lehrveranstaltungen in unterschiedlichen Sprachen etc.), wobei die Sprachwahl offenbar stark von der Universitätspolitik beeinflusst wird. Vordergründig ist sie auf Nützlichkeit/Zweckmäßigkeit und Verständlichkeit orientiert, ggf. noch auf *employability*. Tatsächlich scheint sie sich auf Deutsch und Englisch zu beschränken und mitgebrachte Sprachen nicht zu berücksichtigen.

---

<sup>21</sup> Transkription nach GAT 2 (Selting et al. 2009), die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt.

Auch wenn zu Beginn der Umstellung auf die Nationalsprachen zumindest im Deutschen noch (lange) nicht auf eine Standardsprache zurückgegriffen werden konnte, vertritt die Universität heute die Auffassung, dass Standardsprache selbstverständlich und ausschließlich verwendet würde/werden müsste, um Fachlichkeit und Verständlichkeit zu sichern. Diese Selbstverständlichkeit in der Annahme spiegelt sich in den linguistischen Definitionen von Standardsprache, die teilweise auch noch monozentrisch vertreten wird. Eine exemplarische Analyse zeigt jedoch, dass Varietäten sehr wohl situativ differenziert eingesetzt werden. Darin eine Tendenz der Destandardisierung zu sehen, würde wohl zu weit gehen, von einer Ausweitung der Domänenspezifik des Non-Standards kann man jedoch möglicherweise sprechen.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (2005): Welche Rolle spielt Deutsch als Wissenschaftssprache neben Englisch? In Markus Motz (Hrsg.), *Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen?*, 67–86. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Ammon, Ulrich, Hans Bickel & Alexandra N. Lenz (Hrsg.) (2016): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz, Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol sowie Rumänien, Namibia und Mennonitensiedlungen*. Berlin: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich et al. (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die deutsche Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin: de Gruyter.
- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In Klaus J. Mattheier & Edgar Radtke (Hrsg.), *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*, 129–161. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Barbour, Stephen & Patrick Stevenson (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin: de Gruyter.
- Biber, Douglas (2006): *University language. A corpus-based study of spoken and written registers*. Amsterdam u. a.: Benjamins.
- Bradford, Annette (2016): Toward a typology of implementation challenges facing English-medium instruction in higher education. *Journal of Studies in International Education* 20 (4), 339–356.
- Busch, Brigitta (2012): The linguistic repertoire revisited. *Applied Linguistics* 33 (5), 503–523.
- Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Cillia, Rudolf de & Jutta Ransmayr (2015): Das österreichische Deutsch und seine Rolle als Unterrichts- und Bildungssprache. In Alexandra N. Lenz, Timo Ahlers & Manfred M. Glauning (Hrsg.), *Dimensionen des Deutschen in Österreich. Variation und Varietäten im sozialen Kontext*, 59–72. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Daneš, František (2008): Herausbildung und Reform von Standardsprachen und Destandardisierung. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier & Peter Trudgill (Hrsg.), *Sociolinguistics. Soziolinguistik. Bd. 3*, 2197–2209. Berlin: de Gruyter.

- Dannerer, Monika (2017): Sprachliche Repertoires an der Universität. Sprachliche Vielfalt und Einstellungen zu Mehrsprachigkeit an der Universität Salzburg. *ÖDaF-Mitteilungen 1/2017*, 63–78.
- Dannerer, Monika & Peter Mauser (2016): Österreichische Universitäten als mehrsprachige Interaktionsräume? Universitäre Sprachenpolitik vor dem Hintergrund des Projektes ‚Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg (VAMUS)‘. In Joanna Jablkowska, Kalina Kupczynska & Stephan Müller (Hrsg.), *Literatur, Sprache und Institution*, 170–183. Wien: Präsenz.
- Dannerer, Monika & Peter Mauser (2018): Mündlichkeit an der Universität – Einstellungen zu Normen und regionaler Standardsprache am Beispiel der Universität Salzburg. In Maximilian Breuer et al. (Hrsg.), *Perzeption und Varietätenerwerb in Österreich*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Dengscherz, Sabine (2015): „Wie könnte dies ein Nachteil sein?“ *ÖDaF-Mitteilungen 1/2015*, 64–81.
- Dirim, İnci (2013): Rassialisierende Diskriminierung? Kritik der Studieneingangsphase an Österreichischen Universitäten. In Paul Mecheril, Oscar Thomas-Olalde, Claus Melter, Susanne Arens & Elisabeth Romaner (Hrsg.), *Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive*, 197–212. Wiesbaden: Springer VS.
- Doleschal, Ursula (Hrsg.) (2007): *Wissenschaftliches Schreiben abseits des englischen „Mainstreams“ / Academic writing in languages other than English*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Dürscheid, Christa & Stephan Elspaß (2015): Variantengrammatik des Standarddeutschen. In Roland Kehrein, Alfred Lameli & Stefan Rabanus (Hrsg.), *Regionale Variation des Deutschen – Projekte und Perspektiven*, 563–584. Berlin: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad (1999): Alltägliche Wissenschaftssprache. *Info DaF* 26 (1), 3–24.
- Ehlich, Konrad & Angelika Steets (Hrsg.) (2003): *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*. Berlin: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad & Dorothee Heller (Hrsg.) (2006): *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Bern u. a.: Peter Lang.
- Ehlich, Konrad (2006): Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit? In Konrad Ehlich & Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*, 17–38. Bern u. a.: Peter Lang.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen. In Ludwig M. Eichinger & Werner Kallmeyer (Hrsg.), *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?*, 363–381. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. (2016): Standarddeutsch – die beste aller möglichen Sprachen. In Marek Konopka & Angelika Wöllstein (Hrsg.), *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 3–22. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. & Werner Kallmeyer (Hrsg.) (2005): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin, New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M., Albrecht Plewnia, Dagmar Stahlberg & Christiane Schoel (Hrsg.) (2012): *Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Mit einer Sprachstandserhebung zum Deutschen von Gerhard Stickel*. Tübingen: Narr.
- Elspaß, Stephan (2005): Standardisierung des Deutschen: Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In Ludwig M. Eichinger & Werner Kallmeyer (Hrsg.),

- Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?*, 63–99. Berlin, New York: de Gruyter.
- Fandrych, Christian & Reinier Salverda (Hrsg.) (2007): *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen | Standard, variation and language change in Germanic languages*. Tübingen: Narr.
- Fandrych, Christian, Cordula Meißner & Adriane Slavheva (Hrsg.) (2014): *Gesprochene Wissenschaftssprache. Korpusmethodische Fragen und empirische Analysen*. Heidelberg: Synchron.
- Gärtig, Anne-Kathrin, Albrecht Plewnia & Astrid Rothe (2010): *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Gogolin, Ingrid (1994): *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster u. a.: Waxmann.
- Göpferich, Susanne (2015): *Text competence and academic multiliteracy: From text linguistics to literacy development*. Tübingen: Narr.
- Grebe, Paul (1968): Sprachnorm und Sprachwirklichkeit. In Hugo Moser (Hrsg.), *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967*, 28–44. Düsseldorf: Schwann.
- Gruber, Helmut (2006): *Genre, Habitus und wissenschaftliches Schreiben: eine empirische Untersuchung studentischer Texte*. Wien: LIT-Verlag.
- Guckelsberger, Susanne (2005): *Mündliche Referate in universitären Lehrveranstaltungen. Diskursanalytische Untersuchungen im Hinblick auf eine wissenschaftsbezogene Qualifizierung von Studierenden*. München: iudicium.
- Gumperz, John J. (1964): Linguistic and social interaction in two communities. *American Anthropologist* 66 (6/2), 137–153.
- Haas, Walter (1996): Alpträume eines weitherzigen Pedanten. In Ann Peyer (Hrsg.), *Norm, Moral und Didaktik – die Linguistik und ihre Schmuttelkinder: eine Aufforderung zur Diskussion*, 47–60. Tübingen: Niemeyer.
- Hagemann, Michael, Raphael J. F. Berger, Stuart A. Hayes, Hans-Georg Stammer & Norbert W. Mitzel (2008): N,N-Dimethylaminopropylsilane: A case study on the nature of weak intramolecular Si · · · N interactions. *Chemistry – A European Journal* 14 (35), 11027–11038. <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/chem.200801273/abstract> (letzter Zugriff 24. 7. 2017).
- Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein & Sven Staffeldt (Hrsg.) (2013): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg.
- Herrgen, Joachim (2015): Entnationalisierung des Standards. Eine perzeptionslinguistische Untersuchung zur deutschen Standardsprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In Alexandra N. Lenz & Manfred M. Glauninger (Hrsg.), *Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich*, 139–164. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hochholzer, Rupert (2004): *Konfliktfeld Dialekt: das Verhältnis von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern zu Sprache und ihren regionalen Varietäten*. Regensburg: Ed. Vulpes.
- Hu, Adelheid (2018): Universitäten als interkulturelle und mehrsprachige Kommunikationsräume: Warum der Internationalisierungsdiskurs stärker mit dem Thema Mehrsprachigkeit verzahnt werden sollte. In Monika Dannerer & Peter Mauser (Hrsg.), *Formen der Mehrsprachigkeit in sekundären und tertiären Bildungskontexten*, 369–384. Tübingen: Stauffenburg.
- Kaiser, Irmtraud (2006): *Bundesdeutsch aus österreichischer Sicht. Eine Untersuchung zu Spracheinstellungen, Wahrnehmungen und Stereotypen*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.



- Kleiner, Stephan (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardausssprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In Albrecht Plewnia & Andreas Witt (Hrsg.), *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*, 273–298. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Knöbl, Ralf (2012): *Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse*. Heidelberg: Winter.
- Kocka, Jürgen (2005): Mehrsprachiges Europa. Die Bedeutung der eigenen Sprache in der Wissenschaft. In Uwe Pörksen (Hrsg.), *Die Wissenschaft spricht Englisch? Versuch einer Standortbestimmung*, 19–24. Göttingen: Wallstein.
- Linn, Andrew & Leigh Oaks (2007): Language policies for a global era: The changing face of language politics in Scandinavia. In Christian Fandrych & Reinier Salverda (Hrsg.), *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*, 59–90. Tübingen: Narr.
- Maisel, Thomas (2015): *Frequenzeinbruch und Regionalisierung ab dem 16. Jahrhundert. 1500–1799*. <http://geschichte.univie.ac.at/de/themen/frequenzeinbruch-und-regionalisierung-ab-dem-16-jahrhundert> (letzter Zugriff 23. 7. 2017).
- Mathé, Isabelle (2009): *Mehrsprachigkeit als Kapital an der Universität. Eine empirische Untersuchung zur Kapitalisierung studentischer Mehrsprachigkeit im transnationalen universitären Raum*. Diss. Univ. Wien.
- Mattheier, Klaus J. (2000): Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch und sprachsoziologisch. In Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearbeitete u. erw. Aufl., 2. Teilband, 1951–1966. Berlin, New York: de Gruyter.
- Möller, Robert & Stephan Elspaß (2015): Atlas zur deutschen Alltagssprache. In Roland Kehrein, Alfred Lameli & Stefan Rabanus (Hrsg.), *Regionale Variation des Deutschen – Projekte und Perspektiven*, 519–540. Berlin: de Gruyter.
- Motz, Markus (Hrsg.) (2005): *Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen?* Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Munsberg, Klaus (1994): *Mündliche Fachkommunikation. Das Beispiel Chemie*. Tübingen: Narr.
- Pauwels, Anne (2014): The teaching of languages at university in the context of super-diversity. *International Journal of Multilingualism* 11 (3), 307–319.
- Pohl, Thorsten (2009): *Die studentische Hausarbeit: Rekonstruktion ihrer ideen- und institutionsgeschichtlichen Entstehung*. Heidelberg: Synchron.
- Pörksen, Uwe (Hrsg.) (2005): *Die Wissenschaft spricht Englisch? Versuch einer Standortbestimmung*. Göttingen: Wallstein.
- Ransmayr, Jutta (2006): *Der Status des Österreichischen Deutsch an nicht-deutschsprachigen Universitäten. Eine empirische Untersuchung*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Reiffenstein, Ingo (1997): Dialektverfall oder Mundartrenaissance – in Bayern und Österreich. In Gerhard Stickel (Hrsg.), *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache*, 392–396. Berlin, New York: de Gruyter.
- Reiffenstein, Ingo (2003): Aspekte einer bayerischen Sprachgeschichte seit der beginnenden Neuzeit. In Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearbeitete u. erw. Aufl., 3. Teilband, 2942–2971. Berlin, New York: de Gruyter.

- Schieve, Jürgen (1996): *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Schieve, Jürgen (2000): Von Latein zu Deutsch, von Deutsch zu Englisch. Gründe und Folgen des Wechsels von Wissenschaftssprachen. In Friedhelm Debus, Franz Gustav Kollmann & Uwe Pörksen (Hrsg.), *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert. Vorträge des Internationalen Symposions vom 18./19. Januar 2000*, 81–104. Stuttgart: Steiner.
- Schmidlin, Regula (2011): *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation: Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache*. Berlin: de Gruyter.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 11. 9. 2017).
- Sieradz, Magdalena (2013): Statistische Angaben zum GeWiss-Kernkorpus. [https://gewiss.uni-leipzig.de/fileadmin/documents/Statistische\\_Angaben\\_April2014.pdf](https://gewiss.uni-leipzig.de/fileadmin/documents/Statistische_Angaben_April2014.pdf) (letzter Zugriff 23. 7. 2017).
- Steger, Hugo (1968): Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache. In Hugo Moser (Hrsg.), *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik*. Jahrbuch 1966/1967, 45–66. Düsseldorf: Schwann.
- Steinhoff, Torsten (2007): *Wissenschaftliche Textkompetenz: Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Tübingen: Niemeyer.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.) (1997): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Stickel, Gerhard (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In Gerhard Stickel (Hrsg.), *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*. Jahrbuch 1998 des Instituts für deutsche Sprache, 16–44. Berlin, New York: de Gruyter.
- Stroud, Christopher & Caroline Kerfoot (2013): Towards rethinking multilingualism and language policy for academic literacies. *Linguistics and Education* 24, 396–405.
- Szurawitzki, Michael, Ines Busch-Lauer, Paul Rössler & Reinhard Krapp (Hrsg.) (2015): *Wissenschaftssprache Deutsch. International, interdisziplinär, interkulturell*. Tübingen: Narr.
- Trabant, Jürgen (2005): Mehrsprachigkeit der Wissenschaften. Ein Irrweg? In Eva Neuland, Konrad Ehlich & Werner Roggensch (Hrsg.), *Perspektiven der Germanistik in Europa. Tagungsbeiträge*, 203–222. München: iudicium.
- Vandenbussche, Wim (2007): Shared standardization factors in the history of sixteen Germanic languages. In Christian Fandrych & Reinier Salverda (Hrsg.), *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*, 25–36. Tübingen: Narr.
- Veronesi, Daniela (Hrsg.) (2009): *Bi- and multilingual universities: European perspectives and beyond*. Bozen: Bolzano University Press.
- Veronesi, Daniela, Lorenzo Spreafico, Cecilia Varcasia, Alessandro Vietti & Rita Franceschini (2013): Multilingual higher education between policies and practices. A case study. In Anne-Claude Berthoud, Francois Grin & Georges Lüdi (Hrsg.), *Exploring the dynamics of multilingualism. The DYLAN project*, 261–286. Amsterdam u. a.: Benjamins.
- Wagner, Hans (1972): Die Studenten an der alten Universität. In Akademischer Senat der Universität Salzburg (Hrsg.), *Universität Salzburg. 1622 – 1962 – 1972. Festschrift*, 67–91. Salzburg: Universitätsverlag Anton Pustet.

- Walt, Christa van der (2010): The context of language planning in multilingual higher education. *The Language Learning Journal* 38 (3), 253–271.
- Wandruszka, Mario (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*. München: Piper.
- Wiesinger, Peter (2003): Aspekte einer österreichischen Sprachgeschichte der Neuzeit. In Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann & Stefan Sonderegger (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearbeitete u. erw. Aufl., 3. Teilband, 2971–3001. Berlin, New York: de Gruyter.
- Wissik, Tanja (2014): *Terminologische Variation in der Rechts- und Verwaltungssprache: Deutschland – Österreich – Schweiz*. Berlin: Frank & Timme.
- Wissik, Tanja (2015): Sind Dissertanten, Doktoranden, Promovenden oder Doktorierende an einer österreichischen Universität anzutreffen? – Eine korpusbasierte kontrastive Untersuchung der Fachsprache des Hochschulwesens in Österreich. In Alexandra N. Lenz, Timo Ahlers & Manfred M. Glauninger (Hrsg.), *Dimensionen des Deutschen in Österreich. Variation und Varietäten im sozialen Kontext*, 73–90. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Liisa Tiittula

## 8 Schriftdolmetschen

### Gesprochenes in schriftlicher Form

**Abstract:** Schriftdolmetschen stellt eine Form der „geschriebenen Mündlichkeit“ dar, bei der lautsprachliche Äußerungen und auditive Informationen möglichst zeitgleich in Schrift übertragen werden. Es ermöglicht barrierefreien Zugang zur mündlichen Kommunikation und dient als Kommunikationshilfe für schwerhörige und (spät)ertaubte Menschen, die lautsprachlich orientiert sind und nicht in Gebärdensprache kommunizieren. Der Beitrag stellt das Schriftdolmetschen, seine Zielgruppen, Anwendungsbereiche, verwendete Methoden sowie die Professionalisierung der Tätigkeit vor. Da das Schriftdolmetschen gleichsam an der Schnittstelle zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit liegt, werden auch Möglichkeiten und Grenzen der Übertragung diskutiert. Abschließend werden einige Besonderheiten der durch Schriftdolmetschen vermittelten Interaktion behandelt.



**Keywords:** Hörbehinderung, Intermodalität, Kommunikationshilfe, Schriftdolmetschen

## 1 Einleitung

Schriftdolmetschen gibt Gesprochenes in Schrift wieder. Obwohl Mündlichkeit und Schriftlichkeit zwei verschiedene Modalitäten sind und auf ihren Erscheinungsformen basierende Unterschiede aufweisen, gibt es Übergänge. Das Mündliche kann eine schriftliche Grundlage haben und das Gesprochene kann verschriftlicht werden. Geschriebene Texte, wie literarische Dialoge, können eine Illusion von Mündlichkeit gezielt erwecken (u. a. Schwitalla & Tiittula 2009). Die beiden Modalitäten bilden in vielen Kommunikationssituationen eine komplexe Gesamtheit, in der die eine Form in die andere einfließt bzw. die Formen miteinander verknüpft sind. In diesem Beitrag liegt der Fokus auf Texten, die in mündlichen Situationen entstehen und schriftlich wiedergege-

---

Liisa Tiittula, Universität Helsinki, Abteilung Sprachen, Postfach 24,  
FI-00014 Universität Helsinki, E-Mail: liisa.tiittula@helsinki.fi

 Open Access. © 2018 Liisa Tiittula, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz.  
<https://doi.org/10.1515/9783110538601-009>

ben werden. Beispiele für mündliche Texte in geschriebener Form sind wortgetreue Protokolle (z. B. im Parlament und Gericht) und direkte Zitate in der Presse, wobei das als „direkt“ Markierte auf keiner Äußerung im ursprünglichen Interview basieren muss (u. a. Haapanen 2017). Wie genau das Gesprochene wiedergegeben wird, hängt u. a. vom Zweck, von der gesprochenen Form der wiederzugebenden Rede und der Mitschriftmethode ab.

Die Übertragung des Gesprochenen in schriftliche Form ist notwendig auch in Situationen, in denen Adressaten – sei es aus sensorischen oder technischen Gründen – nicht imstande sind, die akustischen Reize auditiv wahrzunehmen, weshalb beim Transfer angestrebt wird, das Gesprochene mit sonstigen relevanten auditiven Informationen möglichst zeitnah mit dem Hörbaren zu übermitteln. Der schriftliche Text kann in der jeweiligen Situation in Echtzeit produziert werden oder vorbereitet sein. Dabei sind in Frage kommende Hilfsmittel Schriftdolmetschen für Hörgeschädigte und intralinguale Untertitelung von Fernsehsendungen und Filmen, die sowohl für Hörgeschädigte als auch für weitere Zielgruppen (wie u. a. nicht-muttersprachliche ZuschauerInnen) hilfreich sein kann.

Das Ziel dieses Beitrags ist es, das Schriftdolmetschen vorzustellen. Da es trotz der hohen Anzahl der dieser Hilfe benötigenden Menschen noch wenig bekannt ist (z. B. im Vergleich zum Gebärdendolmetschen), beginne ich mit einer einführenden Darstellung dieser Kommunikationshilfe, der Zielgruppe, der Anwendungsbereiche (Unterkapitel 2.1) und der Entwicklung der Tätigkeit zu einer Profession (Unterkapitel 2.2) sowie der Methoden (Unterkapitel 2.3). Danach gehe ich den Herausforderungen nach, die sich an das Schriftdolmetschen aus den Unterschieden zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit ergeben (Unterkapitel 3) und behandle einige Besonderheiten der durch Schriftdolmetschen vermittelten Interaktion (Unterkapitel 4). Das Schriftdolmetschen ist ein recht unerforschtes Gebiet, weshalb im Folgenden Verweise auf frühere Forschung knapp sind. Wenn keine Quellen angegeben sind, beruht der Text auf Beobachtungen aus dem von der Akademie Finnlands (Suomen Akatemia) finanzierten Forschungsprojekt *SpeechText* (Tiittula 2009).<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Wichtige Informationen insbesondere über die Berufspraxis in Deutschland und Österreich sowie nützliche Kommentare zu diesem Beitrag habe ich von Frau Daniela Eichmeyer und Frau Prof. Dr. Ursula Stachl-Peier erhalten, für deren freundliche Hilfe ich sehr dankbar bin.

## 2 Schriftdolmetschen als Kommunikationshilfe

### 2.1 Was und für wen

Schriftdolmetschen bedeutet, dass eine gesprochene Nachricht in der Kommunikationssituation in einen geschriebenen Text übertragen wird. Das Dolmetschen erfolgt im Unterschied zu anderen Dolmetscharten intralingual und dient der barrierefreien Kommunikation als Hilfe für Menschen mit Hörbeeinträchtigung. Hörgeschädigte bilden eine heterogene Gruppe mit unterschiedlichem Grad der Hörbeeinträchtigung und benötigen dementsprechend auch unterschiedliche Kommunikationshilfen.

Zu unterscheiden sind drei Arten von Hörschädigung (Deutsche Gesellschaft der Hörgeschädigten 2004): 1) Von Gehörlosigkeit Betroffene sind von Geburt an gehörlos oder haben vor Abschluss des Lautspracherwerbs ihr Gehör verloren. 2) Schwerhörigkeit umfasst Hörstatus von vernachlässigbarer Hörschädigung bis an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit. Nach dem Eintritt der Schädigung wird Schwerhörigkeit in prälinguale (vor dem Spracherwerb) und postlinguale (nach dem Spracherwerb) eingeteilt. 3) Ertaubung bezieht sich auf Hörverlust nach Abschluss des Lautspracherwerbes; die Hörschädigung ist so stark, dass eine akustische Diskrimination von Sprache, auch mit technischen Hilfen, nicht möglich ist. Schwerhörige bilden die größte Gruppe: Die Zahl der Hörgeschädigten in Deutschland wird auf 15 Millionen geschätzt (Deutsches Ärzteblatt 2011); von Schwerhörigkeit sind etwa 16 % der Erwachsenen (11,1 Millionen) betroffen (Gablenz, Hoffmann & Holube 2017). Der Anteil der Hörgeschädigten steigt mit dem Alter: von den über 14-Jährigen der Deutschen sind 19 % hörbeeinträchtigt, von 60–69-jährigen sind es 37 % und von 70-jährigen und älteren schon 54 % (Hörkomm.de 2017a). Mit der Alterung der Bevölkerung nimmt somit auch der Anteil der Schwerhörigen zu.

Während gehörlose Personen kommunikativ visuell orientiert sind, sind Schwerhörige und Ertaubte in der Regel hörend sozialisiert und dementsprechend in der Kommunikation akustisch orientiert (Deutsche Gesellschaft der Hörgeschädigten 2004). Für sie bietet das Schriftdolmetschen somit eine geeignete Kommunikationshilfe. Gehörlose bedienen sich der Gebärdensprache, die sie als Muttersprache gelernt haben. Schwerhörige und (spät)ertaubte Personen verwenden dagegen die Lautsprache, in der sie sozialisiert sind. Je nach dem Alter des Hörverlusteintritts ist die Kommunikation in der Gebärdensprache als Fremd- oder Zweitsprache möglich, üblicher ist jedoch die Verwendung von lautsprachbegleitenden Gebärden, die im Gegensatz zur Gebärdensprache keine eigene Sprache bilden. So hat z. B. der Österreichische Schwerhörigenbund Dachverband mit einem Schreiben gegen die Forderung des Österreichischen Gehörlosenbundes, die Österreichische Gebärdensprache für Gehörlose

und Schwerhörige in allen Lebensbereichen zu stärken, Stellung genommen und hervorgehoben, dass die Österreichische Gebärdensprache für gehörlose Menschen sei, während schwerhörige Menschen Hörtechnik nutzen<sup>2</sup> und zu 99,9 % in Lautsprache kommunizieren – sie haben ihre Identität in der „hörenden Welt“ (ÖSB 2013: 1). Als zusätzliche Kommunikationshilfe dient auch das Absehen des Gesprochenen vom Mund („Lippenlesen“).

Schriftdolmetschen wird u. a. bei Tagungen, Seminaren und verschiedenen Veranstaltungen von Hörgeschädigten verwendet, wobei es dem interlingualen Konferenzdolmetschen nahekommt. Da das Dolmetschen große Konzentration erfordert und anstrengend ist, sind zum Einsatz zwei DolmetscherInnen nötig, die wechselnd etwa 15–20 Minuten dolmetschen. Der Text wird mit Beamer übertragen und die TeilnehmerInnen können dem Gesprochenen in schriftlicher Form auf der Leinwand folgen. Durch eine spezielle Software wie *Text-on-Top* ist es auch möglich, den Text auf individuelle Laptops, Tablets und Smartphones oder auch als Untertitel auf Präsentationen einzublenden.

Bei Veranstaltungen, in denen die Beteiligten mit einer Ausnahme hörende Personen sind (z. B. Vorlesungen), sitzt der Schriftdolmetscher neben dem Klienten, der den Text am Monitor des Laptops oder an einem externen Bildschirm liest. Solche Aufträge sind für DolmetscherInnen besonders anspruchsvoll, da die Redenden die hörbehinderte Person im Publikum kaum berücksichtigen können und der Dolmetscher auch wenig Möglichkeiten hat, den Redefluss mit Fragen zu unterbrechen. Wenn der Text bereits vorliegt, kann auch das Schriftdolmetschen vorbereitet werden, was u. a. bei Theaterbesuchen der Fall ist.

Ein persönlicher Dolmetschdienst ist in vielen alltäglichen Situationen notwendig, in denen Inhalte genau kommuniziert werden und allen Anwesenden zugänglich sein müssen: bei Arztbesuchen, bei Behördengängen oder Gerichts- und anderen Verhandlungen. Weitere wichtige Bereiche sind Ausbildung und Studium. Im Fremdsprachenunterricht wird Schriftdolmetschen neben Gebärdensprache als Kommunikationshilfe auch für gebärdensprachliche Studierende verwendet, die dadurch die schriftliche Kommunikation erlernen. Auch sonst kann das Schriftdolmetschen im Studium gegenüber dem Gebärdensprachdolmetschen Vorteile bringen und z. B. wegen der Möglichkeit, aus dem gedolmetschten Text angefertigte Mitschriften zu erhalten, bevorzugt werden (vgl. Best 2008). Da auch die Prüfungen lautsprachlich und schriftlich abgelegt werden, kann die Vermittlung in Schrift von Vorteil sein. Schließlich dient das Schriftdolmetschen noch als Kommunikationshilfe im Beruf bei Besprechungen und Telefonkonferenzen. Neben dem Präsenzdolmetschen gibt es mit der

---

<sup>2</sup> Hörgeräte verstärken die Lautstärke, machen aber die Sprache nicht unbedingt verständlicher für Schwerhörige und Ertaubte, die die Sprache verzerrt hören (Schauffler 2003).

neuen Technik auch die Möglichkeit des Ferndolmetschens, die von einigen Dienstleistern wie u. a. von *Kombia* und *VerbaVoice* angeboten wird.<sup>3</sup>

## 2.2 Professionalisierung der Tätigkeit

Das Schriftdolmetschen hat sich in vielen Ländern zu einer professionellen Tätigkeit entwickelt.<sup>4</sup> Eine entscheidende Rolle haben dabei die Schwerhörigenverbände gespielt, die barrierefreie Kommunikation und Gleichstellung von hörbehinderten Menschen gefordert haben. In vielen Ländern hat dies sowohl die Gesetzgebung als auch die Ausbildung von SchriftdolmetscherInnen deutlich beeinflusst. Das Recht auf Kommunikationshilfen wie Gebärdensprachdolmetschen und Schriftdolmetschen ist in vielen Ländern, u. a. auch in Deutschland,<sup>5</sup> gesetzlich verankert, was seinerseits zur Professionalisierung der Tätigkeit beigetragen hat: Als Dolmetschende fungieren Personen, die für fremden Bedarf beauftragt werden, wobei sich die Frage stellt, welche Qualitätskriterien die Dolmetschdienstleistung erfüllen soll und über welche Kompetenzen die zu beauftragenden Personen verfügen müssen. In der Anfangsphase wurde die Kompetenz an der Schreibgeschwindigkeit gemessen und es wurden vornehmlich SekretärInnen eingesetzt (DSB 2016: 2). Das Entstehen des Schriftdolmetscherberufs ist mit der Entwicklung der Technologie verbunden, die eine schnelle Übertragung ermöglicht. Die Schnelligkeit ist jedoch nur ein, wenn auch wichtiger Faktor, um diese Tätigkeit erfolgreich auszuüben. Der Bundesverband der Schriftdolmetscher Deutschlands hat in seiner Stellungnahme von 2012 zu Stellenangeboten „Schriftdolmetscher(in) / Schreibkraft für hörgeschädigte Menschen“ die umfangreichen Anforderungen des Schriftdolmetschens betont:

[...] technische Fähigkeiten wie schnelles und gutes Schreiben [...] machen jedoch nur einen Bruchteil der Tätigkeit eines Schriftdolmetschers und seiner grundsätzlich notwendigen Kernkompetenzen aus. Schriftdolmetschen erfordert überdurchschnittliche kognitive und technische Kompetenzen, um gesprochene Sprache kultur- und kontextsensitiv in schriftlichen Text umzusetzen. Darüber hinaus müssen Schriftdolmetscher über ein hohes Maß an sozialen Kompetenzen sowie über umfangreiche Kenntnisse und praktische Erfahrungen in der Arbeit mit hörgeschädigten Menschen verfügen. (BSD 2012: 2)

---

<sup>3</sup> Auch eine Kombination von Fern- und Vor-Ort-Dolmetschen, sogenannte Semi-Präsenz, wird praktiziert. Siehe genauer <http://www.kombia.de/schriftdolmetschen/fern-dolmetschen.html> (letzter Zugriff 24. 6. 2017) und <http://www.verbavoice.de/> (letzter Zugriff 12. 6. 2017).

<sup>4</sup> Zur Lage des Schriftdolmetschens in verschiedenen Ländern siehe Nofftz 2014.

<sup>5</sup> Sozialgesetzbuch (SGB) IX, Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen (BGG), Kommunikationshilfenverordnung (KHV).



Hinzuzufügen ist, dass eine gute Allgemeinbildung sowie, wo möglich, thematische Spezialisierung von grundlegender Wichtigkeit sind. Die Definition der Kompetenzen ist verbunden mit der Einführung der Ausbildung und der Zertifizierung, die ebenfalls zur Etablierung des Berufs genauso wie schließlich die Bildung von Berufsverbänden mit Berufsordnungen und Ehrenkodexen beigetragen haben.

Die folgenden Daten illustrieren exemplarisch das Entstehen und die Entwicklung der Tätigkeit als Beruf in den nordischen und deutschsprachigen Ländern. In den nordischen Ländern existiert der Beruf schon seit einigen Jahrzehnten. In Schweden startete das Schriftdolmetschen in den 1970er Jahren, als Schreibtelefone zur Übertragung von gesprochenen Mitteilungen in geschriebene Texte für Schwerhörige und Gehörlose verwendet wurden. Seit den 1980er Jahren werden Ausbildungsprogramme im Schriftdolmetschen an Volkshochschulen angeboten (Norberg, Stachl-Peier & Tiittula 2015: 41). In Finnland existiert das Schriftdolmetschen als gesetzlich vorgesehene Behindertendienstleistung seit Ende der 1980er Jahre, zu welcher Zeit auch die ersten Ausbildungskurse stattfanden (Laurén 2002). Bei der Entwicklung der Ausbildung spielte der finnische Schwerhörigenverband eine zentrale Rolle; heute können sich Studierende des Gebärdensprachdolmetschens an Fachhochschulen auf Schriftdolmetschen spezialisieren.

In Deutschland begann das Schriftdolmetschen mit dem Einzug der zunehmend kostengünstigeren PC-Technik in den 1990er Jahren Fuß zu fassen (Audio.Scribo 2014). Der Anspruch auf Schriftdolmetschen für hörbehinderte Menschen ist auch in Deutschland gesetzlich geregelt (§ 9 BGG); in der Kommunikationshilfenverordnung im § 3 (KHV 2002) werden Schriftdolmetscherinnen und Schriftdolmetscher als Kommunikationshilfen neben u. a. Gebärdensprachdolmetscherinnen und -dolmetschern genannt. Seit 2007 ist der Beruf vom Deutschen Schwerhörigenbund (DSB) zertifiziert, neben dem die Qualifikation heute von weiteren Bildungsträgern erfolgt. Dennoch schätzt der DSB die Anzahl der qualifizierten SchriftdolmetscherInnen für zu gering und hat sogar einen Bedarf von 20 000 SchriftdolmetscherInnen für hörbehinderte Menschen im Beruf berechnet (DSB 2016: 3). In Österreich wurde der erste Kurs für SchriftdolmetscherInnen erst 2010 als Ergebnis eines von der Europäischen Union mitfinanzierten Projektes organisiert (Norberg, Stachl-Peier & Tiittula 2015: 38). Die Zahl zertifizierter SchriftdolmetscherInnen ist mit 12 zertifizierten Personen immer noch sehr gering (Stand 2017, Trans.SCRIPT 2017a).<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Viele in Deutschland ansässige und zertifizierte SchriftdolmetscherInnen bieten ihre Dienste auch in Österreich an, oft über Online-Plattformen.

## 2.3 Methoden

Das Prinzip des Schriftdolmetschens besteht darin, das auditiv Hörbare in visuelle schriftliche Form zu transferieren. Im Allgemeinen wird eine möglichst genaue Übertragung des Gesagten angestrebt. Die Person, die dolmetscht, muss dem Gesagten aktiv zuhören und es gründlich verstehen, um es an notwendigen Stellen kondensieren und zusammenfassen zu können. Sie fügt Interpunktionszeichen hinzu, sowie sonstige relevante Informationen, wie z. B. Identifikation der jeweils sprechenden Person und Töne aus der Umgebung (z. B. Lachen, Applaus, Handy klingelt). Es handelt sich also nicht um einen bloßen Wechsel des Mediums.

Traditionelle Kommunikationsmittel mit und unter Hörgeschädigten sind handschriftliche Notizen, die auch heute noch die einzige Möglichkeit in Situationen sind, in denen keine Technik einsetzbar ist. Die Entwicklung der Technologie hat aber erst das Schriftdolmetschen als Tätigkeit ermöglicht, die darin besteht, lautsprachliche Äußerungen in ein Schriftbild simultan zum Sprechen zu übertragen und über Monitor oder Leinwand für den Adressaten sichtbar zu machen.

Die Traditionen, Methoden und Techniken sind in verschiedenen Ländern unterschiedlich. Dementsprechend variiert auch die Bezeichnung der Tätigkeit: in den deutschsprachigen und skandinavischen Ländern handelt es sich um *Dolmetschen*, während sie in anderen Ländern z. B. als *Übersetzen*, *Mitschreiben*, *Untertitelung* oder *Transkribieren* bezeichnet werden kann.<sup>7</sup>

Nach dem Wunsch der Klienten kann das Gesprochene möglichst wörtlich, zusammenfassend oder auch in leicht verständliche Sprache<sup>8</sup> übertragen werden. In der Regel wünschen Hörgeschädigte eine getreue Wiedergabe, deren Möglichkeit jedoch u. a. von der Situation und der eingesetzten Technik abhängt. Da das Schreiben langsamer ist als das Sprechen, spielt die Technik beim Erreichen der zeitnahen Wiedergabe eine große Rolle. Aus diesem Grund werden verschiedene technische Lösungen hier kurz vorgestellt.

Bei der konventionellen Methode arbeiten SchriftdolmetscherInnen mit einer herkömmlichen Computertastatur und einer gewöhnlichen Textverarbeitungssoftware wie z. B. *Word*. Darüber hinaus gibt es für den Bedarf des Schriftdolmetschens speziell entwickelte Programme, die z. B. Abkürzungen und

---

<sup>7</sup> Je nach der Technik variiert z. B. die englische Bezeichnung: u. a. *real-time live captioning*, *communication access real-time translation* (CART), *real-time speech-to-text transcription* in den USA und *speech-to-text reporting* oder *electronic notetaking* in Großbritannien. Siehe u. a. Nofftz 2014, Norberg, Stachl-Peier & Tiittula 2015.

<sup>8</sup> Zu einem Beispiel siehe <https://www.kjf-augsburg.de/news/artikel/news/so-gelingt-der-schritt-ins-berufsleben/> (letzter Zugriff 17. 10. 2017).

längere Wörter beim Eintippen einspeichern und sie beim Schreiben der ersten Buchstaben vervollständigen. Diese Methode wird u. a. in Finnland und Österreich verwendet. Auch wenn das Schreibtempo ausgebildeter SchriftdolmetscherInnen 400–500 Anschläge pro Minute beträgt, ist das Schreiben mit der konventionellen Technik viel langsamer als das Sprechen, was notgedrungen zu Zeitverzug führt.

Durch Verwendung einer speziellen Akkordtastatur wie *Velotype/Veyboard*, mit der durch gleichzeitiges Niederdrücken mehrerer Tasten Silben bzw. Buchstabenkombinationen anstelle einzelner Buchstaben produziert werden, erzielt ein ausgebildeter Schriftdolmetscher ca. 500 Anschläge pro Minute, die Geschwindigkeit kann aber auf sogar 900–1000 Anschläge erhöht werden (Nofftz 2014: 10). *Velotype/Veyboard* wird beim Schriftdolmetschen u. a. in Schweden und den Niederlanden eingesetzt. Eine weitere Technik mit einer speziellen Tastatur stellt die computergestützte Maschinenstenografie dar, bei der Wörter in ihrer Lautform oder Tastenkombinationen eingegeben und vom Computer in Vollschrift umgewandelt werden. Durch Eingabe einer Buchstabenkombination können etwa 5 Buchstaben erzeugt werden; d. h. um die Geschwindigkeit von 850 Buchstaben pro Minute zu erreichen, braucht man nur ca. 170 „Akkorde“ einzugeben (Kushalnagar, Lasecki & Bigham 2013: 5–6). Das System, auch CART (= *communication-access real-time translation*, auch *computer assisted real-time transcription*) genannt, wird u. a. in England und den USA verwendet (Nofftz 2014: 11). Diese sehr schnelle Technik ermöglicht die Produktion einer wortwörtlichen Mitschrift, erfordert aber ein Training von etwa 3–4 Jahren (Wagner 2005: 7).

Neuere Technologien ermöglichen inzwischen automatische Spracherkennung, die jedoch allein nicht ausreicht, sondern mit der Methode des Einsprechens (*respeaking*) ergänzt wird. Bei dieser Methode spricht die dolmetschende Person das Gesagte nach und eine Spracherkennungssoftware wandelt die gesprochenen Äußerungen in geschriebene Sprache um. Die Software wird auf die individuelle Sprechart der DolmetscherInnen trainiert, sodass Worterkennungsfehler vermindert werden können. Eventuelle Fehler werden manuell oder per Sprachbefehl korrigiert. Beim Nachsprechen kann ein maskenartiges Mikrofon verwendet werden, das Störlärm von außen reduziert und die Stimme des Dolmetschers im Raum fast unhörbar macht.<sup>9</sup> Laut Hörkomm.de (2017b) ist dieses Spracherkennungsverfahren die verbreitetste Methode unter deutschen SchriftdolmetscherInnen.

---

<sup>9</sup> Eine anschauliche Präsentation vom Dienstleistungsunternehmen *Kombia* über Schriftdolmetschen mit *Respeaking* und Spracherkennung findet sich unter der Adresse [https://www.youtube.com/watch?v=4kCng5b\\_3wE](https://www.youtube.com/watch?v=4kCng5b_3wE) (letzter Zugriff 12. 6. 2017).

### 3 Mündlichkeit in schriftlicher Form

Die Schriftverdolmetschung ist ein dynamischer Text, der je nach Technik Zeichen für Zeichen, Wort für Wort oder in Blöcken auf dem Monitor gezeigt wird. Zeichen für Zeichen bedeutet, dass die RezipientInnen dem Schreibprozess in Echtzeit folgen können: Das Tempo des Schreibens mit allen Stockungen, Verlangsamungen und Beschleunigungen sowie auch Tippfehler und Korrekturen sind sichtbar. Wenn der entstehende Text den Bildschirm ausfüllt, scrollen die Zeilen nach oben und verschwinden. Der Text wird normalerweise nicht gespeichert, wenn dies nicht extra vereinbart wurde.<sup>10</sup> Im Hinblick auf die Temporalität ähnelt das Schriftdolmetschen somit der gesprochenen Sprache mit dem Unterschied, dass längere Passagen des produzierten Textes zugleich wahrnehmbar sind. So ist es möglich beim Lesen zurückzukehren und Äußerungen wiederholt zu lesen, wenn etwas z. B. unverständlich erscheint, auch wenn der Blick dem entstehenden Text Zeichen für Zeichen folgt und im Grunde am Ende des jeweils produzierten Textes fixiert ist (Sharmin, Wiklund & Tiittula 2016).

Trotz der Gemeinsamkeit der temporalen Erscheinungsform bleibt das Schriftdolmetschen, wenn durch Schreiben produziert, langsamer als das Sprechen, was Probleme mit sich bringt, wenn die Übertragung in Echtzeit erfolgen soll. Insbesondere bei der konventionellen Methode hinkt der schriftliche Text notgedrungen dem Gesprochenen hinterher. Hinzu kommt, dass es nicht nur darum geht, das Gesagte mitzuschreiben, sondern gewisse Informationen wie z. B. Sprecheridentifikation hinzugefügt werden müssen.

Der Verzug führt zu Auslassungen, Tipp- und sonstigen Fehlern sowie Korrekturen, die sich nachteilig auf die Verständlichkeit auswirken. Mit der Zunahme des Verzugs vermehren sich die Fehler. Allerdings ist anzunehmen, dass sich die Klienten und Klientinnen an kleine Schreibfehler gewöhnen und sie zu übersehen lernen, wie bei der mündlichen Rede Versprecher auch vielfach unbeachtet bleiben. Weil Korrekturen Zeit kosten und den Leseprozess stören, wird vom Korrigieren kleiner Tippfehler abgeraten. Auslassungen, die auf den Verzug zurückzuführen sind, können z. B. dazu führen, dass der Dolmetschende an einer Stelle abbricht und Äußerungen überspringt, um an der aktuellen Stelle der Rede fortfahren zu können.

---

**10** Eine entsprechende Äußerung findet sich auch in der Berufs- und Ehrenordnung des Bundesverbands der Schriftdolmetscher Deutschlands (BSD 2011a) wieder: „Alle Datenaufzeichnungen, die für und während eines Auftrags erfolgen, werden nach Beendigung des Auftrags dauerhaft gelöscht.“ Vgl. auch Hörkomm.de 2017b. Protokolle, also redigierte Mitschriften, können aber gegen Bezahlung (und nach Vereinbarung) angefertigt werden.

Um beim Tempo des Gesprochenen mithalten zu können, gibt es zwei Lösungsmöglichkeiten: Entwicklung und Einsatz neuer Technologie (wie z. B. Spracherkennung) und Gebrauch verdichtender und kürzender Dolmetschstrategien. Technische Lösungen zielen darauf, dass das Gesprochene möglichst vollständig übertragen wird, während die Dolmetschstrategien das Verbale abändern und deshalb umstritten sind. Im Allgemeinen wollen Hörbeeinträchtigte alles mitbekommen und betrachten Kürzungen als „Zensur“, die ihre Teilhabe an der Kommunikation einschränkt. Der Wunsch nach Vollständigkeit spiegelt sich auf der Dolmetscherseite im Anstreben und in der Präferenz einer wortwörtlichen Übertragung gegenüber sinngemäßer Verdolmetschung wider (vgl. Tirinnanzi 2016: 155). In vielen Richtlinien und Leitfäden des Schriftdolmetschens findet sich dieses Ziel ebenso wieder.

Auf der Webseite *Hörsicht* des Netzwerks geprüfter und zertifizierter Schriftdolmetscherinnen in Deutschland, wird bei der Erklärung der Tätigkeit u. a. festgestellt: „So kann *alles*, was gesprochen wird, an einem Laptop oder einer Beamer-Leinwand mitgelesen werden.“ [Hervorhebung L. T.] (Hörsicht 2017). Auf der Webseite des Bundesverbandes der Schriftdolmetscher Deutschlands (BSD 2011b) ist in etwas abgemilderter Form die Rede von Wortwörtlichkeit: „Der Schriftdolmetscher übersetzt die Lautsprache wortwörtlich oder inhaltlich zusammengefasst in Schriftsprache, so dass direkt mitgelesen werden kann, was gesprochen wird.“ Eine ähnliche Formulierung findet sich auf der Webseite der österreichischen Organisation trans.SCRIPT (2017b). Auf der genannten Seite des BDS wird jedoch später unter der Überschrift „Einhalten des Berufsethos“ festgestellt, dass der Schriftdolmetscher *alles* wiedergebe, was gesprochen wird: Es ist nicht die Aufgabe des Schriftdolmetschers, das Gesagte zu bewerten – und demnach zu verändern.<sup>11</sup> Der Ehrenkodex für Schweizer SchriftdolmetscherInnen formuliert den Vollständigkeitsanspruch vorsichtiger und nimmt in diesem Zusammenhang ebenfalls zu der Unparteilichkeit Stellung, die in einem anderen Paragraphen genauer festgelegt wird:

Der/Die Arbeitnehmer/in gibt möglichst alles Gesprochene inhaltlich getreu und im Sinne der Sprecherin oder des Sprechers wieder. Der/Die Arbeitnehmer/in ist nicht verantwortlich dafür, was und wie etwas gesagt wird. Er/Sie hat sich nur auf die korrekte und möglichst genaue Wiedergabe des Gesagten zu konzentrieren. (pro audito schweiz 2016)

Das Ziel der Vollständigkeit wurde in Finnland in den frühen Richtlinien der Tätigkeit streng formuliert, die anwiesen, „alles Wort für Wort, auch Dialekte,

---

<sup>11</sup> „Der Schriftdolmetscher wertet das Gesprochene nicht (gut – schlecht, richtig – falsch, wichtig – unwichtig). Er gibt alles wieder, was gesprochen wird. Er ist neutral und unparteilich.“ (BSD 2011b).

Slang und Füllwörter“ mitzuschreiben (Laurén 2002). Eine Vereinfachung wurde gestattet: „Manchmal ist es erforderlich, die Botschaft des Redners zu verdichten.“ Später wurden die Richtlinien nicht mehr so exakt beschrieben, was u. a. auf die Forschung zurückgeführt werden kann, in der immer wieder die Unmöglichkeit dieses Ziels betont wurde. Auf der Webseite des finnischen Schriftdolmetscherverbandes ist heute nur noch die Rede von „möglichst vollständiger“ Übertragung (Suomen kirjoitustulkki o. J.). Anstelle der früheren detaillierten Richtlinien haben die SchriftdolmetscherInnen den Ehrenkodex für Kommundolmetschen (*community interpreting*) übernommen, was von einer Zunahme der Professionalisierung der Tätigkeit zeugt. Im Ehrenkodex findet sich lediglich eine allgemeine Feststellung über die Genauigkeit, nach der vollständig zu dolmetschen sei, nichts ausgelassen und nichts Inadäquates hinzugefügt werden dürfe.

Wie gut das Ideal der vollständigen Wiedergabe erreicht werden kann, hängt vom Sprechtempo, von der gesprochenen Varietät und der eingesetzten Technik ab, aber auch bei der schnellsten Technik ist schon wegen der fundamentalen Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache eine vollständige Entsprechung selten möglich. Das „alles“ scheint sich auf die verbale Mitteilung zu beschränken und sich insbesondere auf die lexikalische Ebene zu beziehen, worauf auch die Beschreibung der Tätigkeit als 1:1-Umwandlung des Gesprochenen in eine Mitschrift (u. a. ZHAW 2016) hindeutet. Aus linguistischer Sicht ist dies jedoch gar nicht möglich, z. B. bleibt die Rolle der Prosodie weitgehend unberücksichtigt. Es kommen auch Änderungen vor, die u. a. dazu dienen, den Text zu verkürzen oder lesbarer zu machen, oder die wegen der Lesekompetenz des Rezipienten oder der Rezipientin (u. a. Menschen mit kognitiven Einschränkungen oder mit starker Sehbehinderung) notwendig sind.

Die folgenden Beispiele stammen aus der Sitzung des Deutschen Bundestages am 1. Juni 2017.<sup>12</sup> Der Bundestag überträgt seine Kernzeitdebatten mit Live-Untertiteln und Gebärdensprachdolmetschen (VerbaVoice 2016). Es handelt sich um öffentliche Reden, die mehr oder weniger vorbereitet sind, auch wenn sie frei gesprochen werden. Viele für die spontane Sprache typische Erscheinungen, die die Übertragung in Schrift erschweren, kommen somit kaum vor. Das erste Beispiel (1) gibt die einleitenden Worte der Vorsitzenden wieder; (a) markiert die grob transkribierte Originalrede und (b) die Live-Untertitelung.

---

<sup>12</sup> Zugänglich unter der Adresse: <http://www.bundestag.de/gebaerdensprache/?videoid=7115375#url=bWVkaW> (letzter Zugriff 24. 6. 2017).

- (1) a. [---] Tagungsordnungspunkt zehn. ((blickt sich im Saal herum)) und lasse mir / lassen ma Zeit mit dem Vorlesen worum es da geht damit die Plätze (.) eingenommen oder getauscht werden.
- b. (Präsidium):  
[---] Tagungsordnungspunkt 10 auf  
und lasse mir mit dem Vorlesen Zeit, damit die Plätze getauscht werden können.

In der schriftlichen Übertragung ist der Satz nach den Normen der geschriebenen Sprache wiedergegeben worden: Die Ausklammerung ist beseitigt (*Zeit mit dem Vorlesen* → *mit dem Vorlesen Zeit*) und der Satz durch Hinzufügung des Hilfsverbs vervollständigt worden. Durch Auslassung von Äußerungen, die eventuell inhaltlich als überflüssig betrachtet worden sind, (*worum es geht; eingenommen oder*) ist der Satz zugleich kürzer geworden. Das zweite Beispiel (2) ist Auszug aus einem Beitrag, der zum Teil frei gesprochen wurde, obwohl der Redner schriftliche Unterlagen vor sich hatte. An der wiedergegebenen Stelle schaut der Redner das Publikum an und betont seine Äußerungen mit der rechten Hand. Das Sprechtempo des Redners war sehr hoch, was für eine genaue Wiedergabe in Echtzeit ungeachtet der Übertragungsmethode große Herausforderungen stellte.

- (2) a. wir haben das Optionsmodell entsprechend abgeschafft? und weil wir erkannt haben wir wollen diesen Loyalitätskonflikt auflösen, dann lassen sie ihn doch, in einem modernen Staat nicht erneut eröffnen.
- b. Wir haben das Optionsmodell abgeschafft, weil wir den Loyalitätskonflikt auflösen wollten. Eröffnen Sie die Diskussion darüber bitte nicht erneut.

Auch am Beispiel (2) ist ersichtlich, wie Äußerungen durch Umformulierungen und Tilgungen komprimiert werden. Interessanterweise kommen nicht nur Auslassungen vor, sondern einzelne Elemente können auch hinzugefügt werden, wie in (2b) die Äußerung *die Diskussion darüber* sowie die Wiedergabe der prosodisch markierten eindringlichen Aufforderung mit *bitte*. Die Änderungen machen die Schrift kohärenter und dienen der Lesbarkeit und Verständlichkeit.

Es ist zu beachten, dass die Verschriftlichungen der Debatten nicht mit Wortprotokollen gleichzusetzen sind, die unter anderen Bedingungen erstellt werden und eigene Prinzipien verfolgen.<sup>13</sup> So heißt es in den Nutzungsbedin-

<sup>13</sup> Die Prinzipien der Erstellung der Wortprotokolle von Parlamentssitzungen sind von Staat zu Staat unterschiedlich. Die Unterschiede betreffen u. a. die Genauigkeit der Verschriftlichung.

gungen der Aufzeichnungen der Plenarsitzungen mit Dolmetschung: „Die Dolmetschleistung dient dem Zweck, mündliche Kommunikation zu ermöglichen und stellt kein Wortprotokoll oder eine Übersetzung des Gesagten dar.“ (DBT 2014: 2)

Im Projekt *SpeechText* haben wir in mehreren Studien festgestellt, dass von den gesprochenen Wörtern etwa 60 % wegfallen (u. a. Tiittula 2006). Zum Teil handelt es sich um eine bewusste Dolmetschstrategie: Ausgelassen werden kleine Wörter, die aus der Sicht der geschriebenen Sprache unnötig erscheinen, wie z. B. Neuanfänge, Korrekturen und Wiederholungen. Weitere typische Auslassungen betreffen verschiedene Arten von Partikeln, vor allem Gesprächspartikeln, Intensitätspartikeln und Konnektoren sowie modifizierende Adverbien.

Beim Dolmetschen werden auch kürzere synonyme Äußerungen und Abkürzungen strategisch verwendet. Je größer aber der Verzug, desto häufiger kommen auch Auslassungen vor, die zu Unverständlichkeit oder Missverständnissen führen. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein neues Thema beginnt und der Dolmetscher nicht imstande ist, das alte Thema zu Ende zu führen, sondern es abbrechen muss, um dem neuen Thema zu folgen. Ein weiteres Problem mit dem Verzug ist die Schwierigkeit des nichthörenden Publikums, das nonverbale Verhalten des Redners zu verstehen, wenn die damit verknüpften Äußerungen viel später auf der Leinwand erscheinen.

Die Anforderung an die Schnelligkeit des Schreibens ist ein Grund für das Einsetzen neuer Technologie. Auf der anderen Seite fragt man sich, wie sinnvoll eine genaue Mitschrift des Gesprochenen ist. Bei spontaner Rede kann eine wortgetreue Wiedergabe schwer verständlich sein. Zu berücksichtigen ist, dass prosodische Elemente, die für das Verstehen der gesprochenen Sprache wichtig sind, sich nur begrenzt in der geschriebenen Sprache durch ortho- und typografische Mittel ersetzen lassen. Handelt es sich um Gespräche, bringen simultane Redebeiträge eine weitere Schwierigkeit mit sich, die aber nicht nur für Schriftdolmetschen typisch ist, sondern auch für andere Dolmetscharten gilt.

Hörgeschädigte Klienten, die lautsprachlich aufgewachsen sind, wollen den Stil der Sprechenden mitbekommen, was die alte finnische Norm, alles einschließlich der Dialekte und Slang zu übertragen, erklärt. In der Praxis ist dies jedoch nicht nur unmöglich, sondern würde auch sowohl das schnelle Schreiben als auch das Lesen der Mitschrift erschweren – insbesondere wenn die Varietät nicht die eigene ist. Hinzu kommt, dass man es nicht gewohnt ist, bestimmten Phänomenen der gesprochenen Sprache in der Schriftsprache zu begegnen. Solche sind u. a. Verzögerungsphänomene, die in der spontanen Rede unauffällig sein können, in der geschriebenen Mitschrift jedoch auffallen und dadurch von der sprechenden Person einen ganz anderen Eindruck geben



können als beim Zuhören. In Gesprächen mit Schwerhörigen ist aber die Meinung geäußert worden, dass es wichtig sei zu wissen, wie man spricht, und dazu gehören auch Verzögerungen, Stottern u. a. Eigenschaften des Sprechens.

Das folgende Beispiel (3) stammt aus dem Englischunterricht; die Sprecherin ist die Lehrerin.

- (3) a. first of all, today is the deadline for summaries (.) so may I have those first (.) also and those of you who haven't given me the abstracts (.) please hand it in. remember I need two pieces of text (.) from each one of you.
- b. This is deadlime for sumamrys, may al have those first and those abstracts that are missing. I need 2 pieces of text e3ach one of you.

Im Auszug kommen alle besprochenen Erscheinungen vor: Tippfehler, Auslassungen (u. a. *first of all*) und Umformulierungen (u. a. *today* → *this*; *those of you who haven't given me the abstracts* → *those abstracts that are missing*). Englisch ist nicht die Muttersprache der Schriftdolmetscherin, was auch bei sehr guten Sprachkenntnissen eine schnelle und fehlerfreie Übertragung erschwert.

Beim Schriftdolmetschen stehen lediglich die Mittel der geschriebenen Sprache zur Verfügung, d. h. dass es Bedeutungen nur begrenzt übermitteln kann, die die Stimme u. a. durch Betonungen, Intonation, Wechsel des Sprechtempos und der Lautstärke trägt. In einer Untersuchung über die Möglichkeit der Vermittlung von Affekten beim Schriftdolmetschen (Tiittula 2010) habe ich festgestellt, dass die Verdolmetschung affektiv neutraler wird als die Ausgangsrede. Im analysierten Material, das aus einem anderthalbstündigen Seminar von finnischen Hörgeschädigten bestand, gab es Fälle, in denen sich die Bedeutung der Äußerung durch das Fehlen von der Prosodie entsprechenden Mitteln änderte. Beispielweise wurde aus einer lachend geäußerten Entschuldigung eine schroffe Zurückweisung: Die Rednerin war gebeten, langsamer zu sprechen („wenn du kannst“), damit die Schriftdolmetscherinnen mithalten können. Die bedauernde und die eigenen Fähigkeiten abwertende Antwort „Entschuldigung, hehe kann (h) ich (h) nicht heh“ wurde mit der kurzen Feststellung „kann nicht“ in Schrift übertragen, die auf Unwilligkeit oder von der Sprecherin unabhängige Gründe hindeuten kann, aber auf jeden Fall unhöflich wirkt. Ein nachweisbares Missverständnis entstand in einem Fall, in dem eine durch Prosodie ironisch markierte Äußerung in Schrift ohne zusätzliche Markierung übertragen wurde, demzufolge beleidigend wirkte, was an einer entsprechenden Reaktion von Seiten der Rezipientin erkennbar war.

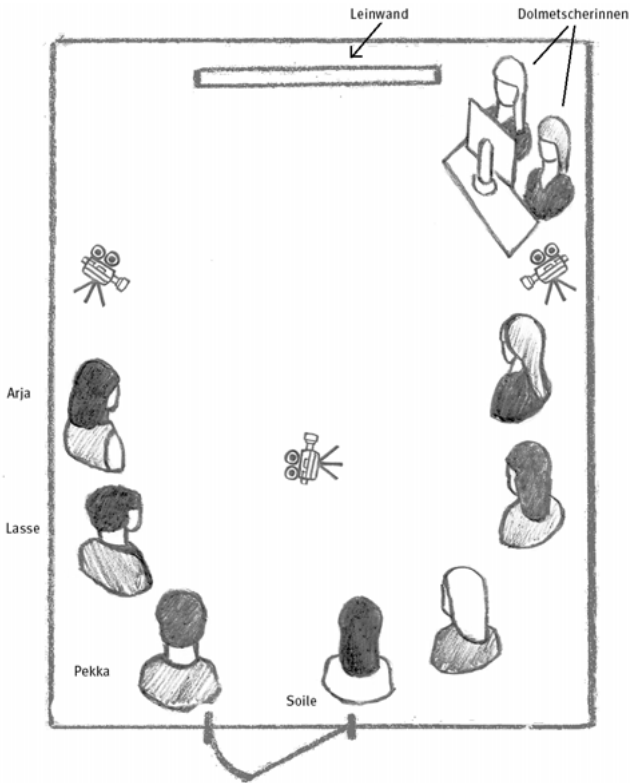
Die Mittel, auf die die Schriftdolmetscherinnen im obigen Fallbeispiel bei der Vermittlung besonders affektiven oder emotionalen Äußerungen zurückgriffen, waren affektive Ausdrücke, Interpunktionszeichen (Frage- und Ausrufezeichen, Punkte als Markierung von Verzögerung) und typographische Mittel wie Großbuchstaben. Auch Beschreibungen wie *Lachen* oder *hehehe* trugen zur Affektivität bei. Der Einsatz von Emoticons wäre eine Möglichkeit, Affekte zu vermitteln, zu bedenken ist jedoch, dass ein großer Teil der Zielgruppe ältere Personen sind, die mit Emoticons nicht vertraut sind. Zu beachten ist auch der Zeitdruck, dem Schriftdolmetschende ausgesetzt sind und unter dem Hinzufügungen nur begrenzt möglich sind; letztendlich ist die Übertragung des semantischen Inhalts meistens am wichtigsten.

Das Gesprochene ist in der Regel Teil einer multimodalen Interaktion. Im Prinzip sind die verwendeten nicht-auditiven Ausdrucksmittel den Adressaten des Schriftdolmetschens zugänglich. Aufgrund des zeitlichen Abstands zwischen der Ausgangsrede und der Verdolmetschung kann es für sie jedoch schwierig sein, das Verbale mit den dazu gehörenden nicht-verbalen Zeichen zu verbinden.

## 4 Durch Schriftdolmetschen vermittelte Interaktion

Durch Dolmetschen vermittelte Interaktion verläuft immer anders als direkte Kommunikation, auch wenn simultan gedolmetscht wird. Dies hat mehrere Gründe. Erstens fungiert zwischen den Beteiligten eine vermittelnde Person; zweitens wird der zu vermittelnde Beitrag reformuliert; drittens entsteht zwischen der Originaläußerung und der Dolmetschung immer Verzögerung; viertens ist simultanes Sprechen der Beteiligten nicht möglich bzw. verursacht Probleme für das Dolmetschen, denn es kann jeweils nur eine sprechende Person gedolmetscht werden. Im Folgenden soll die Komplexität der grundlegenden Organisation von Interaktion, des Sprecherwechsels in einem durch Schriftdolmetschen vermittelten Gespräch anhand eines konkreten finnischen Beispiels illustriert werden.

Das der Analyse zugrundeliegende Material wurde 2009 aufgenommen und stammt aus einem Treffen einer Theatergruppe von Hörgeschädigten, die zum Üben in einem Klubraum zusammengekommen waren. Am betreffenden Abend verbrachten sie die Zeit mit verschiedenen Spielen und Improvisationsübungen. Das Gespräch verlief recht informell, die meiste Zeit ohne besondere Steuerung der die Gruppe leitenden Teilnehmerin. Am Gespräch nahmen sie-



**Abb. 8.1:** Skizze des Raumes und der Sitzordnung.

ben Hörgeschädigte teil. Ihr Hörvermögen variierte, was Folgen für die Kommunikation hatte. Einige hatten ein Hörgerät oder Implantat, während diejenigen, die gar nichts hören, auf das Schriftdolmetschen angewiesen waren. Auch Gebärden wurden von einigen gelegentlich verwendet. Die Beteiligten hatten somit unterschiedliche Beteiligungsmöglichkeiten. Neben eventuellen Gebärden war das Schriftdolmetschen das einzige Kommunikationsmittel, das allen zugänglich war; allerdings konnten dadurch Probleme entstehen, wenn die Hörenden die Verdolmetschung nicht wahrnahmen oder berücksichtigten. Gedolmetscht wurde das Treffen von zwei Schriftdolmetscherinnen.

Hier eine kurze Beschreibung des Settings: Die Beteiligten sitzen in einem Halbkreis vor der Leinwand, auf der die Schriftdolmetschung Buchstabe für Buchstabe erscheint (Abb. 8.1). Um die Dolmetschung verfolgen zu können, müssen sie den Kopf von der jeweils sprechenden Person zur Leinwand wenden. Der laufende Redebeitrag ist erst dann abgeschlossen, wenn seine Verdol-

metschung fertig ist, was an der zeitlichen Platzierung der Reaktionen der Beteiligten erkennbar ist.

Eine kurze Erläuterung zu den folgenden Transkripten: In den Analysebeispielen werden zuerst die gesprochene Äußerung und darunter die deutsche Übersetzung mit Kursivschrift wiedergegeben. In der dritten Zeile eines Blocks steht mit einer anderen Schriftart die gleichzeitig laufende Schriftdolmetschung und darunter ihre Übersetzung (da die Verschriftlichung der Äußerungen mit einem Verzug auf der Leinwand erscheint, beginnt die Dolmetschung in den Auszügen auch dementsprechend später). Um die Dynamik der Schriftdolmetschung wiederzugeben, wird der Absatzwechsel gefolgt von einer Leerzeile mit // markiert. Während die Zeilenumbrüche automatisch erfolgen, sind Absatzwechsel bewusste Aktivitäten der Schriftdolmetscherin, mit denen sie den Beginn einer neuen thematischen Einheit oder den Sprecherwechsel anzeigen. Bei den Korrekturen vorkommende Entfernungen (die im Endprodukt nicht mehr sichtbar sind) sind in den Beispielen mit Durchstreichungen wiedergegeben. Z. B. *ku just* bedeutet, dass die Schriftdolmetscherin das nächste Wort zuerst mit *ku* zu schreiben beginnt, die eingetippten Buchstaben löscht und *just* („gerade“) eintippt.

Die folgende Sequenz ist von der Anfangsphase des Gesprächs. Die Beteiligten erzählen der Reihe nach, wie es ihnen geht. Lasse, der fähig ist zu hören, hat gerade seinen Beitrag begonnen. Er wirft ab und zu einen Blick auf die Leinwand, um zu überprüfen, ob der Text seiner Rede folgt. Sobald die Verdolmetschung zurückbleibt, macht er eine Pause (vgl. Z. 01, 03 und 05).

(4)

- 01 Lasse: mitä mulle kuuluu. (3.2)  
*wie es mir geht. (3.2)*
- 02 ja tota... mitä mulle kuuluu?  
*und also... wie es mir geht?*
- 03 mulle kuuluu ihan hyvää. (1.4) meille tuli (1.0)  
*mir geht's ganz gut. (1.4) bei uns begann (1.0)*
- 04 mulle kuuluu ihan hyvää.  
*mir gehts ganz gut.*
- 05 viime viikolla (.) töihin (1.3)  
*letzte Woche (.) die Arbeit (1.3)*
- 06 Meille tuli viime vkolla töihin  
*Bei uns begann letzte Wo. die Arbeit*
- 07 työntekijäks yks (0.4) malli? (2.6)  
*als Angestellte ein (0.4) Model? (2.6)*

- 08 työntekijäksi yksi malli. //  
*als Angestellte ein Model.*
- 09 Soile: [ohoo]  
 [oh ]
- 10 Arja: [vau ]  
 [wow ]
- 11 Lasse: se on semmonen  
*die is so ne*
- 12 (vauhhh)  
 (wow)

Lasses Äußerung in Zeile 07 endet mit einer steigenden Intonation, die markiert, dass sein Bericht noch nicht zu Ende ist. Die Nachricht, dass er eine neue Kollegin bekommen hat, die ein Model ist, ist jedoch reaktionsbedürftig. Statt einer umgehenden Reaktion entsteht aber eine lange Pause (2.6), die die Schriftdolmetscherin braucht, bis sie die ganze Äußerung in Schrift übertragen hat. Die Eingabe einer Leerzeile markiert einen neuen Absatz, was auf einen Themen- oder Sprecherwechsel hindeutet. Nachdem das Wort *malli* (Model) auf der Leinwand steht, wenden Soile und Arja den Blick zu Lasse und äußern gleichzeitig erwartbare Reaktionen (Z. 09 und 10), von denen Arjas Äußerung gedolmetscht wird (Z. 12). Nach den Reaktionen der Frauen setzt Lasse seine Erzählung unmittelbar fort (Z. 11), ohne die Schriftdolmetschung abzuwarten.

Wie das Beispiel zeigt, wird der Sprecherwechsel durch das Schriftdolmetschen verlangsamt. Da den Beteiligten mehrere Kommunikationsweisen zur Verfügung stehen, gehen sie, wenn nur möglich, zu einer schnelleren über. Dies ist der Fall z. B. bei kürzeren Äußerungen, die abzusehen sind, sowie dann, wenn das Verbale durch Gesten ersetzt werden kann. Dies lässt sich insbesondere dann beobachten, wenn sich die Kommunikation in mehrere dyadische Interaktionen aufspaltet.

Simultanes Sprechen kommt in (fast) jedem Gespräch vor, ist aber in einer gedolmetschten Interaktion problematisch. Der Beispielfall hat gezeigt, dass die Beteiligten auf verschiedene Ressourcen zurückgreifen, um gleichzeitiges Sprechen zu vermeiden. Zu diesen gehören deutliches Markieren des Sprecherwechsels, auffälliges Gestikulieren sowie metakommunikative Mittel, wie im Beispiel (5). Dem Ausschnitt geht ein längerer Beitrag von Arja voran; sie kommuniziert verbal und mit lautsprachbegleitenden Gebärden und sieht nach rechts zu Soile und Pekka. Nach der Beendigung des Beitrags wendet sie den Kopf nach links zur Leinwand, und wenn der inhaltlich wichtigste Teil wiedergegeben worden ist, dreht sie sich von der Leinwand zurück zu Soile und Pekka, nickt ein paar Mal und bestätigt die Wiedergabe mit einem verlängerten



Abb. 8.2a: Soile hebt die Hand, Pekka ...



Abb. 8.2b ... und Arja (rechts) blicken sie an.

,ja'. Soile, die sich selbst als nächste Sprecherin auswählt, leidet an totalem Hörverlust und kann verbale Beiträge auditiv nicht wahrnehmen. Sie schaut Arja an, hebt die rechte Hand, worauf hin Pekka und Arja sie anblicken (Z. 01; Abb. 8.2a und 8.2b).

(5)

01 (2.0)

02 Soile: puhuuks joku vai(h)heh  
*spricht jemand oder (h)heh*

03 Pekka: [ei. ]  
*[nein.]*

04 Soile: [ni ] tota: (.)  
*[so ] also (.)*

05 Soile: puhuuko joku?  
*Soile: spricht jemand?*

06 Soile: mullaki oli sem [silleen et]tä:  
*auch bei mir war s [so d]ass:*

07 Arja: [sä voit puhuu]  
*[du kannst sprechen]*

08 mullakin  
*auch bei mir*

09 Soile: oli viimeiset hetket asentaa tää  
*es waren die letzten Stunden dies zu installieren*  
10 oli seilileen että viimeiste hetket oli asentaa tää.  
*war s so dass es waren die letzten Stunden dies zu installieren.*



**Abb. 8.3a:** Überlappend mit Pekkas Antwort setzt Soile ein.



**Abb. 8.3b** Arja zur Leinwand gewandt.

Soile dreht den Kopf mehrere Male von Arja zur Leinwand und zurück bei ihrer Frage ‚spricht jemand?‘ (Z. 02). Arja streckt ihr den linken Arm entgegen und gibt ihr dadurch das Rederecht. Alle drei wenden sich zur Leinwand, als wollten sie sich vergewissern, was geschieht. Auf der Leinwand erscheint Soiles Name (Z. 05) (Namen sind im Voraus eingespeichert und können durch einen Tastendruck eingegeben werden). Pekka wendet sich zurück zu Soile, reagiert mit ‚nein‘ (Z. 03) und simultan damit fährt Soile fort (Z. 04; Abb. 8.3a und 8.3b).

Während Soile spricht, erscheint auf der Leinwand die Frage ‚spricht jemand?‘. Arja, deren Blick zur Leinwand gerichtet ist, dreht sich nun zu Soile, wiederholt deutlicher ihre frühere, das Rederecht billigende Handbewegung und bekräftigt sie verbal mit ‚du kannst sprechen‘ (Z. 07; Abb. 8.4a und 8.4b). Diese interaktiv verspätete Äußerung wird weder von Soile wahrgenommen noch von der Schriftdolmetscherin wiedergegeben.

Beispiele (4) und (5) illustrieren die Kompliziertheit eines durch Schriftdolmetschen vermittelten Gesprächs. Im analysierten Fall wird die Interaktion auch durch die Platzierung der Dolmetschung erschwert, denn die Beteiligten können nicht gleichzeitig der Schrift auf der Leinwand folgen und die sprechende Person ansehen, was die Wahrnehmung anderer Ausdrucksmittel beschränkt. Diese Art der Platzierung, d. h. dass die Beteiligten vor einer Leinwand in einem Halbkreis sitzen, ist jedoch typisch für Seminare und Gruppendiskussionen. Für die Interaktion wäre vorteilhafter, wenn alle Beteiligten das Schriftdolmetschen auf einem Mobilgerät empfangen könnten, was u. a. beim Einsatz der Software *Text-on-Top* möglich wäre. Eine weitere, für viele aber heute noch unrealistisch scheinende Lösung wäre eine *SmartEyeglass*, eine Brille, auf der die Verdolmetschung



**Abb. 8.4a:** Soile und Pekka zur Leinwand gewandt.



**Abb. 8.4b** Arja zu Soile: *du kannst sprechen.*

erscheint, sodass niemand den Blick von den RednerInnen abwenden muss (VerbaVoice 2015).

## 5 Die Bedeutung der intermodalen Übertragung für linguistische Forschung

Es ist erstaunlich, wie wenig Aufmerksamkeit dem Schriftdolmetschen in der Forschung gewidmet wird. Dies mag u. a. daran liegen, dass es lediglich als Mediumswechsel betrachtet wird. Als intermodales Übersetzen bietet es aber gerade einen interessanten Gegenstand, an dem sich untersuchen lässt, welche Bedeutungen die verschiedenen Ausdrucksressourcen in der Interaktion tragen, was passiert, wenn eine zentrale Modalität nicht zur Verfügung steht und inwieweit die Modalitäten gegenseitig ersetzbar sind. Z. B. kommen die vielseitigen Bedeutungen prosodischer Mittel in der Interaktion besser zum Vorschein, wenn neben dem Gesprochenen eine schriftliche Version zum Vergleich vorliegt, die das Gleiche vermitteln sollte. Gesprochene und geschriebene Texte dienen in der Regel unterschiedlichen Funktionen und erscheinen in verschiedenen Kontexten, weshalb es ansonsten schwierig ist, zu Forschungszwecken vergleichbare Texte zu finden.

Die Bedeutung des intermodalen Übersetzens wird vermutlich mit der Entwicklung der Technologie zunehmen. Es gibt z. B. immer mehr Situationen, in denen man ein Video ohne Ton am Monitor oder auf dem Mobilgerät verfolgen kann bzw. muss, was durch die Untertitelung ermöglicht wird. In Zukunft wer-



den wir nicht nur die Untertitelung und ihre Sprache wählen können, sondern auch die Art der Übertragung (z. B. zusammenfassend, vollständig, mit zusätzlichen Angaben für Hörbehinderte). Dafür sind Untersuchungen zu den Bedürfnissen verschiedener Zielgruppen und der Nutzbarkeit unterschiedlicher Untertitelungsarten vonnöten.

Die Wichtigkeit der Untersuchung des Schriftdolmetschens liegt jedoch vor allem in der Bedeutung dieser Kommunikationsform für eine rasch wachsende Gruppe von Menschen, deren verminderter Hörstatus für die gesellschaftliche Teilhabe ein Hindernis bedeutet. Die Entwicklung und Förderung barrierefreier Kommunikation trägt zur besseren Integration und Gleichberechtigung der von Hörbehinderung betroffenen Menschen bei.

## Literatur

- Audio.Scribo (2014): Schriftdolmetschen. <http://www.audioscribo.de/schriftdolmetschen/faq.html> (letzter Zugriff 8. 4. 2017).
- Best (2008): Schriftdolmetscher. Interview mit Liona Paulus, die ihr Studium mit Schriftdolmetschern bewältigt. <http://www.best-news.de/?schriftdolmetscher> (letzter Zugriff 5. 6. 2017).
- BGG = Behindertengleichstellungsgesetz (Gesetz zur Gleichstellung behinderter Menschen) (2002/2016): <https://www.gesetze-im-internet.de/bgg/BGG.pdf> (letzter Zugriff 27. 7. 2017).
- BSD = Bundesverband der Schriftdolmetscher Deutschlands (2011a): Ehrenordnung / Ehrenkodex. <http://www.bsd-ev.org/index.php?id=92> (letzter Zugriff 6. 4. 2017).
- BSD = Bundesverband der Schriftdolmetscher Deutschlands (2011b): Tätigkeit. <http://www.bsd-ev.org/index.php?id=97> (letzter Zugriff 6. 4. 2017).
- BSD = Bundesverband der Schriftdolmetscher Deutschlands (2012): Stellungnahme des BSD zu Stellenangeboten: „Schriftdolmetscher(in) / Schreibkraft für hörgeschädigte Menschen“. [http://www.bsd-ev.org/fileadmin/Stellungnahme\\_Schreibkraefte.pdf](http://www.bsd-ev.org/fileadmin/Stellungnahme_Schreibkraefte.pdf) (letzter Zugriff 5. 6. 2017).
- DBT = Deutscher Bundestag (2014): Nutzungsbedingungen. [http://www.bundestag.de/static/appdata/mediathek/Nutzungsbedingungen\\_de.pdf](http://www.bundestag.de/static/appdata/mediathek/Nutzungsbedingungen_de.pdf) (letzter Zugriff 10. 6. 2017).
- DSB = Deutscher Schwerhörigenbund (2016): Eine arbeitsmarktpolitische Begründung zur Ausbildung von Schriftdolmetschern in Deutschland. [http://www.schwerhoerigen-netz.de/fileadmin/user\\_upload/dsb/Dokumente/Information/Aus-und\\_Weiterbildung/Schriftdolmetschen/Arbeitsmarkt-Analyse\\_bw.pdf](http://www.schwerhoerigen-netz.de/fileadmin/user_upload/dsb/Dokumente/Information/Aus-und_Weiterbildung/Schriftdolmetschen/Arbeitsmarkt-Analyse_bw.pdf) (letzter Zugriff 6. 4. 2018).
- Deutsche Gesellschaft der Hörgeschädigten (2004): Einige Informationen zum Thema Hörschädigung. <http://www.deutsche-gesellschaft.de/fokus/einige-informationen-zum-thema-hoerschaedigung> (letzter Zugriff 31. 3. 2017).
- Deutsches Ärzteblatt (2011): Umfrage: Hörgeräte immer noch unbeliebt. Deutsches Ärzteblatt 108 (23). <https://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=93724> (letzter Zugriff 8. 6. 2017).
- Gablenz, Petra von, Eckardt Hoffmann & Inga Holube (2017): Prävalenz von Schwerhörigkeit in Nord- und Süd-Deutschland. *HNO* 3 (7). doi:10.1007/s00106-016-0314-8 (letzter Zugriff 8. 6. 2017).

- Haapanen, Lauri (2017): *Quoting practices in written journalism*. Helsinki: University of Helsinki. <https://helda.helsinki.fi/bitstream/handle/10138/174618/quotingp.pdf?sequence=1%20> (letzter Zugriff 26. 3. 2017).
- Hörkomm.de (2017a): Schwerhörigkeit in Zahlen. [http://www.hoerkomm.de/schwerhoerigkeit\\_in\\_zahlen.html](http://www.hoerkomm.de/schwerhoerigkeit_in_zahlen.html) (letzter Zugriff 26. 3. 2017).
- Hörkomm.de (2017b): Schriftdolmetscher. <http://www.hoerkomm.de/schriftdolmetscher.html> (letzter Zugriff 1. 4. 2017).
- Hörsicht (2017): Was ist das? <http://www.schriftdolmetscher-berlin.de/was-ist-das/> (letzter Zugriff 6. 4. 2017).
- KHV = Kommunikationshilfenverordnung (Verordnung zur Verwendung von Gebärdensprache und anderen Kommunikationshilfen im Verwaltungsverfahren nach dem Behindertengleichstellungsgesetz) (2002/2016): <https://www.gesetze-im-internet.de/khv/BjNR26500002.html> (letzter Zugriff 27. 7. 2017).
- Kushalnagar, Raja S., Walter S. Lasecki & Jeffrey P. Bigham (2013): Accessibility evaluation of classroom captions. *ACM Transactions on Accessible Computing* 1 (1), 1–24. [https://web.eecs.umich.edu/~wlasecki/pubs/cc\\_taccess.pdf](https://web.eecs.umich.edu/~wlasecki/pubs/cc_taccess.pdf) (letzter Zugriff 27. 7. 2017).
- Laurén, Sirpa (2002): *Toimiiko kirjoitustulkkkaus? Selvitys kirjoitustulkkkien työstä ja koulutustarpeista. Opinnäytetyö. Humanistisen ammattikorkeakoulun Kuopion yksikkö.* [Funktioniert das Schriftdolmetschen? Studie über die Arbeit und den Ausbildungsbedarf der Schriftdolmetscher.] Unveröffentlichte Abhandlung, Humanistische Fachhochschule, Kuopio.
- Nofftz, Birgit (2014): *Written interpreting in individual countries*. [http://www.uni-saarland.de/fileadmin/user\\_upload/page/atrc/Dokumente/Written\\_interpreting\\_in\\_individual\\_countries\\_Birgit\\_Nofftz\\_2014\\_.pdf](http://www.uni-saarland.de/fileadmin/user_upload/page/atrc/Dokumente/Written_interpreting_in_individual_countries_Birgit_Nofftz_2014_.pdf) (letzter Zugriff 31. 3. 2017).
- Norberg, Ulf, Ursula Stachl-Peier & Liisa Tiittula (2015): Speech-to-text interpreting in Finland, Sweden and Austria. *Translation and Interpreting* 7 (3), 36–49. <http://trans-int.org/index.php/transint/article/view/418> (letzter Zugriff 31. 3. 2017).
- ÖSB = Österreichischer Schwerhörigenbund Dachverband (2013): Stellungnahme des ÖSB bezüglich „Offener Brief des Österreichischen Gehörlosenbundes (ÖGLB) vom 23. 10. 2013 an Bundeskanzler Dr. Faymann und Vizekanzler Dr. Spindelegger“. [https://oesb-dachverband.at/fileadmin/user\\_upload/pdf/Statement\\_O%CC%88SB\\_auf\\_O%CC%88GLB\\_Aussend.v.23.10.13\\_8.11.13.pdf](https://oesb-dachverband.at/fileadmin/user_upload/pdf/Statement_O%CC%88SB_auf_O%CC%88GLB_Aussend.v.23.10.13_8.11.13.pdf) (letzter Zugriff 6. 6. 2017).
- pro auditio schweiz (2016): Ehrenkodex für Schriftdolmetschende. [http://www.pro-auditio.ch/fileadmin/user\\_upload/Dokumente\\_Dachverband/Ehrenkodex\\_SD\\_2016.pdf](http://www.pro-auditio.ch/fileadmin/user_upload/Dokumente_Dachverband/Ehrenkodex_SD_2016.pdf) (letzter Zugriff 6. 4. 2017).
- Schauffler, Irmgard (2003): Wann braucht man Schriftdolmetscher? *Deutscher Schwerhörigenbund*. <https://www.schwerhoerigen-netz.de/schriftdolmetschen/weitere-informationen/wann-braucht-man-schriftdolmetscher/> (letzter Zugriff 27. 7. 2017).
- Schwitalla, Johannes & Liisa Tiittula (2009): *Mündlichkeit in literarischen Erzählungen. Sprach- und Dialoggestaltung in modernen deutschen und finnischen Romanen und deren Übersetzungen*. Tübingen: Stauffenburg.
- SGB IX = Sozialgesetzbuch, Neuntes Buch (2001/2017): Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. [https://www.gesetze-im-internet.de/sgb\\_9\\_2018/BjNR323410016.html](https://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9_2018/BjNR323410016.html) (letzter Zugriff 6. 4. 2018).
- Sharmin, Selina, Mari Wiklund & Liisa Tiittula (2016): The reading process of dynamic text – A linguistic approach to an eye movement study. *SKY Journal of Linguistics* 29, 119–146.
- Suomen kirjoitustulkit [Verband der Schriftdolmetscher Finnlands] (o. J.): *Kirjoitustulkkkaus [Schriftdolmetschen]*. <http://www.suomenkirjoitustulkit.net/kirjoitustulkkkaus/> (letzter Zugriff 6. 4. 2017).

- Tiittula, Liisa (2006): Schriftdolmetschen – Mündlichkeit im schriftlichen Gewand. *A man of measure. Festschrift in Honour of Fred Karlsson. A special supplement to SKY Journal of Linguistics* 19, 481–488. [http://www.linguistics.fi/julkaisut/SKY2006\\_1/1FK60.1.10.TIITTULA.pdf](http://www.linguistics.fi/julkaisut/SKY2006_1/1FK60.1.10.TIITTULA.pdf) (letzter Zugriff 28. 6. 2017).
- Tiittula, Liisa (2009): *SpeechText: Research on print interpreting*. Beitrag auf dem 2nd International Seminar on Real-Time Intralingual Subtitling, Universität Autònoma de Barcelona. [http://www.sis.uta.fi/~csolsp/speechtext/docs/Tiittula\\_ISRIS\\_2009.pdf](http://www.sis.uta.fi/~csolsp/speechtext/docs/Tiittula_ISRIS_2009.pdf) (letzter Zugriff 30. 4. 2017).
- Tiittula, Liisa (2010): Miten kirjoitustulkkkaus välittää puheen affektisuutta? [Wie wird die Affektivität der Rede durch Schriftdolmetschen vermittelt?] In Niina Nissilä & Nestori Siponkoski (Hrsg.), *Kieli ja tunteet, Sprache und Emotionen: Vakki-Symposium XXX*, 326–337. Vaasa: Universität Vaasa.
- Tirinnanzi, Serena (2016): Qualität beim Schriftdolmetschen. In Ursula Gross-Dinter (Hrsg.), *Dolmetschen 3.0 – Einblicke in einen Beruf im Wandel*, 135–183. Berlin: Frank & Timme.
- trans.SCRIPT (2017a): Das ÖSB-trans.SCRIPT-Team. <http://www.transscript.at/team/> (letzter Zugriff 24. 6. 2017).
- trans.SCRIPT (2017b): Definition. <http://www.transscript.at/schriftdolmetschen/definition/> (letzter Zugriff 6. 4. 2017).
- VerbaVoice (2015): Live-Untertitel direkt vor dem Auge – Die Brille für barrierefreien Durchblick. [http://www.verbavoice.de/images/pm/PI\\_SonyPro\\_VerbaVoice\\_final.pdf](http://www.verbavoice.de/images/pm/PI_SonyPro_VerbaVoice_final.pdf) (letzter Zugriff 6. 4. 2018).
- VerbaVoice (2016): Livestreams: Die letzten Termine 2016 Deutscher Bundestag und Landtage. <http://www.verbavoice.de/ueber-uns/news/265-termine-livestream-11-122016> (letzter Zugriff 12. 6. 2017).
- Wagner, Susanne (2005): Intralingual speech-to-text-conversion in real-time: Challenges and opportunities. *MuTra 2005 – Challenges of Multidimensional Translation: Conference Proceedings*. [http://www.euroconferences.info/proceedings/2005\\_Proceedings/2005\\_Wagner\\_Susanne.pdf](http://www.euroconferences.info/proceedings/2005_Proceedings/2005_Wagner_Susanne.pdf) (letzter Zugriff 1. 4. 2017).
- ZHAW = Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (2016): Ausbildungsgang zur Schriftdolmetscherin / zum Schriftdolmetscher 2016. <https://www.zhaw.ch/storage/linguistik/forschung/sprachtechnologie/ausbildungsinhalte-schriftdolmetschen.pdf> (letzter Zugriff 9. 11. 2017).

## Transkriptionszeichen

### Verbale Transkription:

[ ]	Überlappungen
(.)	Mikropause
(3.2)	Pause in Sekunden
lAssen	Betonung
, .	schwebende/fallende Intonation
?	steigende Intonation
:	Dehnung
(h)	Lachpartikel
(( ))	beschriebene Phänomene
mir / ma	alternative Transkriptionen

## Wiedergabe der Schriftdolmetschung:

(vauhhh)	dolmetscherseitige Beschreibung von hörbaren nicht-verbalen Elementen
abe	Durchstreichung: in der Dolmetschung eingetippte und gleich gelöschte Elemente
//	Absatzwechsel gefolgt von einer Leerzeile



Angelika Storrer

## 9 Interaktionsorientiertes Schreiben im Internet

**Abstract:** Digitale Kommunikationsformen fördern eine interaktionsorientierte Haltung zum Schreiben, die sich in zentralen Punkten von der textorientierten Schreibhaltung unterscheidet, wie sie für das Verfassen redigierter Schrifttexte charakteristisch ist. Im Beitrag werden die Unterschiede zwischen text- und interaktionsorientiertem Schreiben am Beispiel eines Wikipedia-Artikels und einer darauf bezogenen Diskussion illustriert. Weiterhin werden an diesem Beispiel auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen mündlichem Face-to-Face-Gespräch und schriftlicher Wikipedia-Diskussion herausgearbeitet. Dann wird am Vergleich eines Ausschnittes eines Dramentextes mit einem Mitschnitt aus einem Mehrpersonenchat verdeutlicht, dass man zwar auch in Chats Formen fingierter Mündlichkeit findet, dass bei der Bewertung abweichender Schreibungen aber weitere Faktoren – z. B. Tippfehler, fingierte Schreibprobleme, Spuren von Revisionen oder von automatischen Schreibhilfen – berücksichtigt werden müssen, die sich auf grundlegende Unterschiede zwischen text- und interaktionsorientiertem Schreiben zurückführen lassen. Auf dieser Basis wird erläutert, wie die Opposition zwischen textorientiertem und interaktionsorientiertem Schreiben dazu beitragen kann, die Abweichungen von der schriftlichen Standardsprache in der internetbasierten Kommunikation, die in der Öffentlichkeit oft als Indiz für eine Verschlechterung von Schreibkompetenzen wahrgenommen werden, differenzierter zu bewerten. Abschließend wird diskutiert, wie die Entwicklungen im Gebrauch von Schriftsprache korpusbasiert untersucht werden können und welche Herausforderungen sich beim Aufbau und bei der Aufbereitung entsprechender Korpora ergeben.


**Keywords:** Internetbasierte Kommunikation, Internetlinguistik, Korpuslinguistik, Social Media

### 1 Einführung

Das Internet hat die Art und Weise, wie wir miteinander kommunizieren, radikal verändert. Eine Facette dieser Entwicklung ist die zunehmende Nutzung von

---

Angelika Storrer, Universität Mannheim, Schloss EW 257, D-68131 Mannheim,  
E-Mail: [astorrer@mail.uni-mannheim.de](mailto:astorrer@mail.uni-mannheim.de)

Open Access. © 2018 Angelika Storrer, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz.  
<https://doi.org/10.1515/9783110538601-010>

Schriftsprache in kommunikativen Bereichen, in denen bislang überwiegend mündlich bzw. fernmündlich kommuniziert wurde. Jugendliche halten schriftsprachlich Kontakt mit ihrer Peergroup, Familien und Freizeitgruppen kommunizieren über Instant Messaging. Zudem bietet das Internet viele neue Schreibansätze, z. B. in sozialen Netzwerken, Foren, Blogs oder Bewertungsportalen; viele dieser Produkte sind öffentlich sichtbar. Geschrieben wird nicht nur am Schreibtisch, sondern auch unterwegs und unter Multitasking-Bedingungen. Dabei entwickelt sich eine neue Haltung zum Schreiben, die sich in wichtigen Merkmalen vom planvollen Verfassen redigierter Schrifttexte unterscheidet und die mit dem Konzept des „interaktionsorientierten Schreibens“ erfasst werden soll.

Das Konzept des interaktionsorientierten Schreibens dient dazu, aktuelle Entwicklungen in der Nutzung von Schriftsprache in der internetbasierten Kommunikation zu beschreiben und einzuordnen. Wichtig für diese Einordnung ist die Einsicht, dass die Produkte der Netzkommunikation sowohl Merkmale mündlicher Gespräche als auch Merkmale schriftlicher Texte aufweisen, dass sie aber darüber hinaus eigenständige Eigenschaften haben, für die es weder im Gespräch noch im prä-digitalen Text eine direkte Entsprechung gibt. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Text, Gespräch und internetbasierter Kommunikation wurden schon früh thematisiert und an verschiedenen digitalen Genres herausgearbeitet (z. B. Androutsopoulos 2007; Beißwenger 2007, 2016a; Crystal 2011; Storrer 2001, 2017). In Unterkapitel 2 werden Aspekte dieser Diskussion, die für das Verständnis des interaktionsorientierten Schreibens zentral sind, aufgegriffen und erläutert.

Internetbasierte Kommunikation (IBK) ist ein Forschungsgegenstand, der nicht nur synchron, sondern auch diachron untersucht werden kann. Wenn man Aussagen über internetinduzierte Sprachwandeltrends treffen möchte, ist es sinnvoll, Entwicklungen über eine möglichst große Zeitspanne hinweg zu betrachten. Unterkapitel 2.1 gibt deshalb einen kurzen Abriss der Entwicklungen und grenzt die Bezeichnungen „Internet“, „WWW“ (World Wide Web), „Web 2.0“ und „Social Web“, die oft synonym verwendet werden, voneinander ab. In Unterkapitel 2.2 werden die in diesem Beitrag verwendeten Bezeichnungen „internetbasierte Kommunikation“ für den Untersuchungsgegenstand und „Internetlinguistik“ für die Forschungsrichtung präzisiert und zu anderen Bezeichnungen in Bezug gesetzt.

In Unterkapitel 3 werden zentrale Unterschiede zwischen Interaktionsorientierung und Textorientierung beim Schreiben herausgearbeitet. Am Beispiel eines Wikipedia-Artikels und einer darauf bezogenen Diskussion werden einerseits Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen mündlichen Gesprächen und schriftlicher Netzkommunikation illustriert. Andererseits wird gezeigt, wie

das interaktionsorientierte Schreiben von Diskussionsbeiträgen auf das textorientierte Verfassen von Artikeln bezogen ist.

Unterkapitel 4 setzt das interaktionsorientierte Schreiben in Bezug zum Fingieren von Mündlichkeit beim textorientierten Gestalten fiktiver Dialoge. Am Vergleich eines Ausschnittes eines Dramentextes mit einem Mitschnitt aus einem Mehrpersonenchat wird verdeutlicht, dass man zwar auch in Chats Formen fingierter Mündlichkeit findet, dass bei der Bewertung abweichender Schreibungen aber weitere Faktoren – z. B. Tippfehler, fingierte Schreibprobleme, Spuren von Revisionen oder von automatischen Schreibhilfen – berücksichtigt werden müssen, die sich auf grundlegende Unterschiede zwischen text- und interaktionsorientiertem Schreiben zurückführen lassen.

Unterkapitel 5 stellt das Konzept noch einmal in den Kontext der öffentlichen Debatte um die Einordnung und Bewertung der neuen Schreibformen im Internet und erläutert, wie die neuen Entwicklungen korpusbasiert untersucht werden können und welche Herausforderungen sich für die Anbieter von Korpora dabei ergeben.

## 2 Text, Gespräch, internetbasierte Kommunikation

Für die Beschäftigung mit größeren Einheiten der Kommunikation spielt in der linguistischen Forschung die Opposition zwischen den Kategorien ‚Text‘ und ‚Gespräch‘ eine zentrale Rolle. Die Trennung der Bereiche ‚Textlinguistik‘ und ‚Gesprächslinguistik‘, die unter anderem im HSK-Band *Text- und Gesprächslinguistik* (Brinker et al. 2000) vorgenommen wird, trägt der Einsicht Rechnung, dass die Sprachproduktion in Text und Gespräch unterschiedlichen Bedingungen unterliegt und dass für die mündliche, körpergebundene Sprachproduktion andere Merkmale relevant sind als für die Produktion schriftsprachlicher Texte. Auch wenn es eine Vielzahl von Präzisierungsvorschlägen für den Textbegriff mit sehr unterschiedlichem Begriffsumfang gibt (vgl. Wagner 2016), wurden textlinguistische Analysekategorien primär für linear organisierte, monologische Schrifttexte entwickelt, während sich Ansätze zur Gesprächsanalyse primär an der mündlichen Interaktion orientieren (vgl. Deppermann 2008).

Das Verhältnis zwischen Gesprächen und Texten wird in verschiedenen Arbeiten, mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und vor dem Hintergrund unterschiedlicher theoretischer Ansätze, systematisiert und erklärt.<sup>1</sup> Im

---

<sup>1</sup> Z. B. Koch & Oesterreicher (1985), Klein (1985), Hoffmann (2014), Eichinger (2017).



Bereich der Grammatikforschung hat die am IDS entwickelte Grammatik der deutschen Sprache (GDS) (Zifonun et al. 1997) Pionierarbeit geleistet, indem sie in Kapitel C die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Kategorien „Text“ und „Gespräch“ („Diskurs“) herausgearbeitet und in den theoretischen Rahmen der GDS eingebunden hat. Die Kategorie „Gespräch“ („Diskurs“)<sup>2</sup> wird definiert als „mündliche Form sprachlicher Kommunikation, die an das Hier und Jetzt der aktuellen Sprechsituation, an Ko-Präsenz und Handlungskoordination von Sprecher(n) und Hörer(n) gebunden ist“ (Zifonun et al. 1997: 161). Eine zentrale Aufgabe der gemeinsamen Handlungskoordination im Diskurs besteht in der Organisation des Sprecherwechsels (das Turn-Taking), das im Teilkapitel C5 der GDS beschrieben wird. Texte werden definiert als „Produkte sprachlichen Handelns, die in ihrer medialen Repräsentation und Gestaltkonstanz darauf angelegt sind, abgelöst von der Entstehungssituation an anderen Orten und zu anderen Zeiten (immer neu) rezipierbar zu sein“ (Zifonun et al. 1997: 249). An diesen funktional gefassten Textbegriff schließt auch die Opposition von textorientiert und interaktionsorientiert an.

Die Schrift war lange das wichtigste Medium zur formfixierten Aufbewahrung sprachlicher Äußerungen über die eigentliche Sprechsituation hinaus; Schriftlichkeit spielte in dieser Funktion eine zentrale Rolle für die orts- und zeitunabhängige Tradierung von sprachlich verfasstem Wissen (vgl. Ehlich 1994). Es verwundert also nicht, dass in den Systematisierungen der GDS 1997 die Textkategorie mit schriftlich realisierter Sprache, die Gesprächskategorie mit mündlich realisierter Sprache identifiziert wurde. Seit der Verbreitung des Internets wird Schriftsprache aber nicht mehr nur für die Gestaltung von Texten genutzt, sondern auch für die Interaktion zwischen Nutzern mit Hilfe internetbasierter Kommunikationstechnologien. Für dieses interaktionsorientierte Schreiben gab es zwar prä-digitale Vorläufer, z. B. in Form von Zettelbotschaften, aber erst durch das Internet ist das interaktionsorientierte Schreiben in vielen Bereichen alltäglich geworden. Die bisherige Identifikation von Text mit Schriftsprache und Gespräch mit gesprochener Sprache wird diesen Entwicklungen nicht mehr gerecht.

Für die IBK-Forschung stellt sich die Frage, ob sich internetbasierte Kommunikationsformen besser mit Ansätzen und Kategorien aus der Textlinguistik oder aus der Gesprächslinguistik analysieren lassen (Storrer 2001; Beißwenger 2007;

---

2 Zifonun et al. (1997) verwenden, im Anschluss an die Terminologie der funktionalen Pragmatik, den Kategoriennamen „Diskurs“; der Gegenstandsbereich und die angegebenen Charakteristika entsprechen aber grosso modo denen für die Kategorie Gespräch in anderen Darstellungen. Um Verwechslungen mit dem in den Kulturwissenschaften verbreiteten, an Foucault anschließenden Diskursbegriff (vgl. z. B. Gredel 2017) zu vermeiden, verwende ich in diesem Artikel den Kategoriennamen „Gespräch“.

Dürscheid & Brommer 2009; Imo 2013). Die Antworten darauf fallen unterschiedlich aus, je nachdem, welche Fragestellungen fokussiert und welche Daten untersucht werden. In seinem Ansatz „Sprache-in-Interaktion“ analysiert Imo (2013) mündliche Gespräche und digital mediatisierte Interaktion mit Kategorien und Methoden der am mündlichen Gespräch entwickelten Interaktionalen Linguistik. Seine Analysen beziehen sich auf Produktdaten, also auf per Chat, SMS oder WhatsApp erzeugte Sequenzen von Botschaften. Wenn internetbasierte Kommunikation auch prozessorientiert untersucht wird, treten die Gemeinsamkeiten des Chattens mit dem Verfassen von Texten – z. B. die Möglichkeit, das Produkt vor dem Verschicken zu revidieren, die Sprachrezeption über das Auge – deutlicher zu Tage (vgl. Beißwenger 2010). In vielen Arbeiten zur internetbasierten Kommunikation wird in mehr oder weniger ausführlicher Form reflektiert, dass die Produkte Merkmale sowohl von Texten als auch von Gesprächen haben, aber auch Eigentümlichkeiten aufweisen, die an die Verfügbarkeit digitaler Ressourcen und an damit verbundene Praktiken gebunden sind (Androutsopoulos 2007; Kalass 2013; Beißwenger 2016a). Die Äußerungsformen und -strukturen sind durch technische Funktionen der verwendeten Kommunikationstechnologie ebenso beeinflusst wie durch soziale Faktoren und individuelle Kompetenzen. Herring (2007) hat zehn technische und acht situationsbezogene Faktoren zusammengestellt, die nachweislich Einfluss auf Sprachformen und Sprachstrukturen der internetbasierten Kommunikation nehmen. Dazu gehören die Frage, ob die Beiträge privat oder internetöffentlich sichtbar sind, die Art der Identifikation, d. h. ob mit Klarnamen, mit Pseudonym oder ganz anonym kommuniziert wird, die Persistenz, d. h. ob ein Beitrag gespeichert oder nur für eine bestimmte Dauer sichtbar wird, und die Frage, ob die Schreibaktivität eines Nutzers für die anderen Teilnehmer erkennbar ist oder nicht. Die von Herring bewusst als offen deklarierte Liste aus dem Jahr 2007 muss inzwischen erheblich erweitert werden: Es entwickeln sich nicht nur laufend neue internetbasierte Kommunikationsplattformen und -dienste, sondern auch bereits etablierte Plattformen und Dienste aktualisieren laufend ihre Angebote und bieten neue Funktionen an. Jede Veränderung kann sich auf Sprachformen und -strukturen auswirken; eine auf die Entwicklungen im Social Web aktualisierte Übersicht findet sich in Herring & Androutsopoulos (2015).

Lobin (2014), der die Veränderungen der Kulturtechniken des Lesens und Schreibens im Zuge der Digitalisierung an vielen Beispielen illustriert, arbeitet drei wichtige Besonderheiten digitaler Kommunikation heraus: Vernetzung, Datenintegration und Automatisierung.

Digitale Vernetzung ermöglicht die schnelle Rückkopplung zwischen den Beteiligten, wodurch sich interaktionsorientierte Schreibformen überhaupt erst im großen Stil entwickeln können. Die Nutzer können über Computernetze

nicht nur Botschaften transferieren, sondern sind selbst an der Vernetzung von Daten beteiligt (z. B. durch das Anlegen von Links, Hashtags oder durch Aktivitäten wie Folgen, Abonnieren, Liken etc.).

Datenintegration führt dazu, dass bislang getrennte Medientypen in hypertextuelle Umgebungen eingebunden und auf vielfältige Weise miteinander verknüpft sind. In der internetbasierten Kommunikation lassen sich digital mediatisierte Beiträge gesprochener und geschriebener Sprache in verschiedener Weise kombinieren. Um nur zwei einfache Beispiele zu nennen: Videokonferenzsysteme wie Skype bieten die Möglichkeit, parallel zur gesprochenen Interaktion schriftlich auf einem Chatkanal zu kommunizieren. Mit Messengern wie WhatsApp lassen sich Text-, Bild-, Audio- und Videodateien in denselben Kommunikationsverlauf integrieren.

Automatisierung bedeutet beispielsweise, dass an der Kommunikation nicht nur Menschen beteiligt sind, sondern auch die Computerprogramme, die Äußerungen automatisch korrigieren, übersetzen und systemgenerierte Beiträge in den Interaktionsverlauf integrieren. Sie können – z. B. in Form von Bots – auch selbst an der Interaktion beteiligt sein.

Diese Charakteristika digitaler Kommunikationstechnologie prägen den internetinduzierten Wandel von Medienformaten (Bucher, Gloning & Lehnen 2010) und hinterlassen Spuren in den Produkten des interaktionsorientierten Schreibens. Diese können zwar in etlichen Aspekten mit Kategorien und Ansätzen aus der Gesprächs-, Text- oder Diskurslinguistik untersucht werden. Allerdings stoßen die am linearen, gestaltstabilen Text oder am mündlichen Face-to-Face-Gespräch entwickelten Ansätze schnell an ihre Grenzen, sodass Ansätze kombiniert und neue Kategorien und Methoden etabliert werden müssen (vgl. z. B. Kalass 2013; Gredel 2017).

## 2.1 Internet, WWW, Web 2.0, Social Web und mobiles Internet

In der Alltagssprache werden die Begriffe *Web* und *Internet* oft als Synonyme verwendet. Genaugenommen ist das WWW aber nur einer von mehreren sogenannten Diensten im mediengeschichtlich älteren Internet, das sich aus dem 1969 entstandenen ARPANET entwickelt hat und eine Infrastruktur für Computernetzwerke bezeichnet, die Daten über die Protokollfamilie TCP/IP (Transmission Control Protocol/Internet Protocol) austauschen<sup>3</sup>. Das World Wide Web (mit WWW oder Web abgekürzt) wurde erst 1989 am Genfer Kernforschungszentrum

---

<sup>3</sup> Vgl. Ebersbach, Glaser & Heigl (2016: 12–20).

CERN aus dem Interesse heraus entwickelt, die Zusammenarbeit und die Kommunikation zwischen örtlich getrennten Forschergruppen zu unterstützen.

Die Unterscheidung von Internet und WWW ist vor allem dann relevant, wenn man die Entwicklungen des interaktionsorientierten Schreibens diachron untersuchen möchte, denn es gab bereits vor dem WWW andere internetbasierte Kommunikationsdienste, die auch schon früh linguistisch untersucht wurden. Hierzu gehören E-Mails (Janich 1994), die Diskussionen im Usenet (z. B. Feldweg, Kibiger & Thielen 1995) und der 1988 entstandene Internet Relay Chat (IRC) (Lenke & Schmitz 1995).

Charakteristisch für das WWW ist das Hypertextprinzip, nach dem Daten über Hyperlinks miteinander verknüpft werden. Der Zugriff auf das WWW über kostenfrei erhältliche und einfach bedienbare Webbrowser hat entscheidend zur Verbreitung und Popularisierung des Internets beigetragen. An den seit 1997 jährlich durchgeführten ARD/ZDF-Online-Studien<sup>4</sup> lässt sich die Entwicklung gut verfolgen: Im Jahr 1997 nutzten erst 6,5 % der Bevölkerung das Internet; in der aktuellsten Erhebung von 2016 ist der Anteil auf 83 % angestiegen. Der Anteil der Befragten, die täglich online sind, stieg von 23 % im Jahr 2003, in dem die tägliche Nutzung erstmals erhoben wurde, auf 65 % im Jahr 2016.

Mit dem Ausdruck *Web 2.0*, der sich im Anschluss an eine 2004 von Tim O'Reilly und Dale Dougherty organisierte, gleichnamige Konferenz schnell verbreitete, ist keine technisch neue Version des WWW gemeint. Es handelt sich vielmehr um ein „ideenleitendes Schlagwort“ (Ebersbach, Glaser & Heigl 2016: 24), mit dem allgemeine Aspekte des Wandels in der Nutzung des WWW ab der Jahrtausendwende erfasst werden sollen. In seinem programmatischen Artikel *What Is Web 2.0? Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software* erläutert O'Reilly (2005) die technischen, ökonomischen und sozialen Aspekte des Wandels: Neue Formen der Entwicklung und Bereitstellung von Software, neue Geschäftsmodelle, neue Formen der Nutzerpartizipation. Ebersbach, Glaser & Heigl (2016) geben eine auf den neuesten Stand der Entwicklungen bezogene Einführung aus informationswissenschaftlicher Sicht und entwickeln eine Typologie für Social-Media-Anwendungen (Wikis, Blogs, Soziale Netzwerke etc.) und typische Praktiken (Social Sharing, Social Tagging, Mashups etc.). Mit dem Konzept des „Social Web“ fokussieren Ebersbach, Glaser & Heigl (2016) die sozialen und kommunikativen Aspekte des Web 2.0, d. h. den Aufbau und die Pflege sozialer Beziehungen, den Informationsaustausch und die gemeinsame Wissensproduktion mithilfe webbasierter Anwendungen (Ebersbach, Glaser & Heigl 2016: 30–33). In vielen Arbeiten werden die

---

<sup>4</sup> <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de> (letzter Zugriff 20. 7. 2017).

Bezeichnungen „Web 2.0“ und „Social Web“ aber auch synonym verwendet (vgl. Siever 2015: 56–59).

## 2.2 Internetbasierte Kommunikation, Computervermittelte Kommunikation, Keyboard-to-Screen-Kommunikation

„Internetbasierte Kommunikation“ ist eine Bezeichnung für einen interdisziplinär bearbeiteten Forschungsgegenstand, der sich mit Technologien, Prozessen und Produkten der Kommunikation unter Nutzung der technischen Infrastruktur des Internets beschäftigt.<sup>5</sup> Die dabei untersuchten Technologien und Kommunikationsformen erfassen client-basierte Dienste wie E-Mail, Internet Relay Chat und Usenet ebenso wie webbasierte Kommunikationsdienste, Social-Media-Anwendungen und entsprechende Apps (vgl. Beißwenger 2018). Als Bezeichnung für das Forschungsfeld, das sich unter linguistischer Perspektive mit internetbasierter Kommunikation beschäftigt, hat sich die Bezeichnung *internet linguistics* (Crystal 2011) bzw. „Internetlinguistik“ (Marx & Weidacher 2014) etabliert.

In der Literatur finden sich verschiedene Benennungen, die den hier als „internetbasierte Kommunikation“ bezeichneten Gegenstandsbereich enger oder weiter fassen, aber in Bezug auf die untersuchten Datentypen und Phänomene große Überschneidungsbereiche haben. In der internationalen Forschung weit verbreitet ist der englische Ausdruck *computer-mediated communication* (CMC), der auch im Namen der seit 1995 erscheinenden einschlägigen Fachzeitschrift *Journal of computer-mediated communication*<sup>6</sup> oder der seit 2013 jährlich stattfindenden Konferenzreihe *CMC and Social Media Corpora for the Humanities*<sup>7</sup> verwendet wird. Der mit CMC bezeichnete Gegenstandsbereich ist weiter gefasst als die internetbasierte Kommunikation, weil auch Kommunikationstechnologien und -formen berücksichtigt werden, die nicht auf der Infrastruktur des Internets aufsetzen, z. B. SMS-Botschaften, die über die Netze der Telekommunikationsanbieter verschickt werden.<sup>8</sup> Die an SMS interessierte deutschsprachige Forschung gibt deshalb der Bezeichnung CMC bzw. der deutschen Übersetzung „computervermittelte Kommunikation“ (cvK) den Vorzug gegenüber der Bezeichnung „internetbasierte Kommunikation“.

<sup>5</sup> Die Arbeiten des interdisziplinären, DFG-geförderten Netzwerks *Empirikom* geben einen Einblick in die Themen und Untersuchungsgegenstände. <http://www.empirikom.net> (letzter Zugriff 18. 10. 2017).

<sup>6</sup> [http://onlinelibrary.wiley.com/journal/10.1111/\(ISSN\)1083-6101](http://onlinelibrary.wiley.com/journal/10.1111/(ISSN)1083-6101) (letzter Zugriff 20. 7. 2017).

<sup>7</sup> <https://sites.google.com/site/cmccorpora/> (letzter Zugriff 20. 7. 2017).

<sup>8</sup> Zur Abgrenzung von CMC und IBK vgl. ausführlich Beißwenger (2007: 31–33).

Um die Vergleichbarkeit von SMS und internetbasierter Kommunikation zu sichern, führen Jucker & Dürscheid (2012) die Bezeichnung *keyboard-to-screen communication* (KSC) für Kommunikationsformen ein, die folgende Eigenschaften aufweisen: „a) primarily graphically realized, b) either in a one-to-one, a one-to-many or a many-to-many-format and c) mediated by cell phones, smart phones, or networked PC tablets and computers“ (Jucker & Dürscheid 2012: 2). Die Ausdrücke *keyboard* und *screen* sind zwar weit gefasst, der Gegenstandsbe- reich ist aber deutlich enger begrenzt als bei IBK oder CMC. Bild- Audio- und Videodateien, die nicht per Tastatur erzeugt werden, sind ebenso ausgeschlos- sen wie schriftliche Beiträge, die über die Spracheingabe, also gesprochene Sprache, die automatisch verschriftlicht wird, generiert werden. Auch system- generierte Beiträge – die z. B. Nutzeraktivitäten in Chats für die anderen Betei- ligten sichtbar machen – und algorithmisch generierte Beiträge von Chatbots werden nicht abgedeckt.

Trotz der Unterschiede im Detail werden in den mit IBK, CMC und KSC etikettierten Forschungsarbeiten ähnliche Kommunikationsformen und Phäno- mententypen untersucht. Wenn man keine „traditionellen“ SMS-Beispiele berück- sichtigt, dafür aber auch die multimodalen, hypertextuellen Aspekte digitaler Interaktionsumgebungen im Internet mit in die Analyse integrieren möchte, scheint mir die Bezeichnung „internetbasierte Kommunikation“ für den For- schungsgegenstand und *internet linguistics* bzw. „Internetlinguistik“ für das Forschungsfeld nachhaltiger zu sein als die auf aktuelle Ein- und Ausgabegerä- te bezogene KSC und eine darauf bezogenen „KSC-Linguistik“.

### 3 Textorientiertes vs. interaktionsorientes Schreiben

Die Vorstellungen davon, wie Schriftsprache zu sein hat, waren lange Zeit ge- prägt von redigierten Texten, die meist erst nach sorgfältiger Prüfung und oft mehrfacher Überarbeitung veröffentlicht wurden. In der internetbasierten Kom- munikation wird Schriftsprache aber zunehmend in Kontexten verwendet, in de- nen bislang eher gesprochen bzw. telefoniert wurde. Außerdem entstehen viele neue Schreibanlässe in den multimodalen, hypertextuellen Interaktionsumge- bungen des Social Web. Diese Entwicklungen fördern eine interaktionsorientier- te Haltung zum Schreiben, die sich in zentralen Punkten von der textorientierten Schreibhaltung unterscheidet, wie sie für das Verfassen von literarischen, wis- senschaftlichen oder journalistischen Texten charakteristisch ist.

Beim textorientierten Schreiben ist das Schreibziel ein Produkt, das über den laufenden Kommunikationszusammenhang hinausgehend Bestand haben

soll. Sein Inhalt soll ohne weitere unmittelbare Interaktion zwischen Schreiber und Leser zu verstehen sein. Charakteristisch für das textorientierte Schreiben sind Prozesse des Planens und (oft mehrfachen) Überarbeitens, die Arbeit am Text, die in der Schreibprozessforschung erforscht und modelliert werden.

Das interaktionsorientierte Schreiben ist hingegen auf einen Kommunikationsverlauf in einer digitalen Interaktionsumgebung bezogen, bei der die Möglichkeit besteht, Verstehensprobleme interaktiv zu bearbeiten. Die Produkte des interaktionsorientierten Schreibens müssen primär für die an der Interaktion Beteiligten verständlich sein. Die Versprachlichungsstrategien sind primär auf das Gelingen der laufenden Interaktion hin ausgerichtet. Hierfür kann eine schnelle Reaktion wichtiger sein als Prägnanz und sprachliche Elaboriertheit. Die für das textorientierte Schreiben maßgebliche Tugend des Überarbeitens, des Feilens am Text, die auch beim interaktionsorientierten Schreiben grundsätzlich möglich wäre, ist dabei oft nachrangig. Dafür spielen Aspekte der Beziehungsgestaltung und der gemeinsamen Bearbeitung einer Kommunikationsaufgabe bei der Versprachlichung eine zentrale Rolle.

Das Konzept des interaktionsorientierten Schreibens dient einerseits dazu, die Eigentümlichkeiten der internetbasierten Kommunikation zu erfassen und zu beschreiben, wie die Nutzer mit den kommunikativen Ressourcen, die ein Kommunikationswerkzeug (ein Messenger, ein Chat, ein Diskussionsforum) oder eine Social-Media-Plattform (Facebook, Instagram, MediaWiki etc.) bereitstellen, kreativ und spielerisch umgehen (z. B. Beißwenger & Storrer 2012).

Die Opposition zwischen textorientiertem und interaktionsorientiertem Schreiben steht andererseits im Zusammenhang mit der Einordnung und Bewertung der neuen Sprachformen. Sie soll dazu beitragen, die vielen Abweichungen von der schriftlichen Standardsprache, die man in IBK-Produkten findet und die in der Öffentlichkeit als Indiz für eine Verschlechterung von Schreibkompetenzen wahrgenommen werden, differenzierter zu bewerten (Storrer 2014). Beim interaktionsorientierten Schreiben steht das Gelingen der laufenden sozialen Interaktion im Mittelpunkt; beim textorientierten Schreiben das Verfassen eines normkonformen und aus sich heraus verständlichen Textes. Wenn man sich diesen Unterschied bewusst macht, wird klar, warum man interaktionsorientierte Schreibprodukte nicht mit den Maßstäben bewerten sollte, die gemeinhin für die Bewertung von Produkten des textorientierten Schreibens herangezogen werden. Wichtig für diese Diskussion ist auch die Einsicht, dass interaktionsorientiertes und textorientiertes Schreiben für die Partizipation am Social Web gleichermaßen relevant sind. In vielen digitalen Genres sind textorientiertes und interaktionsorientiertes Schreiben aufeinander bezogen, indem ein textorientiert verfasster Beitrag – z. B. ein Blogpost, ein Artikel einer Online-Zeitung – den Bezugspunkt von interaktionsorientierten Kommentaren bildet.

Im Folgenden soll am Beispiel der Wikipedia illustriert werden, wie sich das textorientierte und das interaktionsorientierte Schreiben bei den kollaborativen Schreibprozessen funktional ergänzen. Die Wikipedia ist in sogenannten Namensräumen organisiert, die jeweils verschiedene Funktionen erfüllen und für die auch unterschiedliche Leitlinien und Konventionen gelten (vgl. van Dijk 2010, Storrer 2012, Kalass 2013). Das Beispiel beschränkt sich auf die Namensräume der Artikeltexte und der Artikeldiskussionen.

Artikeltexte präsentieren Wissen zum Artikelgegenstand so, dass sich Leser schnell und ohne direkte Rückfragen Informationen erschließen können. Wichtige Merkmale der textorientierten Grundhaltung, das reflektierte Planen, Strukturieren und Redigieren, sind für die Arbeit an den Artikeln charakteristisch, auch wenn die Wikipedia als dynamischer Hypertext nicht auf einen Abschluss des Produktionsprozesses, sondern auf kontinuierliche Aktualisierung und Optimierung der Artikel hin ausgerichtet ist. Artikeldiskussionen dienen den aktiven Nutzern dazu, sich über die Verbesserung und Aktualisierung des Artikels auszutauschen und strittige Aspekte zu diskutieren. Hierbei wird überwiegend in einer interaktionsorientierten Grundhaltung geschrieben, bei der das Gelingen des aktuellen Handlungsziels – die Verbesserung des Artikels, die Diskussion um strittige Formulierungen oder die Zuverlässigkeit von Quellen – im Mittelpunkt steht.

Am Beispiel des in Abbildung 9.1 gezeigten Artikels zum persischen Großkönig Bahram I. und des in Abbildung 9.2 gezeigten Diskussionsstrangs soll im Folgenden verdeutlicht werden, wie eng das interaktionsorientierte Diskutieren und die textorientierte Arbeit am Artikel miteinander verknüpft sind. Zur Illustration habe ich bewusst einen kurzen Artikel zu einem wenig kontroversen Artikelgegenstand und eine Diskussion zwischen nur zwei Nutzern gewählt. Artikel und Artikeldiskussionen sind meist sehr viel komplexer strukturiert.

Abbildung 9.1 zeigt den Artikel zum Lemma *Bahram I.* in der Version, die zum Zeitpunkt des Initialbeitrags der in Abbildung 9.2 gezeigten Diskussion aktuell war.<sup>9</sup> Der Initialbeitrag der Diskussion zitiert zunächst die Datumsangaben im Artikel „Bahram I. (\* 273; † 276)“, die nahelegen, dass der betreffende Großkönig nur drei Jahre gelebt hat. Der Nutzer benennt das Problem, dass ein mit Stern gekennzeichnetes Datum normalerweise als Geburtsdatum verstanden wird, nicht direkt, sondern nimmt mit in seinem Kommentar („... aber hallo!!! und was er alles in den 3 Jahren Lebenszeit gemacht hat ...“) die Angaben scheinbar ernst und zeigt sich verwundert. Der zweite Nutzer greift diese ironische Ebene in seiner Replik „Jaja, die Kinder waren damals eben ehrgeiziger

---

<sup>9</sup> Die Versionen von Wikipedia-Seiten können über die Versionengeschichte rekonstruiert werden und bleiben über eine permanente URL auch direkt referenzierbar.



**Bahram I.** (\* 273; † 276) war ein Sohn des Großkönigs *Schapur I.* und während der Regierungszeit seines Vaters der Beherrscher der Provinz *Atropatene*. Nach dem Tod seines Bruders *Hormizd I.* übernahm Bahram die Herrschaft über das *Sassanidenreich*. Er verhalf dem *Zoroastrismus* und der Gruppe um den Hohen Priester *Katir* wieder zu neuer Bedeutung. Die Anhänger anderer Religion wie *Christen*, *Buddhisten* oder die Parteigänger des Religionsstifters *Mani* ließ er zeitweise verfolgen.

## Literatur

- Klaus Schippmann: *Grundzüge der Geschichte des sasanidischen Reiches*, Darmstadt 1990.

**Abb. 9.1:** Artikeltext zu Bahram I. Artikel im Bearbeitungsstand vom 21. Juli 2005, 08:54 UTC. [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Bahram\\_I.&oldid=7854522](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Bahram_I.&oldid=7854522) (letzter Zugriff 15. 7. 2017)

## Diskussion: Bahram I.

Bahram I. (\* 273; † 276)... aber hallo!!! und was er alles in den 3 Jahren Lebenszeit gemacht hat... *Hartmann Schedel* 21:09, 22. Jul 2005 (CEST)

Jaja, die Kinder waren damals eben ehrgeiziger als heute...es war von dem Autor natürlich seine Regierungszeit gemeint - Geburtsdaten haben wir eh realtiv selten aus dieser Zeit überliefert. --*Benowar* 11:54, 23. Jul 2005 (CEST)

mhmmm ok :-)*Hartmann Schedel* 02:26, 1. Aug 2005 (CEST)

**Abb. 9.2:** Diskussion zu Bahram I. [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion: Bahram\\_I.&oldid=109089043](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Diskussion: Bahram_I.&oldid=109089043) (letzter Zugriff 15. 7. 2017)

als heute ...“ zunächst auf, wechselt dann die Ebene und erläutert sein Verständnis der Datumsangaben („es war von dem Autor natürlich seine Regierungszeit gemeint.“). Durch die Formulierung „von dem Autor“ gibt er zu erkennen, dass er selbst aber nicht der Verursacher des Fehlers ist.<sup>10</sup> Aus der Versionengeschichte des Artikels kann man rekonstruieren, dass dieser Nutzer unmittelbar vor dem Posten seiner Replik das missverständliche Textsegment „Bahram I. (\* 273; † 276)“ bereits durch „Bahram I. († 276)“ ersetzt hatte. Der Bezugspunkt der Diskussion ist zum Zeitpunkt seines Postings also schon gar nicht mehr die in Abbildung 9.2 gezeigte Artikelversion, sondern eine Version, die nur noch die Angabe zum Todesdatum enthält. Im dritten Satz seines Postings („Geburtsdaten haben wir eh realtiv selten aus dieser Zeit überliefert.“) rechtfertigt er vermutlich, warum er bei dieser Revision nicht das richtige Geburtsdatum eingefügt, sondern nur die irreführende Datierung gelöscht hat. Der Autor des Initialbeitrags reagiert 9 Tage später mit dem Posting „mhmmm ok :-)“, wobei offen ist, ob sich die darin ausgedrückte Zustimmung auf die vorgenommene Änderung, auf die Rechtfertigungsgründe oder auf beides bezieht.

Sprachlich findet man in den Postings viele Merkmale, die auch als typisch für Alltagsgespäche gelten (vgl. Eichinger 2017): Partikeln wie „eben“ und

<sup>10</sup> Anhand der Versionengeschichte lässt sich belegen, dass die betreffende Datumsangaben tatsächlich von einem anderen Nutzer formuliert wurden. Allerdings können in der Wikipedia dieselben Personen unter mehreren Nutzernamen agieren.

„eh“; interaktive Einheiten wie „jaja“, „mhmmm“, „ok“ sowie den Ausruf „aber hallo!!!“, der gleich durch drei Ausrufezeichen als solcher gekennzeichnet ist. Sätze und Satzfragmente sind lose aneinandergereiht und durch Auslassungspunkte und Trennstriche – die man als fingierte Sprech- bzw. Denkpausen interpretieren kann – getrennt.

Am Beispiel lassen sich aber auch zentrale Unterschiede zwischen Wikipedia-Diskussionen und mündlichen Gesprächen verdeutlichen: Der Initialbeitrag ist nicht an einen bestimmten Gesprächspartner gerichtet, sondern an alle Nutzer, die an der Verbesserung des Artikels interessiert sind. Der Verfasser des Initialbeitrags kann zum Zeitpunkt des Postens keine konkreten Erwartungen entwickeln, wer darauf Bezug nehmen wird und zu welchem Zeitpunkt eine Reaktion erfolgt. Die WikiMedia-Software stellt technische Funktionen bereit, mit denen sich Nutzer über Veränderungen an Seiten benachrichtigen lassen können; die Daten zu deren Aktivierungen sind aber – im Gegensatz zu den öffentlich einsehbaren Artikelrevisionen – nicht öffentlich sichtbar. Der Interaktionsverlauf erstreckt sich hier über mehrere Tage; in diesem Zeitraum nimmt einer der Nutzer eine Änderung am Artikel vor, die das im Initialposting benannte Problem repariert. Damit verändert sich auch der für die Diskussion relevante Bezugspunkt; ohne diese Revision ist der Diskussionsverlauf nicht adäquat interpretierbar. Zwar ist es recht plausibel anzunehmen, dass das abschließende Posting „mhmmm ok :-“ nicht nur den vorherigen Diskussionsbeitrag, sondern auch die im Beitrag nicht explizit thematisierte Revisionshandlung evaluiert. Einen Nachweis, dass der Nutzer die Revision aber wirklich wahrgenommen hat, könnte man nur anhand von Prozessdaten, in diesem Fall Daten zu den vom Nutzer abgerufenen Seiten, führen. Auch die Interpretation, dass es sich um eine positive Evaluation handelt, ist zwar plausibel, weil mit „ok“ und dem Emotikon „:-“ gleich zwei positiv konnotierte interaktive Einheiten kombiniert sind und damit auch eine Deutung des „mhmmm“ als zustimmendes Rückmeldesignal nahelegen. Prinzipiell kann ein geschriebenes „mhmmm“ aber sowohl Zustimmung, Ablehnung oder auch Zweifel ausdrücken (vgl. Zifonun et al. 1997: 368–372). Im Gegensatz zum gesprochenen „hm“, bei dem die Interpretation durch intonatorische Merkmale vereindeutigt wird, kann die Interpretation der schriftlichen „hm“-Verwendungen nur aus dem Kontext abgeleitet werden (vgl. Storrer 2017).

Nicht alle Diskussionen orientieren sich so stark am Duktus der gesprochenen Sprache wie unsere Beispieldiskussion. In Abhängigkeit vom Anlass, vom Temperament und von der Sprachkompetenz der Nutzer findet man gerade auf Wikipedia-Seiten eine große Bandbreite von spontan formulierten bis zu elaborierten Beiträgen. Manche Diskussionen sind wüst und hitzig, andere kooperativ und witzig; gemeinsam ist allen die interaktionsorientierte Grundhaltung

und die Arbeit am enzyklopädischen Artikel als kontextueller Bezugspunkt. Viele Akteure der Wikipedia schreiben sowohl auf Diskussions- als auch auf Artikelseiten und wechseln dabei zwischen dem jeweils angemessenen sprachlichen Duktus. Man kann an der Wikipedia also gut dokumentieren, dass das interaktionsorientierte Schreiben das textorientierte Schreiben nicht ersetzt, sondern ergänzt.

## 4 Interaktionsorientiertes Schreiben und fingierte Mündlichkeit

Als „fingierte Mündlichkeit“ bezeichnet man in der Literatur- und Übersetzungswissenschaft die bewusste Nachbildung von Merkmalen eines mündlichen Sprachdukts in schriftlichen Texten (Sinner 2013: 226–231). Merkmale fingierter Mündlichkeit findet man in Comics, in der Figurenrede literarischer Erzählungen oder in Dramentexten, wie im folgenden Ausschnitt aus Arthur Schnitzlers Reigen:

(1)

- 1 Der Dichter: Wann werden wir uns denn wiedersehen?  
 2 Das süße Mädcl: Na, wann willst mich denn wiedersehen?  
 3 Der Dichter: Morgen.  
 4 Das süße Mädcl: Was ist denn morgen für ein Tag?  
 5 Der Dichter: Samstag.  
 6 Das süße Mädcl: Oh da kann ich nicht, da muß ich mit meiner kleinen Schwester zum Vormund.  
 7 Der Dichter: Also Sonntag . . . . hm . . . . Sonntag . . . . am Sonntag . . . . jetzt werd' ich dir 'was erklären. – Ich bin nicht Biebitz, aber Biebitz ist mein Freund. Ich werd' dir ihn einmal vorstellen. Aber Sonntag ist das Stück von Biebitz; ich werd' dir eine Karte schicken und werde dich dann vom Theater abholen. Du wirst mir sagen, wie dir das Stück gefallen hat; ja?  
 (Schnitzler 1903: 172f.)

Die Äußerungen, die Schnitzler seinen beiden Figuren in den Mund legt, tragen lexikalische und grammatische Merkmale gesprochener Alltagssprache: Abtönungspartikeln („denn“), Interjektionen („Na, oh, hm“), parataktischer Satzbau, viele Ellipsen („Morgen“, „Samstag“) sowie ein Anakoluth („Also

Sonntag . . . hm . . . Sonntag . . . am Sonntag . . . jetzt werd' ich dir 'was erklären“), bei dem das Häsitiationssignal „hm“ sowie Auslassungspunkte und ein Gedankenstrich zum Fingieren von Sprech- und Planungsproblemen genutzt werden. Typische phonetische Merkmale gesprochener Alltagssprache werden in der Schreibung nachgebildet, etwa die Elision des Schwa-Lauts in „werd“ oder die Kürzung von „etwas“ in „was“.

Derartige Merkmale sind auch in Produkten der Netzkommunikation, z. B. in Beispiel 2 aus einem Mehrpersonenchat, zu finden. In der Internetlinguistik wurden diese Bezüge zur fingierten Mündlichkeit in literarischen Texten auch schon früh thematisiert (Kilian 2001). Allerdings gibt es drei wichtige Unterschiede zwischen text- und interaktionsorientiertem Schreiben, die auch für den Vergleich der fingierten Mündlichkeit in Literatur- und Zeitungstexten mit ähnlichen Sprachmerkmalen in den Produkten der Netzkommunikation relevant sind:

1. Kohärenz: Die Kohärenzplanung beim textorientierten Schreiben ist auf den Gesamttext bezogen. Die Autoren lassen ihre Figuren in literarischen Dialogen zu Wort kommen, diese Dialoge sind global auf die Gesamthandlung und die Figurenkonstellation und lokal auf den fiktiven Handlungsverlauf bezogen. Merkmale fingierter Mündlichkeit haben stilistische Funktionen, dienen z. B. dem Autor dazu, seine Figuren einer sozialen Schicht und/oder einer Sprachregion zuzuordnen.

Die Kohärenzplanung beim interaktionsorientierten Schreiben bezieht sich lokal auf den aktuellen Stand einer Interaktion zwischen mehreren Akteuren, deren weiterer Verlauf bei der Produktion eines Beitrags nicht vorhersehbar ist. Zwar können dabei auch Merkmale gesprochener Sprache bewusst fingiert werden, z. B. um sein digitales Selbst regional zu verorten. Regionale oder gruppensprachliche Lexik wird aber beim Chatten mit Freunden und in der Familie auch mehr oder weniger bewusst als Nähe-Signal eingesetzt, der am mündlichen Alltagsgespräch orientierte Sprachduktus hat also auch eine soziale, auf die Interaktionspartner bezogene Funktion.

2. Reoralisierbarkeit: Fingierte Mündlichkeit in literarischen Texten lässt sich meist problemlos auch in gesprochener Sprache wiedergeben. Insbesondere in Textgattungen, die für die Inszenierung auf einer Bühne, als Hörspiel oder Film verfasst werden, steht fingierte Mündlichkeit im Kontext der Anforderung, die schriftsprachlichen Produkte später möglichst lebendig in gesprochene Sprache umsetzen zu können. Beim interaktionsorientierten Schreiben im Internet hingegen ist die Reoralisierbarkeit nachrangig; schriftliche Netzkommunikation ist meist nicht darauf angelegt, später mündlich reproduziert zu werden.

Gerade am Beispiel der Chat-Kommunikation wird deutlich, dass die beim Chatten entstehenden Produkte nur mit Mühe überhaupt wieder in gesproche-

ne Sprache transponierbar wären; dies soll am Chatausschnitt in Beispiel 2 verdeutlicht werden. (vgl. dazu ausführlich Storrer 2001: 452–462, Beißwenger & Storrer 2012). Der Ausschnitt stammt aus einem medialen Chatangebot der ARD zur *Tour de France* 2003,<sup>11</sup> in dem sich unter Pseudonym angemeldete Nutzer sowie bezahlte Radsportexperten vor, nach und begleitend zur TV-Übertragung über die Tour-Etappen austauschen.

(2)

400 (14:05:31) **juergene:** ich denke doch, daß es hier vorrangig  
um radsport gehen sollte ...

401 (14:05:42) jo schon

402 (14:05:44) uweampler nickt zustimmend...

403 (14:05:46) **zoe34:** abe rim mom fahren se janoch net

404 (14:05:50) **melvinr:** yes

405 (14:05:51) **zoe34:** G

406 (14:06:09) **uweampler:** da sstimmt

407 (14:06:41) **juergene:** aber kanllen tun sie sich im moment  
doch wohl auch nicht...

408 (14:06:44) **uweampler:** nic hwar?

409 (14:07:06) **181074:** Zoe: siehst du was du angerichtest hast

410 (14:07:22) juergene will keinen emanzenchat...

411 (14:07:27) **uweampler:** shiet sei nihct...

412 (14:07:44) **juergene:** ...und keinen legastheniker-chat

413 (14:07:57) **zoe34:** ich hab legasthenie im endstadium

414 (14:08:08) **zoe34:** wie kommt juergene auf emanzenchat?

415 (14:08:18) uweampler möchte heute lieber nichts  
gegen legastheniker sagen ....

416 (14:08:33) 181074 sieht juergen mit dem zaunpfahl  
wedeln

417 (14:08:39) **zoe34:** ich kann ja net sehen was ich tippsel

418 (14:08:49) **zoe34:** die leiste kann ich net richtig sehen

419 (14:08:50) **juergene:** schmeißt mal noch schnell ein h in  
14 07 44

Die Chatterin *zoe34* ist in diesem Mitschnitt erstmals dabei. Sie hat sich in der Vorkommunikation als Frau eingeführt, die damit zu kämpfen hat, dass auf ihrem Bildschirm das Eingabefeld, in dem die Chatter ihre Beiträge verfassen,

<sup>11</sup> Das Chatangebot und das daraus generierte Korpus ist ausführlich beschrieben in Luckhardt (2009).

nicht angezeigt wird, sodass sie die Form ihrer Eingaben beim Tippen nicht kontrollieren kann. Dieses Problem führt in ihren Beiträgen wiederholt zu Tippfehlern, z. B. ein fehlendes Leerzeichen in Zeile 403 „abe rim mom fahren se janoch net“ (= „aber im mom[ent] fahren se ja noch net“). Dieser Fehlertyp wird in den Zeilen 406 und 408 von *uweampler* imitiert mit „da sstimmt“ und „nic hwar?“. Nutzer *juergene*, der schon in seinem Beitrag in Zeile 400 den Themenbezug zum Radsport angemahnt hatte, kommentiert die Zunahme von Falschreibungen in den Zeilen 410 und 412 mit „juergene will keinen emanzenchat ...und keinen legasteniker-chat“; die falsche Schreibung von „Legastheniker“ korrigiert er in Zeile 419 mit „juergene schmeißt mal noch schnell ein h in 14 07 44“, wobei er mit der Angabe „14 07 44“ auf die Zeitmarke referiert, die dem Posting mit der Falschschreibung zugeordnet war.

Würde man diesen Chatausschnitt mit verteilten Rollen vorlesen oder auf der Bühne inszenieren, so wäre es nicht nur schwierig, das Spiel mit den falsch gesetzten Spatien oder die nachträgliche Korrektur der falschen Wortschreibung adäquat wiederzugeben. Auch andere Merkmale, wie die Tatsache, dass die Nutzer sich nicht nur selbst Äußerungen in den Mund legen können, sondern über eine spezielle technische Funktion<sup>12</sup> auch die Möglichkeit haben, eigene Reaktionen, Einstellungen, Gefühlslagen und Handlungen zu beschreiben (z. B. Z. 402, 415, 419), erschweren die Transposition derartiger Chatverläufe in ein mündliches Gespräch. Diese hier nur am schriftbasierten Chat illustrierten Grenzen der Realisierbarkeit treten in multimodalen Kommunikationsformen, in denen Schrift-, Bild- und Audiodateien integriert und über Hyperlinks miteinander vernetzt sein können, noch deutlicher zu Tage.

3. Redaktionelle Prüfung: Literarische Werke und andere professionell verfasste Texte – Zeitungsartikel, wissenschaftliche Publikationen – sind redigiert, d. h. sie durchlaufen normalerweise vor der Publikation mehrere Revisions- und Korrekturgänge, an denen oft mehrere Personen beteiligt sind. Hierbei werden auch Schreibkonventionen für die fingierte Mündlichkeit geprüft, z. B. sind in Schnitzlers Dramentext die Auslassungen in „werd“ und „,was“ durch einen Apostroph gekennzeichnet.

Natürlich kann man auch beim interaktionsorientierten Schreiben Beiträge mit Bedacht und Sorgfalt formulieren und erst nach mehreren Korrekturgängen abschicken. Gerade am Beispiel der Wikipedia-Diskussionen lässt sich gut zeigen, dass es eine große Bandbreite an Formen und Strukturen gibt, darunter auch längere, norm- und standardkonform formulierte Beiträge. Wenn mehrere Personen aber in Echtzeit miteinander kommunizieren, ist eine rasche Reak-

---

<sup>12</sup> Wie diese Funktion in Chats genutzt wird, ist u. a. in Luckhardt (2009), Beißwenger & Storrer (2012) und für französische Chats in Strätz (2011) beschrieben.

tion oft wichtiger als das sorgfältige Prüfen der Äußerungsform. Wie Beißwenger (2007) an den Ergebnissen einer Beobachtungsstudie zur Chatkommunikation zeigen konnte, erfordert insbesondere das Chatten in Echtzeit einen schnellen Wechsel zwischen Lesen und Schreiben. Dies zieht Aufmerksamkeit ab und erklärt die Präferenz für kurze Beiträge und die Verwendung von Schablonen. Die Beschleunigung des Schreibens und der Verzicht auf sorgfältige Prüfung vor dem Verschicken fördert zudem normabweichende Schreibungen, die nichts mit dem Fingieren von Mündlichkeit zu tun haben: Dazu zählen Tippfehler und Verdreher, Spuren von Ökonomisierungsstrategien, z. B. die Kleinschreibung von Substantiven oder der Verzicht auf Interpunktionszeichen. Durch automatische Schreibhilfen lassen sich Tippfehler vermeiden. Dafür entstehen bei der Nutzung von Schreibhilfen auch lexikalische Fehler, weil unbekannte Wortformen automatisch durch ähnliche Wörter ersetzt wurden. Diese können beim schnellen Schreiben und ungeprüften Versenden von Botschaften ebenso unbemerkt bleiben wie Fehler, die beim Revidieren von Beiträgen entstanden sind (Dopplungen, fehlende Wörter, Kongruenzfehler).

Die Unterschiede zwischen text- und interaktionsorientiertem Schreiben sind relevant für die Bewertung von Sprachformen, die von den Normen und Standards der Schriftsprache abweichen. Wenn man in redigierten Texten falsche Wortschreibungen, Dialektverschriftung, stilistisch markierte Lexik oder ungrammatische Bildungen findet, dann kann man normalerweise davon ausgehen, dass diese absichtsvoll gestaltet sind. Aus diesem Grund wird fingierte Mündlichkeit in redigierten Texten auch nicht als mangelnde schriftsprachliche Kompetenz des Verfassers, sondern als bewusst gestaltete Nachahmung von Sprechweisen interpretiert.

Bei interaktionsorientiert verfassten Schreibprodukten ist die Wertung ungleich schwieriger. Der Chatausschnitt in Beispiel 2 enthält sehr viele normabweichende Schreibungen. Einige davon gehen auf Widrigkeiten der Schreibsituation zurück – die Nutzerin *zoe34* thematisiert in Zeile 417 explizit technische Probleme, die zu Tippfehlern führen. Andere Schreibungen lassen sich eindeutig der fingierten Mündlichkeit zuordnen, z. B. „net“ statt „nicht“ in den Zeilen 403 und 417. Bei den Falschreibungen in den Zeilen 406 und 408 handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um fingierte Schreibprobleme, in denen das Fehlermuster aus dem Beitrag in Zeile 403 bewusst nachgebildet wird, um die Aufmerksamkeit der neuen Nutzerin zu erregen und mit ihr in Kontakt zu kommen. Bei keiner Abweichung würde man vermuten, dass die Schreiber die korrekte Schreibung nicht kennen, dass es sich also um Kompetenzfehler handelt. In anderen Fällen kann man aus den Produktdaten keine eindeutigen Rückschlüsse ziehen: Beispielsweise ist unklar, ob sich der Nutzer mit der Schreibung „legasteniker“ in Zeile 412 im Eifer des Gefechts nur vertan hat oder ob ihm die korrekte Schreibung tatsächlich nicht bekannt war.

Man sieht bereits an diesem kleinen Ausschnitt, warum es nicht immer einfach ist, bei der Analyse von Abweichungen von der Standardsprache in der internetbasierten Kommunikation zu unterscheiden zwischen a) bewusst in stilistischer Funktion gewählten Abweichungen (eine Interpretation, die man in redigierten Texten präferieren würde), b) Abweichungen, die auf schnelles Schreiben und ungeprüftes Verschicken zurückgehen (Performanzphänomene) und c) Abweichungen, die auf Unkenntnis der Normen und Regeln der Standardsprache zurückzuführen sind (Kompetenzfehler).

Die Beispiele sollten auch deutlich gemacht haben, dass fingierte Mündlichkeit zwar für die Analyse interaktionsorientierter Schreibprodukte relevant ist, dass die beiden Konzepte aber nicht gleichzusetzen sind. Das Fingieren von Stilen spielt sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben eine Rolle. Neben fingierter Mündlichkeit werden in zeitgenössischen literarischen Texten auch interaktionsorientierte Schreibstile fingiert. Wie Traditionen des Fingierens von Mündlichkeit in literarischen Texten in der internetbasierten Kommunikation aufgegriffen und weiterentwickelt werden, ist eine interessante Forschungsfrage, die mit Hilfe von Online-Korpora auch schon gut untersucht werden kann (Storrer 2017).

## 5 Einordnung und Perspektiven

Weil die Sprachformen in der internetbasierten Kommunikation nicht den Erwartungen entsprechen, die man an redigierte Texte in der Presse, der Wissenschaft oder der Belletristik heranträgt, werden sie in der öffentlichen Diskussion immer wieder auch als Anzeichen für die Verschlechterung von Schreibfähigkeiten gedeutet (vgl. Dürscheid & Brommer 2009; Storrer 2014). Das Konzept des interaktionsorientierten Schreibens dient dazu, den Zusammenhang zwischen den Besonderheiten digitaler Schreibprozesse im Internet und den auffälligen Sprachmerkmalen herzustellen und die funktionalen Unterschiede zum textorientierten Schreiben herauszuarbeiten. Auf dieser Basis kann gezeigt werden, warum Produkte des interaktionsorientierten Schreibens nicht mit den Maßstäben des textorientierten Schreibens bewertet werden sollten.

Eine wichtige Einsicht für die Bewertung der internetinduzierten Entwicklungen ist, dass beide Schreibhaltungen in der Netzkommunikation gleichermaßen relevant sind. In Unterkapitel 4 wurde am Vergleich der Wikipedia-Artikel mit den Wikipedia-Diskussionen illustriert, wie sich text- und interaktionsorientiertes Schreiben im Social Web funktional ergänzen. Viele Akteure der Wikipedia schreiben auf beiden Seitentypen und können zwischen dem textorientierten Schreiben der Artikel und dem interaktionsorientierten Schreiben von



Diskussionsbeiträgen gut unterscheiden. Auch Studien zur Chatnutzung zeigen, dass kompetente Schreiber durchaus dazu in der Lage sind, ihren Schreibstil an die jeweiligen Gegebenheiten zu adaptieren und zwischen verschiedenen Schreibhaltungen zu wechseln (vgl. Storrer 2013). Die Nutzer passen ihren Sprachstil bewusst oder unbewusst an den kommunikativen Kontext an und gehen – wie am Chatausschnitt in Beispiel 2 des vorigen Abschnitts illustriert wurde – mit den zur Kommunikation verfügbaren Ressourcen oft sehr kreativ um.

Bislang gibt es keinen empirischen Nachweis dafür, dass der sprachliche Duktus des interaktionsorientierten Schreibens im großen Stil auch diejenigen Textsortenbereiche beeinflusst, in denen die Orientierung am Standard und das Einhalten von Normen funktional ist: In der Wissenschaft, im Rechtswesen oder in der überregionalen Presse. Auch gibt es keine empirischen Anhaltspunkte dafür, dass die netzaffine Jugend durch das interaktionsorientierte Schreiben in ihren textorientierten Schreibkompetenzen beeinträchtigt würde. In einer groß angelegten Studie, die von Christa Dürscheid und Mitarbeitern an der Universität Zürich im Projekt *Schreibkompetenz und neue Medien* durchgeführt wurde, wurden Aufsätze aus dem schulischen Deutschunterricht mit der per SMS, E-Mail und Chat geführten schriftlichen Freizeitkommunikation derselben Jugendlichen verglichen (Dürscheid, Wagner & Brommer 2010). Die Ergebnisse dokumentieren, dass die Jugendlichen sehr wohl zwischen dem privaten und dem schulischen Schreiben unterscheiden und dafür unterschiedliche Register nutzen. Eine Untersuchung mit australischen Studierenden (Kemp & Clayton 2016) ergab ebenfalls, dass diese zwischen dem standardgerechten Schreiben und dem interaktionsorientierten Schreiben gut differenzieren können. Eine Studie zur englischen SMS-Kommunikation (Coe & Oakhill 2011) legt sogar nahe, dass das interaktionsorientierte Schreiben die Schreibkompetenz eher fördert als ihr zu schaden.

Erhebungen zum Mediennutzungsverhalten der deutschen Bevölkerung allgemein und zum Mediennutzungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener im Besonderen legen nahe, dass noch nie so häufig schriftsprachlich kommuniziert wurde wie in den Zeiten der mobilen Internetkommunikation (vgl. Koch & Frees 2016; JIM-Studie 2016; D21index 2016). Zwar bedeutet der Umstand, dass immer mehr Menschen in ihrem Alltag kleine schriftliche Botschaften verschicken, nicht zwangsläufig, dass auch der Anteil der Bevölkerung wächst, der den Qualitätsansprüchen gerecht zu werden vermag, wie sie an Texte in Presse, Wissenschaft oder Literatur angelegt werden. Man kann aber davon ausgehen, dass die Motivation zum Erlernen der Schriftsprache für Kinder und Jugendliche noch nie so hoch war wie heute, denn wer nicht schreiben kann, dem bleiben wichtige Partizipationsmöglichkeiten im Netz verschlossen. Viele sprachkritische Beiträge und Kommentare deuten zudem darauf hin,

dass Rechtschreibkompetenzen immer noch mit einem hohen Prestigewert verbunden sind. Es gibt also keinen Grund anzunehmen, dass Sprach- und Schreibkompetenzen, auch die Kompetenz zum normkonformen, textorientierten Schreiben, in der Gesellschaft nicht weiterhin geschätzt würden.

Gerade weil Kinder und Jugendliche schon früh mit den neuen Schreibformen im Netz umgehen, ist es wichtig, die Besonderheiten der netzbasierten Schreibformen im Unterricht bewusst zu machen. Die Wahl von situativ angemessenen Ausdrucksformen ist durch die Erweiterung der schriftsprachlichen Handlungsbereiche in der Nähekommunikation nicht einfacher geworden; in vielen Bereichen bilden sich Konventionen für die angemessene Sprachwahl auch erst heraus. Für die Schreibdidaktik wird es künftig entscheidend sein, die funktionalen Unterschiede zwischen dem textorientierten und dem interaktionsorientierten Schreiben deutlich zu machen und Kompetenzen für beide Formen des schriftsprachlichen Handelns zu entwickeln und zu fördern. Didaktische Ansätze, die an die Opposition zwischen interaktions- und textorientiertem Schreiben anknüpfen, werden in Storrer (2012) und Beißwenger (2015, 2016b) beschrieben.

Wenn man sich dessen bewusst ist, dass beim interaktionsorientierten Schreiben in digitalen Interaktionsräumen andere Faktoren maßgeblich sind als beim textorientierten Schreiben, macht dies den Blick frei für die neuen Kompetenzen, die für den kommunikativen Erfolg beim interaktionsorientierten Schreiben relevant werden. Dabei geht es nicht primär um den richtigen Umgang mit Emotikons oder das Dekodieren netzsprachlicher Abkürzungen wie LOL (*laughing out loud*) oder imho (*in my humble opinion*), sondern beispielsweise um Qualitäten wie Schlagfertigkeit, um Kreativität beim Rekombinieren und Rekontextualisieren von Inhalten, um das wirkungsvolle Bebildern von Beiträgen bzw. das sinnvolle Betexten von Bildern und Videos, um das Kreieren erfolgreicher Hashtags oder um den adäquaten Umgang mit Trollen und Shitstorms. Während wohlmeinende Sprachwahrer sich vor allem um normabweichende Schreibungen und die häufige Verwendung von Anglizismen sorgen, werden für neue Berufsbilder, wie z. B. Social Media Manager, Personen gesucht, die in unterschiedlichen sozialen Medien den angemessenen Ton treffen und kompetent mit Störenfriedern umgehen können. Hierfür sind Kompetenzen gefragt, die bislang meist nicht in Bildungsinstitutionen vermittelt werden, sondern über sprachliche Alltagspraktiken selbst erworben werden müssen (Barton & Lee 2013: 137–152).

Sicherlich ist es wünschenswert, die Veränderungen der Schreibkompetenzen weiter empirisch zu erforschen und dabei auch die Einflüsse und Wechselwirkungen zwischen dem interaktionsorientierten und dem textorientierten Schreiben im Blick zu behalten. In Zeiten von *big data* würde man denken, es

sei für die sprachwissenschaftliche Forschung ein Leichtes, die Entwicklungen des Schreibgebrauchs datengestützt auf der Basis von Korpora zu untersuchen. Tatsächlich lassen sich Chats, Foren-Diskussionen, Tweets und andere Formen der Netzkommunikation recht schnell und unkompliziert aus entsprechenden Angeboten im Netz „absaugen“ und archivieren. Will man solche Sammlungen in ein online zugängliches Korpusssystem integrieren wie das Mannheimer Korpusrecherche- und -analysesystem *COSMAS II*<sup>13</sup>, müssen aber zunächst rechtliche Fragen geklärt und ethische Aspekte berücksichtigt werden (vgl. Beißwenger & Storrer 2008: 300–301, und Beißwenger et al. 2017a).

Weiterhin ist es für linguistische Untersuchungen meist erforderlich, dass die Daten linguistisch weiter aufbereitet werden; typische Formen einer solchen Aufbereitung sind die Tokenisierung, die Lemmatisierung und die morphosyntaktische Annotation (vgl. Lemnitzer & Zinsmeister 2015). Die Werkzeuge für diese Art der Korpusaufbereitung sind vorhanden; allerdings wurden die meisten der verfügbaren Werkzeuge auf Zeitungskorpora trainiert; die Qualität der Annotation sinkt, wenn Produkte des interaktionsorientierten Schreibens verarbeitet werden. Sowohl die Kategorien wie auch die Werkzeuge zur Verarbeitung und Auswertung von Korpora müssen also an die neuen Sprachformen angepasst werden, um die Voraussetzung dafür zu schaffen, große Korpora mit automatischen Verfahren um linguistische Informationen anzureichern, die für eine Recherche nach linguistisch interessanten Strukturen und Konstruktionen benötigt werden.

An der Lösung dieser Probleme und an der Erarbeitung von Standards, die den Austausch und die gemeinsame Nutzung von Werkzeugen und Ressourcen bei unterschiedlichen Anbietern unterstützen, wird intensiv gearbeitet.<sup>14</sup> Das Institut für Deutsche Sprache ist an diesen Initiativen beteiligt und stellt in seinen Korpusinfrastrukturen auch entsprechend annotierte Korpora bereit. Derzeit sind über die Korpusinfrastruktur des IDS aufbereitete Kopien zu Wikipedia-Artikel und Wikipedia-Diskussionen zu verschiedenen Jahrgängen in mehreren Sprachen verfügbar (Margaretha & Lungen 2014); der Bestand wird laufend erweitert und ausgebaut. Weiterhin wurden rechtlich unbedenkliche Teile des Dortmunder Chat-Korpus (Beißwenger 2013) in einer anonymisierten und linguistisch aufbereiteten Version in die Korpusbestände des IDS integriert (Beißwenger et al. 2017a).

Aus den genannten Gründen ist die Aufbereitung von Korpora zur internet-basierten Kommunikation allerdings zeit- und kostenintensiv. Hinzu kommt, dass sich digitale Genres und die darin verankerten Kommunikationsformen

<sup>13</sup> COSMAS II: <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/> (letzter Zugriff 12. 9. 2017).

<sup>14</sup> Vgl. Beißwenger et al. (2017a, b) und Beißwenger (2018).

laufend weiterentwickeln. Dies und der hohe Aufwand, der mit der Aufbereitung der Daten verbunden ist, führt dazu, dass sich die Forschung, wenn sie sich auf öffentlich zugängliche, linguistisch aufbereitete Korpusdaten stützen will, den jeweils aktuellen Entwicklungen ein wenig hinterherhinkt. Mit Blick auf die wachsende Bedeutung der internetbasierten Kommunikation bleibt der Aufbau solcher Korpora aber eine wichtige Aufgabe für die Korpuslinguistik. Die Bereitstellung von ausgewogenen, linguistisch aufbereiteten Korpora zur internetbasierten Kommunikation könnte erheblich dazu beitragen, die Erforschung der internetinduzierten Entwicklungen auf ein solides und überprüfbares empirisches Fundament zu stellen.

## Literaturverzeichnis

- Androutsopoulos, Jannis (2007): Neue Medien – neue Schriftlichkeit? *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54 (1), 72–97.
- Barton, David & Carmen Lee (2013): *Language online. Investigating digital texts and practices*. London, New York: Routledge.
- Beißwenger, Michael (2007): *Sprachhandlungskoordination in der Chat-Kommunikation*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael (2010): Chattern unter die Finger geschaut: Formulieren und Revidieren bei der schriftlichen Verbalisierung in synchroner internetbasierter Kommunikation. In Vilmos Ágel & Mathilde Hennig (Hrsg.), *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, 247–294. Berlin, New York: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael (2013): Das Dortmunder Chat-Korpus. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 1, 161–164.
- Beißwenger, Michael (2015): Sprache und Medien: Digitale Kommunikation. *Studikurs Sprach- und Textverständnis. E-Learning-Angebot der öffentlich-rechtlichen Universitäten und Fachhochschulen und des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung (MIWF) des Landes Nordrhein-Westfalen*. [Erweiterte Vorabversion]. [http://www.michael-beisswenger.de/pub/beisswenger\\_digikomm\\_preview.pdf](http://www.michael-beisswenger.de/pub/beisswenger_digikomm_preview.pdf) (letzter Zugriff 12. 6. 2017).
- Beißwenger, Michael (2016a): Praktiken in der internetbasierten Kommunikation. In Arnulf Deppermann, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015*, 279–310. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael (2016b): Schriftliche Kommunikation im Netz. In Ulf Abraham & Julia Knopf (Hrsg.), *Deutsch digital*. Bd. 2: Praxis, 58–67. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Beißwenger, Michael (2018): Internetbasierte Kommunikation und Korpuslinguistik: Repräsentation basaler Interaktionsformate in TEL. In Henning Lobin, Roman Schneider & Andreas Witt (Hrsg.), *Forschungsinfrastrukturen und digitale Informationssysteme in der germanistischen Sprachwissenschaft*, 305–347. Berlin, New York: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael & Angelika Storrer (2008): Corpora of computer-mediated communication. In Anke Lüdeling & Merja Kytö (Hrsg.), *Corpus Linguistics HSK* 29 (1), 292–309. Berlin: de Gruyter.

- Beißwenger, Michael & Angelika Storrer (2012): Interaktionsorientiertes Schreiben und interaktive Lesespiele in der Chat-Kommunikation. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 168, 92–124.
- Beißwenger, Michael, Harald Lungen, Jan Schallaböck, John H. Weitzmann, Axel Herold, Pawel Kamocki, Angelika Storrer & Julia Wildgans (2017a): Rechtliche Bedingungen für die Bereitstellung eines Chat-Korpus in CLARIN-D: Ergebnisse eines Rechtsgutachtens. In Michael Beißwenger (Hrsg.), *Empirische Erforschung internetbasierter Kommunikation*, 7–48. Berlin, New York: de Gruyter.
- Beißwenger, Michael, Thierry Chanier, Tomaž Erjavec, Darja Fišer, Axel Herold, Nikola Lubešić, Harald Lungen, Céline Poudat, Egon Stemle, Angelika Storrer & Ciara Wigham (2017b): Closing a gap in the language resources landscape: Groundwork and best practices from projects on computer-mediated communication in four European countries. In Lars Borin (Hrsg.), *Selected papers from the CLARIN Annual Conference 2016*, Aix-en-Provence, 26–28 October 2016, 1–18. Linköping: Linköping University (Linköping University Electronic Conference Proceedings 136).
- Brinker, Klaus, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann & Sven F. Sager (Hrsg.) (2000): *Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of text and conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An international handbook of contemporary research*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bucher, Hans-Jürgen, Thomas Gloning & Katrin Lehnen (2010): Medienformate: Ausdifferenzierung und Konvergenz – zum Zusammenhang von Medienwandel und Formatwandel. In Hans-Jürgen Bucher, Thomas Gloning & Katrin Lehnen (Hrsg.): *Neue Medien – neue Formate. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation*, 9–40. Frankfurt a. M.: Campus.
- Coe, Jamie E. L. & Jane V. Oakhill (2011): ‘txtN is ez f u no h2 rd’: The relation between reading ability and text-messaging behaviour. *Journal of Computer Assisted Learning* 27 (1), 4–17. doi:10.1111/j.1365-2729.2010.00404.x (letzter Zugriff 12. 6. 2017).
- Crystal, David (2011): *Internet linguistics: A student guide*. London: Routledge.
- D21index (2016): D21 Digital Index 2016. Studie der Initiative D21, durchgeführt von Kantar TNS: <http://initiated21.de/app/uploads/2017/01/studie-d21-digital-index-2016.pdf> (letzter Zugriff 15. 4. 2017).
- Deppermann, Arnulf (2008): *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Dijk, Ziko van (2010): *Wikipedia. Wie Sie zur freien Enzyklopädie beitragen*. München: Open Source Press.
- Dürscheid, Christa & Sarah Brommer (2009): Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische und linguistische Analysen. *Linguistik Online* 37, 1–20.
- Dürscheid, Christa, Franc Wagner & Sarah Brommer (2010): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ebersbach, Anja, Markus Glaser & Richard Heigl (2016): *Social Web*. 3. überarb. Aufl. Konstanz, München: UVK.
- Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In Hartmut Günther & Otto Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Bd. 1, 18–41. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig (2017): Gesprochene Alltagssprache. In Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung & Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.), *Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache*, 283–331. Tübingen: Stauffenburg.

- Feldweg, Helmut, Ralf Kibiger & Christine Thielen (1995): Zum Sprachgebrauch in deutschen Newsgruppen. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50, 143–154.
- Gredel, Eva (2017): Digital discourse analysis and Wikipedia: Bridging the gap between Foucauldian discourse analysis and digital conversation analysis. *Journal of Pragmatics* 115, 99–114.
- Herring, Susan C. (2007): A faceted classification scheme for computer-mediated discourse. *Language@Internet* 4. <http://www.languageatinternet.org/articles/2007/761> (letzter Zugriff 16. 9. 2016).
- Herring, Susan C. & Jannis Androustopoulos (2015): Computer-mediated discourse 2.0. In Deborah Tannen, Heidi E. Hamilton & Deborah Schiffrin (Hrsg.), *The handbook of discourse analysis* Vol. 2 127–151. Chichester, England: John Wiley & Sons.
- Hoffmann, Ludger (2014): *Deutsche Grammatik. Grundlagen für Lehrerausbildung, Schule, Deutsch als Zweitsprache und Deutsch als Fremdsprache*. 2. neu bearb. und erw. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Imo, Wolfgang (2013): *Sprache in Interaktion. Analysemethoden und Untersuchungsfelder*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Janich, Nina (1994): Electronic Mail, eine betriebsinterne Kommunikationsform. *Muttersprache* 104, 248–259.
- JIM-Studie (2016): Jugend, Information, (Multi)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12–19-Jähriger. Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Online: [https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM\\_Studie\\_2016.pdf](https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM_Studie_2016.pdf) (letzter Zugriff 15. 4. 2017).
- Jucker, Andreas H. & Christa Dürscheid (2012): The linguistics of keyboard-to-screen communication. A new terminological framework. *Linguistik Online* 56, 39–64.
- Kalass, Kerstin (2013): *Schreibprozesse in der Wikipedia. Eine linguistische Analyse*. Dissertation, Universität Koblenz-Landau. <https://kola.opus.hbz-nrw.de/frontdoor/index/index/docId/726> (letzter Zugriff 16. 9. 2016).
- Kemp, Nenagh & Jennifer Clayton (2016): University students vary their use of textese in digital messages to suit the recipient. *Journal of Research in Reading*. doi: 10.1111/1467-9817.12074 (letzter Zugriff 10. 12. 2016).
- Kilian, Jörg (2001): T@stentöne. Geschriebene Umgangssprache in computervermittelter Kommunikation. Historisch-kritische Ergänzungen zu einem neuen Feld der linguistischen Forschung. In Michael Beißwenger (Hrsg.), *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation*, 55–78. Stuttgart: ibidem.
- Klein, Wolfgang (1985): Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59, 9–35.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Koch, Wolfgang & Beate Frees (2016): Dynamische Entwicklung bei mobiler Internetnutzung sowie Audios und Videos. Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2016. *Media Perspektiven* 9, 418–437.
- Lemnitzer, Lothar & Heike Zinsmeister (2015): *Korpuslinguistik*. 3. überarb. und erw. Auflage. Tübingen: Gunter Narr.
- Lenke, Nils & Peter Schmitz (1995): Geschwätz im ‚Globalen Dorf‘ – Kommunikation im Internet *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50, 117–141.

- Lobin, Henning (2014): *Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Luckhardt, Kristin (2009): *Stilanalysen zur Chat-Kommunikation. Eine korpusgestützte Untersuchung am Beispiel eines medialen Chats*. Dissertation, TU Dortmund. Digitale Ressource. <http://hdl.handle.net/2003/26055> (letzter Zugriff 16. 9. 2016).
- Margaretha, Eliza & Harald Längen (2014): Building linguistic corpora from Wikipedia articles and discussions. *Journal of Language Technology and Computational Linguistics* 29 (2), 59–82. [http://www.jlcl.org/2014\\_Heft2/3MargarethaLuengen.pdf](http://www.jlcl.org/2014_Heft2/3MargarethaLuengen.pdf) (letzter Zugriff 12. 6. 2017).
- Marx, Konstanze & Georg Weidacher (2014): *Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- O'Reilly, Tim (2005): *What Is Web 2.0? Design patterns and business models for the next generation of software*. <http://www.oreilly.com/pub/a/web2/archive/what-is-web-20.html> (letzter Zugriff 16. 9. 2016).
- Schnitzler, Arthur (2003): *Reigen*. Wien, Leipzig: Wiener Verlag. Quelle: Deutsches Textarchiv, [http://www.deutschestextarchiv.de/schnitzler\\_reigen\\_1903/180](http://www.deutschestextarchiv.de/schnitzler_reigen_1903/180) (letzter Zugriff 15. 7. 2017).
- Siever, Christina Margrit (2015): *Multimodale Kommunikation im Social Web. Forschungsansätze und Analysen zu Text-Bild-Relationen*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Sinner, Carsten (2013): *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Storrer, Angelika (2001): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. In Andrea Lehr, Matthias Kammerer, Klaus-Peter Konerding, Angelika Storrer, Caja Thimm & Werner Wolski (Hrsg.), *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*, 439–465. Berlin, New York: de Gruyter.
- Storrer, Angelika (2012): Neue Text- und Schreibformen im Internet: Das Beispiel Wikipedia. In Juliane Köster & Helmuth Feilke (Hrsg.), *Textkompetenzen für die Sekundarstufe II*, 277–304. Freiburg: Fillibach.
- Storrer, Angelika (2013): Sprachstil und Sprachvariation in sozialen Netzwerken. In Barbara Frank-Job, Alexander Mehler & Tilmann Sutter (Hrsg.), *Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke. Konzepte, Methoden und empirische Untersuchungen an Beispielen des WWW*, 331–366. Wiesbaden: Springer VS.
- Storrer, Angelika (2014): Sprachverfall durch internetbasierte Kommunikation? Linguistische Erklärungsansätze – empirische Befunde. In Albrecht Plewina & Andreas Witt (Hrsg.), *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*, 171–196. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Storrer, Angelika (2017): Grammatische Variation in Gespräch, Text und internetbasierter Kommunikation. In Marek Konopka & Angelika Wöllstein (Hrsg.), *Grammatische Variation. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung*, 105–125. Berlin, New York: de Gruyter.
- Strätz, Esther (2011): *Sprachverwendung in der Chat-Kommunikation. Eine diachrone Untersuchung französischsprachiger Logfiles aus dem Internet Relay Chat*. Tübingen: Narr.
- Wagner, Franc (Hrsg.) (2016): *Was ist Text? Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie*. Basel: Schwabe.
- Zifonun, Gisela, Ludger Hoffmann & Bruno Strecker et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bände. Berlin, New York: de Gruyter.

Helmuth Feilke

## 10 Schrift – Sprache – Können

Wie entsteht literale Kompetenz?

**Abstract:** Die Erforschung und die Förderung des Erwerbs schriftsprachlicher Kompetenzen werden gerade im medialen Wandel zu einer elementaren Aufgabe. Wie modellieren verschiedene methodologisch alternative Entwicklungskonzepte den Literalitätserwerb und was leisten sie für die Strukturierung und Erklärung der Empirie des Schriftspracherwerbs? Nach einer kurzen Diskussion zum Wandel literaler Kompetenzen kontrastiert der Beitrag vier unterschiedliche Modellierungen des Erwerbs, diskutiert vergleichend deren Leistungen und Grenzen und plädiert für eine Integration der verschiedenen Modellaspekte.

**Keywords:** Entwicklung, Erwerb, Literalität, Schrift, Sprache

### 1 Wandel und Wert literaler Kompetenz

Darf man Bücher wegwerfen? In ihrer Rubrik *Die sonntaz-Frage* hat die Berliner *taz* schon vor einiger Zeit diese Frage verschiedenen Prominenten gestellt. Die Kritikerin Elke Heidenreich zitiert in ihrer Antwort einen Common Sense, den sie selbst auch teilt:



Man darf alles wegwerfen, sogar schal gewordene Liebe. Man darf schimmeliges Brot wegwerfen und teure Seidenblusen, wenn man sie nun mal nicht mehr trägt. Aber man darf kein Buch wegwerfen. Man wird immer einen finden, der auch die blödeste „Wie wir den Zweiten Weltkrieg gewonnen hätten“-Geschichte noch liest, und ich hab erst mal mehr Respekt vor einem Buch als vor schimmeligem Brot und alten Seidenblusen. (taz 6. 10. 2012)

Das Heidenreich-Zitat bringt einen auch im Zeitalter des Web 2.0 scheinbar ungebrochen gültigen medialen Wertkonsens zum Ausdruck.

In der Medienpraxis heranwachsender Schüler scheinen Bücher vor allem dem literalen Refugium der schulischen Sozialisation verbunden. Obwohl die Zahl verkaufter Bücher kontinuierlich zunimmt, spielen sie in der medialen

---

**Helmuth Feilke**, JLU Gießen, Institut für Germanistik, Otto Behagel-Straße 10b, D-35394 Gießen, E-Mail: [helmuth.feilke@germanistik.uni-giessen.de](mailto:helmuth.feilke@germanistik.uni-giessen.de)

 Open Access. © 2018 Helmuth Feilke, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110538601-011>



Alltagspraxis eine zunehmend geringere Rolle. Und das gilt nicht nur für Schüler. In seinem Sachbuch zum aktuellen Medienwandel *Engelbarts Traum* (2014) berichtet der Gießener Linguist Henning Lobin von einer irritierenden Beobachtung bei einem Besuch der New York Public Library (vgl. Lobin 2014: 43–45). Ohne es näher bestimmen zu können, war ihm im gut besuchten zentralen Lesesaal etwas merkwürdig vorgekommen. Erst bei der späteren Betrachtung der aufgenommenen Fotos erkannte Lobin, was ihm so merkwürdig erschienen war: Niemand las in einem Buch. Alle arbeiteten an Bildschirmen unterschiedlicher Art: PCs, Laptops, Tablets etc. Lobin bringt eine Fülle von Belegen für die im Untertitel des Buches formulierte These, dass „der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt“, durch *Automatisierung* (z. B. Rechtschreibprogramm und automatisierte Wortvorschläge reduzieren die Schreibarbeit), durch *Modalisierung* (z. B. YouTube-Tutorials treten an die Stelle von Lehrbuchkapiteln) und *Vernetzung* (z. B. jede Suchmaschinenabfrage lässt Computer ‚lesen‘). Es ist für eine Schriftkultur eine zentrale Frage, ob damit bisher für das Lesen und Schreiben von Texten notwendige Kompetenzen entbehrlich werden. Es ist ein Faktum, dass Lese- und Schreibaufgaben, die bisher von Menschen erledigt wurden, zunehmend von intelligenten Maschinen übernommen werden. Wie ist dieses Faktum zu interpretieren?

Hier komme ich auf die New Yorker Beobachtung Lobins zurück. Niemand im Lesesaal las in einem Buch. Aber alle lasen. Google nimmt den Lesern als Suchmaschine zwar Lesearbeit ab, übernimmt aber nicht das Lesen. Die organisierte Selektivität von Suchmaschinen kann das Lesen menschlicher Leser sehr viel effektiver machen. Es ist deshalb nicht weniger anspruchsvoll, was die Leserinnen und Leser dann können müssen. Das gilt auch für das Schreiben: Der Computer unterstützt das *short messaging*, im weiteren Sinn ein *downsizing* und eine Modularisierung der Textproduktion auf allen Ebenen. Medial schriftliche Texte können in quasisynchronen Kommunikationsformen auch durch die Vernetzung und Interaktivität des Web 2.0 bis zur Größe von *single-unit*-Turns verringert werden. Das betrifft keineswegs nur die oft trivialen Inhalte der Alltagskommunikation. Wie Thomas Gloning und Gerd Fritz (2011) in einer Untersuchung zu „Interactive Science“ gezeigt haben, greifen die Techniken auch tief in die traditionell buchgestützte Wissenschaftskommunikation ein; sie machen die kommunikative Problembearbeitung – etwa über wissenschaftliche Blogs, ausgebaute Kommentierungsmöglichkeiten und deren systematische Reanalyse – in vielen Bereichen sehr viel effektiver. In umgekehrter Perspektive aber heißt das ebenso: Die Schriftpraktiken weiten sich aus; der Umfang medial schriftlicher Kommunikation wächst weiter. Und dies gilt nicht nur für mediale Schriftlichkeit. Die Modularisierung der Textproduktion und bausteinartige Textmodule stellen höhere Ansprüche an die Fähigkeit zur Syn-

these und Integration. Mit dem Wandel werden neue Fähigkeiten verlangt, die bisher auch in den Lehrplänen des Faches Deutsch kaum eine Rolle spielten.

Als historisch vergleichsweise neues Phänomen im Grenzbereich von literarischen und Sachtexten tritt die Lockerung der Linearität von Texten, insbesondere von Sachtexten, hinzu, die vor allem durch die gewaltigen Textressourcen des Internets immer wichtiger wird. Die epochale Ablösung der Geschlossenheit des Buches, prototypisch des Romans, durch die Offenheit kombinierter Textteile und Bilder bzw. Grafiken hat im Sachtextbereich längst Einzug gehalten. [...] Die Textteile sind, wohl um das Design nicht zu „textlastig“ werden zu lassen, oft außerordentlich informationsdicht. Verglichen mit Schulbüchern noch vor 40 Jahren hat sich die Erscheinungsform von Sachtexten in diesen Kontexten radikal verändert. Diese gegenwärtigen Textformationen nehmen Züge des Hypertexts auf, der erst im Kopf der Leserinnen und Leser zur Einheit und Geschlossenheit findet – oder auch nicht. (Rosebrock 2017: 71)

Die von Rosebrock umschriebenen neuen modularen Textformationen hat Blühdorn schon 2006 als sogenannte „Makrotexte“ beschrieben, die er als „polyphon, polythematisch und polygenerisch“ (Blühdorn 2006: 283) charakterisiert. Sie sind Resultat eines medialen Wandels, der die Produkte zugänglicher macht und die Rezeption in dieser Hinsicht verglichen mit dem Buch traditioneller Prägung erleichtert. Andererseits macht der letzte Satz des Rosebrock-Zitats deutlich, welche neuen Anforderungen an die Textkompetenz mit dem Literalitätswandel entstehen. Sprachlich ausgebaute Textkompetenzen werden nicht etwa obsolet, weil der Computer viele Teilaufgaben des Lesens und Schreibens erledigen kann. Ganz im Gegenteil (vgl. Feilke 2015a), gerade wegen des Wandels steigen zugleich auch die Optionen und die Ansprüche an eine Schriftkompetenz.

Die Auffassungen zur Frage, was Schüler und Schülerinnen für ihre literale Kompetenz können müssen und welches die Determinanten der Entwicklung dieser literalen Kompetenz sind, sind ihrerseits ständigem Wandel unterworfen. Andererseits lassen sie sich systematisieren. Sie bilden so etwas wie einen Grundbestand der Ideen (und auch Ideologien) zu Schreib- und Lesefähigkeiten. Dabei lässt sich einerseits zeigen, wie in der Geschichte des Nachdenkens über literale Kompetenz die Rolle des Schreibens und der Schrift im Verhältnis zu Sprechen und Sprache selbst erst langsam einen eigenständigen Status gewinnt und wie sich zum zweiten – nun in umgekehrter Perspektive – in den konkurrierenden Leitideen für den Erwerb einer Schriftkompetenz die allgemeine Frage spiegelt, wie denn überhaupt eine sprachliche Kompetenz zustande kommt. Die Entfaltung dieser Gesichtspunkte am Beispiel historischer und aktueller Diskussionen über die Bedingungen für den Aufbau einer literalen Kompetenz ist das Thema dieses Beitrags. Er gliedert sich nach einer kurzen Hinführung, die das der Systematik zugrundeliegende Modell erläutert, in vier

Hauptteile: 1. Schriftkompetenz als Ergebnis der Etablierung und Durchsetzung expliziter Sprachgebrauchsnormen, 2. Schriftkompetenz als Ergebnis von natürlichen Reifungsprozessen und Begabungen, 3. Schriftkompetenz als Ergebnis problemlösenden Handelns und schließlich 4. Schriftkompetenz als Resultat sozialer Relevanzherstellung in Unterrichtssituationen.

## 2 Entwicklungstypen – ein Denkmodell für den Erwerb literaler Kompetenzen

In einem der bekanntesten Handbücher der Entwicklungspsychologie, dem 1982 erstmals erschienenen Oerter & Montada (1998: 7) findet sich im einleitenden Beitrag von Leo Montada das folgende Schema zur Typologie von Entwicklungstheorien, das sich mit Gewinn auch auf den Schriftspracherwerb beziehen lässt.

		Umwelt	
		Aktiv	Nicht aktiv
Subjekt	Aktiv	Transaktionale Modelle	Aktionale Modelle
	Nicht aktiv	Exogenistische Modelle	Endogenistische Modelle

**Abb. 10.1:** Typologie von Entwicklungstheorien (vgl. Montada 1998: 7).

Der theoretische Reiz solcher Vierfelder-Schemata besteht in ihrer Einfachheit. Sie lässt vieles unter den Tisch fallen, macht aber auch wichtige Zusammenhänge und Unterschiede sichtbar. Diesem Schema liegt zunächst die Prämisse zugrunde, dass Entwicklungstheorien die relevanten Einflussgrößen einerseits dem sich entwickelnden Subjekt und andererseits der sozialen Umwelt zuordnen. Die Hauptunterschiede werden hier jeweils dadurch gekennzeichnet, dass verschiedene Theorien das Subjekt als eher aktiv oder eher nicht aktiv auffassen bzw. die Umwelt als eher aktiv oder eher nicht aktiv auffassen.

1. Bei exogenistischen Modellen steht demnach der prägende Einfluss der Umwelt auf das Individuum im Vordergrund. Zugrunde liegt psychologisch hier das behavioristische Denkmodell: „Es sind die evokativen, die signalisierenden und verstärkenden Reize, durch die Verhalten und Verhaltensänderungen kontrolliert werden.“ (Montada 1998: 8). Für die Schreibfähigkeit kann diesem Typ vor allem die Frage nach der Rolle expliziter Normen und Vorgaben im Erwerb zugeordnet werden. Sie sind gleichermaßen Stimulus wie Orientierungsmaßstab für die Sanktionierung von Verhalten. Welche Rolle spielt also explizite Normierung für die Herausbildung einer schriftsprachlichen Kompetenz?
2. Genau komplementär dazu liegen die endogenistischen Modelle. Hier wird von natürlichen Wachstums- und Reifungsprozessen ausgegangen, die auch im linguistischen Nativismus eine zentrale Rolle spielen. Es gibt in den leitenden ideologischen Konzeptualisierungen von Schreibfähigkeit, durchaus aber auch in der Empirie des Schriftspracherwerbs viele Hinweise auf die Wirksamkeit eines von expliziter Instruktion gänzlich unabhängigen *tacit knowledge*.
3. Bei den aktionalen Modellen schließlich steht das Handeln des Individuums im Vordergrund. Entwicklungsprozesse werden als epigenetisch – also gerade nicht nativistisch bedingt – verstanden: Erst durch das problemlösende Handeln des Individuums in einem empirischen Umfeld werden die für Denken und Handeln entscheidenden Kategorien aufgebaut. Hier besteht eine hohe Affinität zu den Entwicklungstheorien Piagets und des kognitiven Konstruktivismus. Schreiben und Textproduktion sind in der kognitiven Psychologie der 1980er Jahre zu einem der zentralen Paradigmen für die Erforschung problemlösenden Handelns avanciert.
4. Wiederum komplementär dazu liegen die transaktionalen Modelle. Ihnen kann als Beispiel die Denkrichtung des Sozialkonstruktivismus zugerechnet werden. Entscheidend ist hier die Lehr-Lern-Interaktion zwischen Erwachsenen und den sich entwickelnden Kindern. Dabei spielt in sozialkonstruktivistischen Konzeptionen die ungleiche Verteilung des Wissens und Könnens zwischen Erwachsenen und Kindern eine zentrale Rolle. Entscheidend wird deshalb die sozial-kommunikative Organisation des Entwicklungsprozesses. Dafür muss nach diesen Modellen mit dem Subjekt ein *shared focus* erzeugt und geteilte Aufmerksamkeit für die relevanten Größen der sozialsymbolisch strukturierten Lernumwelt hergestellt werden. Exemplarisch dafür steht in der Spracherwerbsforschung etwa der Ansatz Jerome Bruners (1987) und die Idee eines Language Acquisition Support Systems (LASS), die von hoher Relevanz insbesondere auch für den schulischen Schriftspracherwerb ist.

Dieser Kurzdurchgang durch Montadas Schema soll reichen, um es in den folgenden vier Unterkapiteln linguistisch und spracherwerbsbezogen zu interpretieren. Ich werde dabei jeweils Belege aus der sprachwissenschaftlichen und -didaktischen Fachgeschichte mit Beobachtungen aus der einschlägigen Forschung zu literaler Kompetenz hinterlegen. Zwei für die Darstellung leitende Grundgedanken seien noch vorweg erwähnt. Sie spielen in Montadas Erläuterungen keine Rolle. Obwohl das Vierfelderschema zunächst rein klassifikatorisch intendiert ist, ermöglicht es auch eine fachgeschichtliche Lesart: Die verschiedenen Typen von Entwicklungsmodellen gehen im Fachdiskurs auseinander hervor. Nach meiner Auffassung lassen sie sich mit guten Gründen in der Reihenfolge ordnen, wie sie weiter oben vorgestellt worden ist. Der Diskurs beginnt danach mit exogenistischen Modellen, schreitet dann über endogenistische und aktionale Modelle fort, und er ist heute bei Modellen des transaktionalen Typs angelangt. Zugleich beschreibt diese Entwicklung des Diskurses aber auch einen Prozess der wissenschaftlichen Horizonterweiterung und der zunehmenden theoretischen Inkludierung weiterer relevanter und erklärungsstarker Faktoren. Das heißt, die Entwicklung der Entwicklungsmodelle selbst ist ein Differenzierungs- und Integrationsprozess, in dem die zunächst im Vordergrund stehenden Einflussfaktoren nicht etwa vollständig aufgegeben werden, sondern stets in neuen und erweiterten theoretischen Rahmen reformuliert werden. Das Verhältnis der Modelle zueinander lässt sich also als im historischen Diskursverlauf konzentrische Beziehung beschreiben. In einer problemorientierten Darstellung bedeutet das, dass die vier Modelltypen jeweils eigenständige Problemaspekte zu erfassen und zu formulieren erlauben.

### 3 Exogen: Normierung des Sprachverhaltens

Die Prozesse einer expliziten Normierung des Sprachgebrauchs verbinden sich mit der Institutionalisierung des Lesen- und Schreibenlernens. Das Sprechen verträgt sehr viel Variation (Leiss & Leiss 1997: 26–38), weil das Hörverstehen als Nähekommunikation situativ gestützt ist. Im Unterschied dazu motiviert die geschriebene Sprache in dem Maß, in dem sie in distanzsprachliche Verwendungszusammenhänge eintritt, sprachliche Konservierung und explizite Normierung. Ausführlich thematisieren Peter Koch und Wulf Oesterreicher (2011) diesen Zusammenhang:

So erfordert die Kommunikation über sehr große Zeiträume hinweg (zeitliche Distanz) eine erhebliche Stabilität der sprachlichen Regeln; ein sehr großer Kommunikationsradius (räumliche Distanz) und eine breite Öffentlichkeit machen die Setzung einer diatopisch

„neutralen“ Sprachvarietät wünschenswert; physische (räumliche und zeitliche) Distanz und Fremdheit der Kommunikationspartner verlagern die Möglichkeiten der Selbstdarstellung des Produzenten ganz ins Sprachliche, so dass sich die Verwendung diastatisch und diaphasisch höher bewerteter Varietäten anbietet. Diesen Anforderungen entsprechen nun genau die Merkmale der präskriptiven Norm, die somit in gewissem Sinne Distanzsprache *par excellence* ist. (Koch & Oesterreicher 2011: 18–19)

Diese Präskriptivität im Verhältnis zur Sprache kennzeichnet auch die Schule. Nicht zufällig entsteht sie historisch primär als Lese- und Schreibschule, die im Unterschied zum sonstigen Spracherwerb direkte Instruktion und explizite sprachliche Normierung verbindet (vgl. Feilke 2012). Die Schule und die von ihr hervorgebrachten Spracherwartungen sind dabei die vielleicht früheste und deutlichste Form der sozialhistorischen Institutionalisierung einer spezifisch schriftgebundenen sprachlichen Normativität. Der unterrichtlich angeleitete Spracherwerb begleitet von Beginn die Prozesse der Literalisierung der Volkssprachen. Die Einheit der deutschen Sprache wird zuerst in einem historischen Prozess der Angleichung verschiedener Schriftdialekte hergestellt und vollzogen. Dieser Prozess ist im Frühneuhochdeutschen noch durch eine erhebliche Varianz gekennzeichnet, die keinesfalls defizitär zu sehen ist, sondern als Ausdruck der Sprachsouveränität etwa von Druckern und Setzern gewertet werden kann (Voeste 2008). Das Stilprinzip *variatio delectat* war hier, wie Voeste zeigt, nicht bloß auf das Formulieren beschränkt, sondern betraf den Schriftgebrauch insgesamt: Dasselbe Wort erscheint graphematisch in sehr unterschiedlichen Schreibweisen, auch bei demselben Schreiber und im selben Text. Sukzessive wird diese Varianz normativ kontrolliert und enggeführt. Im 16. und frühen 17. Jahrhundert werden zunächst horizontal segregierte Varianten zunehmend vertikalisiert, d. h. im Sinne von sozialen Variantenhierarchien im Varietätenraum strukturiert (z. B. Oesterreicher & Koch 2016: 43).

Der sprachgeschichtliche Prozess der Kodifizierung ist untrennbar mit sprachpädagogischen Erwartungen konfundiert und sogar wesentlich dadurch motiviert. Die Grammatikschreibung zum Beispiel ist in dieser Sicht nicht per se ein sprachwissenschaftliches, sondern primär ein volkspädagogisches Projekt. Das Duden Universalwörterbuch führt unter dem Lemma *erziehen* die Bedeutungsangabe „zu einem bestimmten Verhalten anleiten“ auf. Genau dies ist nach Wolf Peter Klein (2011) auch der Begründungszusammenhang für die Anfänge der Grammatikschreibung im Deutschen:

Einfach gesagt galt im frühneuzeitlichen Sprachbewusstsein folgender Zusammenhang: eine Grammatik beschreibt nicht, sie gibt nicht etwas wieder, was unabhängig von ihr existieren würde, sondern sie schafft (durch Regeln) Ordnung, wo vorher Chaos war. (Klein 2011: 480)

Und noch in der Spätaufklärung heißt es bei Johann Gottfried Herder im Jahr 1780:

Eine Grammatik muss der Mensch lernen [...]. Ein Mensch, der in seinem Leben keine Grammatik gelernt hat, lernt sein Leben durch [...] nicht sicher sprechen und schreiben: er irret in Ungewißheit umher und hat kein Leitseil im großen Labyrinth der Sprachen und Worte. (Herder [1780] 1820: 17)

Es geht dabei für Herder, wie er vor allem im *Journal meiner Reise von 1769* formuliert (Herder [1846] 2012), nicht um formale grammatische Schulung etwa an der lateinischen Grammatik, sondern um eine den Gebrauch der eigenen Sprache systematisch repräsentierende und diesen normativ orientierende Reflexion, wie es die Metapher vom Leitseil zum Ausdruck bringt.

Mit der Herausbildung und Stabilisierung der Volkssprache als Schriftsprache wurde es zu einem Hauptziel der schulischen Spracherziehung, orthographische, grammatische und Formulierungsnormen geschriebener Sprache gegenüber einer Vielfalt von Dialekten durch direkte Spracherziehung durchzusetzen. Die Kompetenz zeigt sich danach in der Fähigkeit zur Reproduktion schulischer Inhalte, Muster und Formen des Schreibens. Das zeigt auch das folgende Zitat aus dem Jahr 1876: „Es gibt nichts Verkehrteres als eigene Gedanken und eigene Darstellung zu verlangen von Kindern, welche weder die eigenen Gedanken zu beherrschen, noch in einer vorgeschriebenen Form zu bewegen wissen.“ (Eisenlohr 1876: 321)

Auch wenn es schon spätestens seit der Aufklärung hier gegenteilige Konzepte, pädagogisch etwa in der Tradition Rousseaus, gab, sie haben sich nicht durchgesetzt. Bis in die 1950er Jahre ging es im deutschsprachigen Raum in diesem Sinn primär um eine schulische Spracherziehung. Dafür stehen Sprech-erziehung, Aufsatz-erziehung, Grammatikunterricht, Rechtschreibunterricht. Leitend ist dabei eine durchgängig normative Sprachauffassung, die die Norm als Voraussetzung für jegliche Kompetenz sieht. Für Leiss & Leiss (1997) ist dies eine sprachideologische Position, die die Dynamik der Bewertung insbesondere des schriftlichen Sprachgebrauchs bis in die Moderne kennzeichnet: „[...] die Moderne ist tatsächlich gekennzeichnet durch zunehmende Vermeidungsreaktionen gegenüber der Varianz. Die daraus resultierenden Ideologien sind Techniken der sekundären Reduktion von Varianz. Normierung ist eine solche Technik.“ (Leiss & Leiss 1997: 35)

Die geschriebene Standardsprache wird als Norm von außen an die Schüler herangetragen. Die Sprachkompetenz erscheint dann als Resultat eines an Normen der Schriftsprache orientierten Unterrichts. Dabei wird nicht nur die diatopische und diastratische Variation, sondern auch pragmatisch funktional motivierte Variation potentiell zu einer Form abweichenden Verhaltens, das zu sanktionieren ist.

Exemplarisch dafür mag das folgende Beispiel aus einer Untersuchung Mathilde Hennigs (2012) zu Grammatikfehlern stehen. In einer Untersuchung zum Fehlerbegriff und dem Korrekturverhalten bei Studierenden und Lehrern hatte sie im Kontext einer an mündlichkeitsnahem Erzählen orientierten Aufgabenstellung unter anderem die folgenden Beispiele aus Schülererzählungen bewerten und korrigieren lassen:

- (1) Plötzlich lautes Geschrei!
- (2) Wir sind gleich hin.
- (3) Kommt davon. (Hennig 2012: 140)

30,4 % der befragten Studierenden und 58,8 % der befragten Lehrer bewerten den Gebrauch in Beispiel (1) als grammatisch fehlerhaft. Beispiel (2) wird wiederum von 30,4 % der Studierenden und 64,7 % der Lehrer als fehlerhaft eingeschätzt. Beispiel (3) kommt auf 17,4 % respektive 47,1 % (vgl. Hennig 2012: 140). Der Grund für diese Einschätzungen sind die – textpragmatisch jeweils motivierten – Ellipsen, die aber der Norm eines grundsätzlich am syntaktisch wohlgeformten Satz orientierten Gebrauchs im Schriftlichen widersprechen.

Das Beispiel wird jeden erschrecken und möglicherweise in den Vorurteilen gegenüber der Autorität schulischer Normierungen bestätigen, dem an der Förderung und Entwicklung eines textpragmatisch angemessenen Schriftgebrauchs gelegen ist. Die Präskriptivität schulischer Normierung schlägt sich auch in der Praxis des Lehrens nieder. Die Lehrer und die zu lesenden Texte geben vor, was kompetenter Sprachgebrauch ist. Das Lernen ist im Sinn eines exogenetischen Entwicklungsbegriffs nach Montada vor allem als Reproduktion bestimmt: *Nachsprechen, Lautes Lesen, Auswendiglernen von Texten* und vor allem *wiederholtes Abschreiben* prägen den Unterricht.

Auf der anderen Seite macht man es sich sprachdidaktisch wie linguistisch zu leicht, wenn man wie Leiss & Leiss (1997) auf jegliche präskriptive Normierung verzichten zu können glaubt. Normativität im Sinne grammatisch nicht regularisierbarer Gebrauchsregeln ist ein sprachliches Faktum. Das zeigen schon die Ellipsenbeispiele aus den Schülererzählungen oben. Sie sind syntaktisch nicht regulär und nichtsdestotrotz normativ gebrauchsadäquat. Die Konstruktionsgrammatik weist auf die hochgradige grammatische Irregularität vieler grammatischer Konstruktionen hin, die gleichwohl als Konstruktionen regelhaft gebraucht werden. Ein Ausdruck wie „eines Nachts“ gehört zur Norm *sensu* Coseriu (1988: 266), gerade weil er nicht systemgemäß ist. Alles, was in diesem Sinn gelernt werden muss und nicht über Strukturregeln hergeleitet oder erschlossen werden kann, ist ein schon von der Sprachgemeinschaft selbst vorgeschriebener Stoff im Sinne Humboldts ([1830–1835] 1988). Dessen Kodifizierung in Wörterbüchern und Lehrwerken etabliert die Norm auch ex-



plizit. Auch im Bereich der Graphematik gibt es im Bereich der Graphem-Phonem-Korrespondenz einerseits hochreguläre Beziehungen – etwa bei der Schärfungsschreibung, andererseits ist z. B. der Bereich der Dehnungsgraphien durch eine im Vergleich starke Irregularität bestimmt: Wo ein Dehnungs-h, steht, das lässt sich nicht sicher vorhersagen. Es ist im doppelten Wortsinn vorgeschrieben, ein Faktum, das sich in der sogenannten „doppelten Kodifizierung“ der Orthographie über ein Regelwerk einerseits und ein Wörterbuch andererseits niederschlägt. Hier gibt es auch didaktisch keinen anderen Weg, als die empirisch gültige Norm durch Reproduktion zu lernen. Schließlich gibt es noch einen weiteren erwerbsrelevanten Aspekt, der selbst die Irrwege schulischer Normierung zumindest zu verstehen erlaubt: Schulische Sprachnormen und Sprachverwendungsnormen sind, auch wenn Lehrerinnen und Lehrer das vielfach anders sehen, in der Regel keine Zielnormen und sie streben auch keine deskriptive Adäquatheit an. Vielmehr sind es „transitorische Normen“ (Feilke 2015b) mit einer auf den Erwerbsprozess bezogenen Funktionalität. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die sogenannte Explizitlautung oder Pilotsprache als ein phonologisch idealisiertes didaktisches Artefakt, das über das Lautieren ein Monitoring des Schreibprozesses nach den GPK ermöglichen soll. Hier wird dem Erwerb eine skriptizistische phonologische Norm zugrunde gelegt. Der Kritik an der didaktischen Artifizialität und der linguistischen Inadäquatheit dieser Norm steht empirisch die Beobachtung entgegen, dass das normative Artefakt *phonics for spelling* den Erwerb durchaus effektiv zu stützen vermag (Graham et al. 2008: 812; Friedrich 2009; Weinhold 2009).

## 4 Endogen: Reifung des Sprachverhaltens

Kennzeichnend für endogenistische Modelle der Entwicklung ist die Orientierung an Vorstellungen eines natürlichen Wachstums. Bekannt ist z. B. die Chomsky'sche Idee der Universalgrammatik, die als natürliches Sprachorgan verstanden wird. Der Entwicklung liegt danach ein genetisch fundierter, innerer Entwicklungsplan mit Parametern – etwa zur Wortstellung – zugrunde, die abhängig von der Umgebungssprache aktiviert werden und sich sukzessive entfalten. Endogenistische kompetenztheoretische Positionen können durch drei Stichpunkte umschrieben werden.

- Erstens: Die sprachliche Kompetenz ist wesentlich instruktionsunabhängig. Sie ist keine Zielgröße, die durch Erziehung zu erreichen wäre. Vielmehr ist sie eine unbekannte Größe, die es erst zu erforschen gilt. In dieser Sicht ist es ein nahezu absurder Gedanke, Bildungsstandards und dazu Kompetenzen formulieren zu wollen. Die Kompetenz ist vielmehr eine Vo-

- raussetzung sprachlicher Bildungsprozesse, die Grundlage für die Strukturierung der Erfahrung.
- Zweitens: Die Kompetenz ist generativ. Sie ist die Grundlage der sogenannten linguistischen Kreativität. Sie ermöglicht das Erzeugen und Erkennen regelhafter Strukturen. Deshalb ist auch fehlerhafter Input unschädlich, denn die Lerner sind mit Hypothesen zu grammatisch möglichen Konstruktionen ausgestattet.
  - Drittens: Die Kompetenz ist ein implizites Wissen, das wesentlich ohne bewusste Kontrolle funktioniert. Man kann auch sagen, es funktioniert gerade, weil und soweit es nicht bewusst kontrolliert wird. Dieser und auch der erste Punkt sind auch mit empiristischen Erwerbskonzepten sehr gut verträglich (Karmiloff-Smith 1992).

Diese Vorstellung vom Spracherwerb ist freilich älter als die generative Grammatik. Sie hat auch im Bereich der Schulgrammatik schon im 19. Jahrhundert prominente Vorläufer. So heißt es in § 1 von Karl-Ferdinand Beckers *Handbuch der deutschen Sprache* schon vor 150 Jahren:

[...] Die Sprache ist eine natürliche Verrichtung des Menschen als eines denkenden Wesens. [...] Die Sprache ist nicht eine Erfindung, und sie wird nicht eigentlich erlernt, wie eine Kunst; sondern sie ist eine Naturgabe, welche durch das gesellige Leben entwickelt und, wie andere natürliche Verrichtungen, durch Übung vervollkommen wird. (Becker 1870: 1)

Die Sichtweise ist nicht unproblematisch. Sie verbindet sich vor allem im deutschen Kontext ideologisch leicht mit dem Geniekonzept des 18. Jahrhunderts, das Schreibfähigkeit, insbesondere freilich Textproduktionsfähigkeit, vor allem als Begabung auffasst. Andererseits kommt es für den Sprachunterricht gerade darauf an, genau bestimmen zu können, welche sprachlichen Fähigkeiten gewissermaßen „von selbst“ erworben werden können und welche nicht. In diesem Sinn warnt bereits Rudolf v. Raumer,

[...] daß die Schule sich nicht Aufgaben stelle, die ganz und gar nicht ihres Amtes sind oder vollends Dinge erstrebe, die überhaupt nicht das Erzeugnis schulmäßiger Bildung, sondern das Werk der Natur sind (v. Raumer 1857: 126).

Das Von-selbst-Lernen kann dabei in zweifacher Weise verstanden werden als Entfaltung einer genetisch determinierten Anlage oder als instruktionsunabhängiger Erwerb. Was ist in diesem Sinn ein „Werk der Natur“? Ein berühmtes Beispiel ist der Genuserwerb im Deutschen. Heißt es *der Mond*, *die Sonne*, *die Milch*, *das Leben*? Es gibt hier regelhafte, besser musterhafte, phonologische, semantische und morphologische Schlüsselindikatoren für das Genus, deren

Zusammenwirken aber von der Linguistik bis heute nicht vollständig verstanden ist; deutsche Kinder lernen das System sehr schnell im Alter zwischen zweieinhalb und drei Jahren. Sie machen dabei kaum Fehler, lernen also nicht durch Versuch und Irrtum; für Lerner des Deutschen als Fremdsprache dagegen ist auch bei größter Anstrengung hier kaum Sicherheit zu erreichen (Köpcke & Zubin 1996; Wegener 1995; Ruberg 2013).

Das zweite Beispiel hat schon mit der Schule zu tun. Selbst in einem Bereich wie dem Schriftspracherwerb, der mit guten Argumenten teilweise sogar über das Kriterium der Sprachbewusstheit vom sonstigen Spracherwerb abgegrenzt wird (Bredel 2007: 167–194), ist eine erstaunliche Implizitheit der Lernprozesse und eine Unabhängigkeit der Kompetenz von direkter Instruktion beobachtbar. Ein deutlicher Hinweis darauf ist, dass die Lerner Fähigkeiten zeigen, über die sie keine Auskunft geben können. Sie handeln, als ob sie Regeln folgten, aber sie können ihr Handeln nicht erklären. Die erste Dissertation zum Erwerb der Kommasetzung im Deutschen von Sabine Afflerbach (1997) hat u. a. untersucht, wie die Schüler ihre Kommas begründen. Ein Hauptergebnis ist, dass Kommasetzungsfähigkeit und Kommabegründungsfähigkeit weit auseinanderfallen: Bei über einem Drittel der korrekt gesetzten Kommas zwischen dem 5. und 10. Schuljahr hat die Begründung nichts mit den grammatischen Verhältnissen zu tun. Das zeigt besonders beeindruckend das Beispiel in Abbildung 10.2 von Adnar (5. Schuljahr) aus dem Korpus Afflerbachs. Das Alter ist nicht nebensächlich, weil im 5. Schuljahr noch keine grammatische Instruktion zur Kommasetzung stattgefunden hat.

Adnar setzt alle Kommas richtig; dies ist nur ein Auszug aus einem umfangreicheren Arbeitsblatt. Er zeigt ein Können, das er nicht durch Instruktion erworben haben kann. Die Begründungen der Kommas bleiben durchgängig ohne jeden Bezug auf die jeweils zugrundeliegende Regel. Das Beispiel verweist damit deutlich auf die Implizitheit des Erwerbs. Dabei ist Adnar kein Einzelfall. Afflerbach resümiert – interessanterweise gerade auch bezogen auf das Korpus frei geschriebener Texte der Schüler: „Bis auf einen minimalen Anteil sind alle gesetzten Kommas korrekt.“ (Afflerbach 1997: 161). Es liegt eine Interpretation der Daten nahe, nach der eine implizit herangereifte syntaktische Kompetenz die Schüler in den Stand versetzt, auch im Schriftlichen kommarelevante Strukturen unmittelbar zu erkennen. Interessant ist aber auch ein zweiter Befund Afflerbachs (1997: 151), der sich auf die nicht gesetzten, also fehlenden Kommas bezieht: Je expliziter die jeweilige Schreibaufgabe in der Erhebung auf die Kommasetzung bezogen war, desto weniger Kommas fehlten, ein Ergebnis, das auch von der Dissertation Müllers *Zum ‚Komma nach Gefühl‘* (Müller 2007: 125) bestätigt wird. Das wiederum verweist auf die Relevanz des jeweiligen Handlungsfokus und damit auf empirische Bedingungen des Ler-

Aufgabe 2:  
Bitte lies dir die folgenden Sätze durch und setze die fehlenden Kommas ein. Begründe deine Wahl kurz!

1. Ich gehe gern zur Schule, denn dort kann ich viel lernen.  
Ich habe gemacht

2. Weil ich in der Schule immer gut aufpasse, habe ich keine Probleme mit meinen Hausaufgaben.  
Der Satz der Satz ist lang

3. Ich finde, dass Hausaufgaben Spaß machen.  
Weil er so lang ist

4. Ich mag Lehrer, die viele Hausaufgaben aufgeben.  
keine anmerkung

5. Ich gehe zu meinen Freunden, wenn ich meine Hausaufgaben erledigt habe.  
keine anmerkung

6. Obwohl ich viel lernen muß, habe ich noch genug Zeit für meine Freunde  
Weil er lernen muss aber er in zeit

Abb. 10.2: Diskrepanz von Kommasetzungs- und Begründungsfähigkeit, 5. Schuljahr.

nens. Tatsächlich kann Müller in seiner Untersuchung zeigen, dass für den impliziten wie für den expliziten Erwerb dieselben empirischen Eigenschaften eines „additiven Merkmalszusammenhangs“ (Müller 2007: 133) ausschlaggebend sind: Dazu zählt die semantische Eigenständigkeit der jeweils ausgedrückten Prädikationen, die intonatorische Segmentierbarkeit und das Vorhandensein von lexikalischen Gliederungssignalen wie Konjunktionen (vgl. Müller 2007: 128–133). Mit Abstand am schwächsten beeinflusst wird die Kommatierung danach durch syntaktische Strukturen, wie sie linguistisch etwa an Finitivitätsmerkmalen ablesbar wären.

Diese Beobachtungen am Beispiel der Kommasatzung zeigen, dass entgegen dem ersten Augenschein nicht einfach eine genuin endogen motivierte Entwicklung angenommen werden kann. Es scheint aber auch nicht so zu sein,

dass der Erwerb notwendig auf Impulse direkter Instruktion angewiesen ist. Der Erwerb ist weitgehend implizit über einen Komplex von Merkmalen gesteuert, an dem die Schüler ihr Kommasetzungsverhalten orientieren. Bemerkenswert im Blick auf die Prämissen endogenistischer Konzeptionen des Erwerbs, die vor allem auf das implizite syntaktische Strukturwissen abstellen, ist auch das von Müller noch einmal ausdrücklich herausgestellte Ergebnis (vgl. Müller 2007: 130), dass die syntaktischen Merkmale, die für die linguistische Analyse der Kommasetzung ganz im Vordergrund stehen, offenbar für die Lerner keine relevante Größe im Erwerb sind.

Wenn man entgegen nativistischen Prämissen eine Impliztheit gerade auch des sprachlichen Erfahrungslernens annimmt, bleiben gleichwohl einige Fragen: Wie kommt es dazu, dass Adnar Kommas überhaupt wahrnimmt und für wichtig hält? Welche Sprachumgebung, welchen Input brauchen Schüler, damit ein impliziter Kompetenzaufbau, wie ihn Adnars Kommasetzung dokumentiert, überhaupt stattfinden kann?

## 5 Aktional: Problemlösendes Handeln

In der Geschichte der Auseinandersetzung mit nativistischen Positionen zum Spracherwerb hat schon früh die empirisch orientierte kognitive Psychologie eine herausragende Rolle gespielt. Konzepte wie *Schemata*, *Pläne*, *Strategien* werden in der Psychologie seit Anfang der 1960er Jahre prominent (vgl. Gardner 1989). Sie verweisen auf die Rolle empirischen Lernens. Es spielt, unter jeweils anderen Vorzeichen, bei Jean Piaget, aber auch der kulturhistorischen Schule in der Nachfolge Wygotskis in der Entwicklungspsychologie die zentrale Rolle.

Komplementär zu endogenistischen Modellen des Erwerbs wird in den aktionalen Entwicklungsmodellen die Kompetenz als Ergebnis der Handlungserfahrung des Individuums gesehen. Kompetenzen sind das Ergebnis eines problemlösenden Handelns des Individuums, in dem es sowohl seine eigenen kognitiven Schemata durch die Problembearbeitung verändert, als auch die Umwelt selbst verändert. Darauf sind schon die Piaget'schen Begriffe der Akkommodation und Assimilation bezogen (vgl. Piaget 1984: 56–63). In der Entwicklung der kognitiven Psychologie wird ab Mitte der 1970er Jahre die Untersuchung der Textproduktion und des Schreibens zu einem zentralen Forschungsparadigma. Schreiben wird als problemlösendes Handeln in einem schlecht strukturierten Problemraum verstanden. Der Bezugspunkt dafür sind die empirischen Bedingungen der Sprachproduktion beim Schreiben: Schreiben findet in einer raumzeitlich „zerdehnten“ (Ehlich [1983] 2007) Kommuni-

kationssituation statt, in der Kontext und Adressat abstrakt bleiben, es gibt keine Rückmeldung durch den Adressaten; die Gesamtartikulation muss dominant sprachlich bewältigt werden, körpersprachliche und parasprachliche Ausdruckskomponenten entfallen; und schließlich ist das Schreiben verglichen mit dem Sprechen bis zum Faktor 10 langsamer, was enorme Planungsprobleme aufwirft. Die Entwicklung von Textkompetenzen im Schreiben wird in der Forschung entsprechend als eine sukzessive kognitive Strukturierung dieses komplexen Problemraums durch das Individuum verstanden. Das immer noch klassische Erwerbsmodell Bereiters (1980) geht davon aus, dass der Schreiber zunächst die Prozessprobleme in einem Modus assoziativen Schreibens bearbeitet, dann zunehmend produktbezogene Erwartungen und Normen zu berücksichtigen lernt und schließlich die Adressatenperspektive einzunehmen lernt. Diese Kompetenzen werden im Fortgang der Entwicklung zunehmend integriert (Bereiter & Scardamalia 1987). Die Linguistik wiederum greift das Paradigma auf und versteht nun auch die Schriftentwicklung und die Entwicklung geschriebener Sprache selbst graphematisch, grammatisch und textlich als einen historischen Problemlöseprozess, in dem eine Sprache im Übergang zur Schriftlichkeit die Bedingungen sowohl des Schreibens als einer Form graphisch-sprachlicher Artikulation als auch schriftlicher Distanzkommunikation strukturell akkommodiert und ausbaut. Linguistisch gesehen, kann der Erwerb dann als Rekonstruktion und Aneignung dieser historischen Problemlöseschritte im eigenen Handeln verstanden werden (vgl. Feilke 2016a).

Ich möchte dazu ein für mich faszinierendes Ergebnis der jüngeren Forschung berichten. Es hat nichts mit der im Zusammenhang des Problemlöseparadigmas stets fokussierten Textproduktion zu tun, auch nicht mit einschlägigen Grammatikalisierungsprozessen (vgl. Feilke, Kappes & Knobloch 2001) oder der Orthographie. Vielmehr geht es dabei um die Schrift und den Buchstabenbau als Resultat des Problemlösens und die Folgen dieser schriftstrukturellen Akkommodation im Erwerb (Treiman & Kessler 2011). Die Schriftentwicklung der Alphabetschriften folgt historisch, wie Brekle (1994) gezeigt hat, dem sogenannten Vektorialitäts- oder Hasta-Coda-Prinzip: Der einzelne Buchstabe entsteht und besteht aus einem senkrechten Strich (Hasta) plus nach rechts angebrachten weiteren Markierungen (Coda).

That is, a letter is perceived as looking at the next letter. This vectoriality holds also in production. Most individual letters tend to be written from left to right, starting with a downstroke constituting the hasta and concluding with the coda elements to the right side, near where the next letter will be written. (Treiman & Kessler 2011: 2)

Dabei werden historisch die interne Produktionsrichtung der Buchstaben und die Schreibrichtung ab ca. 600 v. Chr. gleichsinnig orientiert. So funktionieren

Children's Reversal Rates on <b>b</b> and <b>d</b> Type Letters			
Study		Reversal rates	
		d type	b type
Simner 1984	kindergartners	.09	.03
Ritchey 2008	kindergartners	.11	.06
Lewis & Lewis 1965	first grades	.04	.01

**Abb. 10.3:** Buchstabenreversionen (Treiman & Kessler 2011: 16).

etwa das <E>, das <F>, das <P>, das <B> usw. Nur wenige Buchstaben, z. B. <d>, <q>, brechen aus diesem schreibpragmatisch effektiven Problemlösemuster aus (vgl. Wiebelt 2004). Dies gilt nur für die Buchstaben, nicht für die aus dem Arabischen übernommenen Ziffern, die in der Mehrzahl linksorientiert sind (z. B. 1, 2, 3, 4, 7, 9), wie auch die arabische Schrift linksorientiert ist.

Treiman und Kessler (2011) haben Buchstabenreversionen untersucht. Sie weisen nach, dass die historisch herausgebildeten rechtsläufigen Buchstaben weitaus sicherer angeeignet werden als Buchstaben mit linksstehender Coda und Ziffern. Das heißt, Buchstabenreversionen beschränken sich weitgehend auf Buchstaben mit linksstehender Coda.

In einer weiteren Untersuchung wies Fischer (2013) nach, dass sich – passend zu den Resultaten von Treiman & Kessler – die komplementäre Verteilung bei Ziffern zeigt, dass also die linksorientierten arabischen Ziffern weitaus häufiger gedreht werden als die anderen. Damit sind insgesamt auch Ziffernreversionen weitaus häufiger als Buchstabenreversionen.

Das Beispiel scheint mir vor allem interessant im Blick auf das Verhältnis von historischem und individuellem Problemlösen. Das historisch emergente Problemlöseschema für das Schreiben von Buchstaben in einer Alphabetschrift wird von den Lernern angeeignet und reproduziert. Die dabei beobachtbaren Fehlermuster spiegeln die Wahrscheinlichkeiten der Verteilung im etablierten semiotischen System. Die individuellen Problemlöseprozesse bewegen sich im Rahmen der kulturell etablierten Selektionen. Sie sind also in ihrer konkreten Ausformung nicht rein individuell aktional, respektive psychologisch determiniert, sondern entscheidend durch die semiotisch-kulturellen Vorgaben bestimmt.

## 6 Transaktional: Lehr-Lern-Interaktionen

Das zuletzt besprochene, recht spezielle Beispiel macht deutlich, dass das individuelle Problemlösen nach dem aktionalen Entwicklungskonzept nicht wirklich individuell determiniert ist, vielmehr bereits in kulturell hochgradig vorgeformten Handlungskontexten stattfindet. Die emergente Kompetenz der Lernenden ist kulturell geprägt. Aber welches sind die die Emergenz bestimmenden Faktoren? Die die deutsche Bildungsdiskussion der letzten 15 Jahre dominierende Kompetenzdefinition stammt von dem pädagogischen Psychologen Franz E. Weinert. Danach sind Kompetenzen

die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können. (Weinert 2001: 27 f.).

Weinerts Definition ist grammatisch auffällig. Die Konjunktion „um“ leitet im Deutschen finale Adverbialsätze ein (z. B. *nachdenken*, um Probleme zu lösen). Weinert nutzt den Satz jedoch als Attributsatz zum Nomen „Fähigkeit“; er müsste ihn dann allerdings uneingeleitet ohne Konjunktion formulieren: z. B. *die Fähigkeit, bestimmte Probleme zu lösen*. Die finale Semantik wäre aber so in der Definition nicht ausdrückbar. Der grammatische Konstruktionsbruch mit „um“ verweist darauf, dass die Kompetenz finalistisch als eine auf bestimmte pragmatische und gesellschaftliche Zwecke bezogene Fähigkeit verstanden wird. Entsprechend wird die Kompetenzentwicklung nicht als individuell emergenter Prozess, sondern als gesellschaftliche Gestaltungsaufgabe konzipiert, was die Grundlage auch für die Entwicklung sogenannter Bildungsstandards in den vergangenen 15 Jahren war. Die Definition Weinerts betont die soziale Situations- und Zielbezogenheit von Kompetenzen. Damit schließt sie an ein Kompetenzverständnis an, das der auch in der Spracherwerbsforschung einflussreiche Entwicklungspsychologe Jerome S. Bruner schon 10 Jahre früher formuliert hat, wenn er schreibt: „Coming to know anything in this sense is both, situated and [...] distributed.“ (Bruner 1990: 106) Im Unterschied etwa zu nativistischen Kompetenzbestimmungen oder auch zu einem Verständnis von Kompetenz als Ergebnis individuell problemlösenden Handelns, werden Kompetenzen als ein sozial verteiltes Wissen (*distributed*) gesehen. Kompetenzen sind ein sozial konstituiertes Wissen. Die Kompetenz ist damit stets sozial heterogen und asymmetrisch verteilt auf die, die etwas können und die, die etwas (noch) nicht können. Kompetenzen werden durch die Interaktion mit anderen erworben. Das kennzeichnet die Position sozialkonstruktivistischer Denkansätze.



ze. Entscheidend für den Kompetenzerwerb ist dann die Frage, wie die Lehr-Lern-Interaktion gelingen kann. Hierfür hatte Bruner schon einige Jahre früher das in der Spracherwerbsforschung einflussreiche Konzept des LASS, des „language acquisition support system“ entwickelt (Bruner 1987: 32). Ein wesentliches Kennzeichen des LASS besteht darin, Situationen (*situated learning*) herzustellen, in denen geteilte Aufmerksamkeit und Relevanz für bestimmte Objekte oder Handlungen der kulturellen Umwelt erzeugt werden kann. Nach dieser Auffassung ist die individuelle Wahrnehmung insbesondere kultureller und semiotischer Sachverhalte an deren soziale Bedeutsamkeit gekoppelt, die nicht einfach vorausgesetzt werden kann, sondern selbst erst in jedem Erwerbsprozess hergestellt werden muss. Hier taucht die Frage aus dem Unterkapitel 4 wieder auf, wie der Schüler Adnar überhaupt dazu kommen kann, Kommas als etwas für sein Schreiben Relevantes wahrzunehmen. Dies ist nach der sozialkonstruktivistischen Position an komplexe soziale Voraussetzungen gekoppelt.

Kulturgegenstände, etwa eine Schrift, ein spezielles Zeichen in dieser Schrift, z. B. ein Komma oder ein spezifischer Texttyp (z. B. ein argumentativer Text), stehen für kulturell teilweise hoch spezialisierte Möglichkeiten des Handelns und Erkennens. Sie können nur im Kontext entsprechend spezialisierter kultureller Praxen erworben werden. Die grammatischen Formen der Redewiedergabe im Deutschen beispielsweise oder etwa konzessiven Argumentierens wird man nur lernen, wenn deren Beherrschung als erstrebenswert gilt (Zielsetzung) und wenn Kontexte zur Verfügung stehen, die diese Beherrschung und die Unterscheidung verschiedener Formen pragmatisch fordern. Hierzu sei ein Beispiel aus einer Untersuchung von Torsten Steinhoff angeführt, der 2009 den Konstruktionswortschatz für Zimmerbeschreibungen in der Schreibentwicklung von Schülern untersucht hat. Die typische Zimmerbeschreibung am Anfang der Schreibentwicklung besteht aus textlich weitgehend unstrukturierten Inventarlisten nach dem Muster „In meinem Zimmer *habe ich* ... etc.“ Das Zimmer wird beschrieben, indem die darin vorhandenen Gegenstände aufgelistet werden, was freilich die imaginative Nachkonstruktion des Raumes durch einen Leser nicht stützt. Sprachlich werden diese Listen nach Steinhoffs Beobachtungen über sogenannte *haben*-Konstruktionen aufgebaut, wie sie der folgende Text zeigt:

Meine Klasse hat viele Drachen am Fenster und unter der Klasse ist ein Poster. Meine Klasse hat 48 Fenster. Mein Klasse hat ein großes Bild mit verschiedene Hände drauf. Meine Klasse hat einen Messstreifen. Meine Klasse hat eine Landkarte. Meine Klasse hat einen Geburtstagskalender. Meine Klasse hat einen großen Stundenplan. Meine Klasse hat 10 gemalte Blumen. Mein Klasse hat viele Bücher auf der Fensterbank. (Tair, 5. Klasse, Hauptschule) (Steinhoff 2009: 43)

Im Unterschied dazu setzen funktionierende Zimmerbeschreibungen die sprachliche Konstruktion einer deiktischen Origo voraus, von der aus, mit Büh-

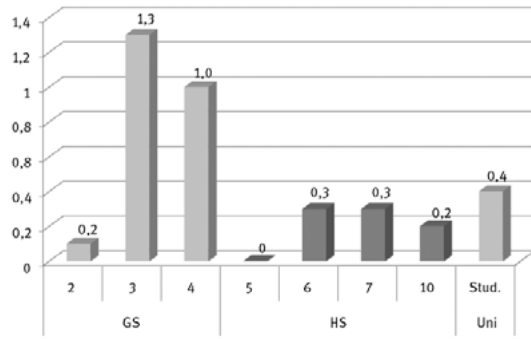
ler gesprochen, perspektivisch die „Deixis am Phantasma“ (Bühler [1934] 1982: 121–140) erfolgen kann. Dies zeigt sich im Fortgang der Schreibentwicklung mit ersten Ansätzen schon im dritten Schuljahr. Hierfür werden konditionale Konstruktionen genutzt. Die Möglichkeiten, die dafür im Deutschen zur Verfügung stehen, sind lexikogrammatisch begrenzt:

- (1) Wenn du in mein Zimmer kommst, siehst du links ...
- (2) Kommst du in mein Zimmer, siehst du links ...
- (3) Bei Betreten meines Zimmers siehst du links ...

Auch wenn es grammatisch implizite Möglichkeiten der Origo-Konstruktion gibt (z. B. *Neben der Eingangstür steht links direkt der Schreibtisch an der Wand ...*), ist auffällig, dass junge SchreiberInnen im Grundschulalter die grammatisch explizite Konditionalkonstruktion mit der Konjunktion „wenn“ präferieren. Ein Beispiel dafür ist der folgende Text:

Wenn man in mein Zimmer kommt steht links ein Regal, wo meine Bücher, mein Kassettenrekorder und meine Bastelsachen stehen. Rechts ist der blaue Kleiderschrank. Wenn man geradeaus guckt ist da ein Fenster. Davor ist mein Schreibtisch mit meinen Stiften. Links daneben steht mein Computer. Neben dem Schrank mit den Büchern steht mein Bett. Über dem Bett hängen ein paar Poster von ‚Fluch der Karibik‘. Neben meinem Bett steht ein kleiner Nachtschrank mit einer Stehlampe. (Christin, 4. Klasse, Grundschule) (Steinhoff 2009: 45)

Gravierend sind die Beobachtungen Steinhoffs zu den Unterschieden im Gebrauch der *haben-* und *wenn-*Konstruktion, bezogen auf das Grundschulalter und die anschließende weitere Entwicklung in der Hauptschule. Während die *haben-*Konstruktionen im Verlauf des Grundschulalters bereits im 3. Schuljahr stark abnehmen, sind sie im 5. Schuljahr der Hauptschule wieder in über der Hälfte der Texte bestimmend und liegen noch im 10. Schuljahr prozentual deutlich über dem Anteil in den Texten des 4. Schuljahrs der Grundschule. Komplementär nehmen die *wenn-*Konstruktionen bereits im 3. Schuljahr der Grundschule stark zu, während sie in der Hauptschule kaum einmal in einem Text vorkommen. Die Werte unter 1 in Abbildung 10.4 zeigen, dass es nur wenige einzelne SchülerInnen sind, die solche Konstruktionen kennen. Das Ergebnis dokumentiert die außerordentlich ungleiche Verteilung der Kompetenzen in diesem Bereich, die in den verschiedenen Schullaufbahnen noch deutlicher zutage tritt. In der Hauptschule finden sich die Schreiber und Schreiberinnen, die offenbar nicht über die sprachlichen Mittel zu einer kohärenten Textorganisation bei den Raumbeschreibungen verfügen.



**Abb. 10.4:** *Wenn*-Konstruktionen in Raumbeschreibungen (Types pro Text) (Steinhoff 2009: 49).

Während bei den Grundschulern davon ausgegangen werden kann, dass kein Unterricht zur Raumbeschreibung stattgefunden hat und der Erwerb der *wenn*-Konstruktion durch einschlägige Spracherfahrungskontexte und eine offenbar hinreichende Saliens der Konstruktion im Textzusammenhang ausreichend gefördert wird, kann dies für die Hauptschule nicht mehr vorausgesetzt werden. Hier ist eine Erzeugung geteilter Aufmerksamkeit für das Textstrukturierungsproblem selbst ebenso wie für die textprozeduralen Mittel erforderlich. In einer Folgeuntersuchung haben Ansekt & Steinhoff (2014) in einer Interventionsstudie nachgewiesen, dass ein situiertes Aufgabenarrangement, das die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Relevanz der Origo-Konstruktion lenkt und dafür in Überarbeitungskontexten zur Unterstützung einschlägige sprachliche Mittel zur Verfügung stellt, eine deutliche Erhöhung der Zahl der Perspektivierungsprozeduren in den Zimmerbeschreibungen zur Folge hat. Hier ist der Erwerb also eng an transaktionale Kontexte gebunden.

## 7 Resumee

Der Versuch, Montadas antinomische Modellierung von vier entwicklungstheoretischen Positionen auf den Erwerb einer literalen Kompetenz zu beziehen, zeigt einerseits, dass das Modell mit Gewinn auf genuin spracherwerbsbezogene Fragestellungen angewendet werden kann. Andererseits sollte in der Erörterung deutlich geworden sein, dass die Antinomien modelltheoretisch zwar produktiv sind, dass aber ein Verständnis des Erwerbs literaler Kompetenz eine modelltheoretische Integration der verschiedenen Gesichtspunkte verlangt. Von einem solchen integrativen Modell muss erwartet werden, dass es Aspekte

der kulturellen und transaktionalen Situiertheit des Erwerbs, des problemlösenden Handelns des einzelnen Lernenden und des sprachlich impliziten wie expliziten Erwerbs in ein hierarchisch integriertes Verhältnis bringt (vgl. Feilke 2014, 2016b). Kultureller Kontext, Handeln und sprachliche Strukturierung bilden in diesem Sinn einen Zusammenhang je eigenständiger Determinanten des Erwerbs einer literalen Kompetenz.

## Literatur

- Afflerbach, Sabine (1997): *Zur Ontogenese der Kommasetzung vom 7. bis zum 17. Lebensjahr. Eine empirische Studie*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Anseit, Nadine & Torsten Steinhoff (2014): Schreibarrangements für die Primarstufe. In Thomas Bachmann & Helmuth Feilke (Hrsg.), *Werkzeuge des Schreibens. Beiträge zu einer Didaktik der Textprozeduren*, 129–155. Stuttgart: Klett.
- Becker, Karl-Ferdinand (1870): *Handbuch der deutschen Sprache*. 9. Aufl. Prag: Tempsky.
- Bereiter, Carl (1980): Development in writing. In Lee W. Gregg & Erwin R. Steinberg (Hrsg.), *Cognitive processes in writing*, 73–93. Hillsdale: Erlbaum.
- Bereiter, Carl & Marlene Scardamalia (1987): *The psychology of composition*. Hillsdale: Erlbaum.
- Blühdorn, Hardarik (2006): Textverstehen und Intertextualität. In Hardarik Blühdorn, Eva Breindl & Ulrich H. Waßner (Hrsg.), *Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus*, 277–298. Berlin: de Gruyter.
- Bredel, Ursula (2007): *Sprachbetrachtung und Grammatikunterricht*. Paderborn: Schönigh.
- Brekle, Herbert E. (1994): *Die Antiqualinie von ca. –1500 bis ca. +1500: Untersuchungen zur Morphogenese des westlichen Alphabets auf kognitivistischer Basis*. Münster: Nodus.
- Bruner, Jerome S. (1987): *Wie das Kind sprechen lernt*. Bern: Hans Huber.
- Bruner, Jerome S. (1990): *Acts of meaning. Four lectures on minds and culture*. New York: Harvard University Press.
- Bühler, Karl ([1934] 1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. München: Gustav Fischer.
- Coseriu, Eugenio (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen: Francke.
- Ehlich, Konrad ([1983] 2007): Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In Konrad Ehlich, *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, 483–507. Berlin, Boston: de Gruyter. <http://www.degruyter.com/view/product/175600> (letzter Zugriff 18. 2. 2015).
- Eisenlohr, K. (1876): Aufsätze in der Volksschule. In Karl Adolf Schmid (Hrsg.), *Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens*. Bd. 1.2, verb. Aufl. Gotha: Rudolf Besser.
- Feilke, Helmuth (2012): Schulsprache – Wie Schule Sprache macht. In Susanne Günthner, Wolfgang Imo, Dorothee Meer & Jan Georg Schneider (Hrsg.), *Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potentiale zwischen Empirie und Norm*, 149–175. Berlin, Boston: de Gruyter.

- Feilke, Helmut (2014): Begriff und Bedingungen literaler Kompetenz. In Helmut Feilke & Thorsten Pohl (Hrsg.), *Schriftlicher Sprachgebrauch – Texte verfassen*, 23–53. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Feilke, Helmut (2015a): Text und Lernen – Perspektivenwechsel in der Schreibforschung. In Sabine Schmöller-Eibinger & Eike Thürmann (Hrsg.), *Schreiben als Medium des Lernens. Kompetenzentwicklung durch Schreiben im Fachunterricht*, 47–72. Münster, New York: Waxmann.
- Feilke, Helmut (2015b): Transitorische Normen. Argumente zu einem didaktischen Normbegriff. *Didaktik Deutsch* 38, 115–136.
- Feilke, Helmut (2016a): Nähe, Distanz und literale Kompetenz. Versuch einer erklärenden Rezeptionsgeschichte. In Helmut Feilke & Mathilde Hennig (Hrsg.), *Zur Karriere von ›Nähe und Distanz‹*, 117–158. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Feilke, Helmut (2016b): Literale Praktiken und literale Kompetenz. In Arnulf Deppermann, Helmut Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Kommunikative und sprachliche Praktiken*, 253–277. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Feilke, Helmut, Klaus-Peter Kappert & Clemens Knobloch (Hrsg.) (2001): *Grammatikalisierung, Spracherwerb und Schriftlichkeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Fischer, Jean-Paul: (2013): Digit reversal in children's writing: A simple theory and its empirical validation. *Journal of Experimental Child Psychology* 115, 356–370
- Friedrich, Karin (2009): Pädagogisch-didaktische Konzepte und Rechtschreibleistungen im zweiten Schuljahr. In Jeanette Roos & Hermann Schöler (Hrsg.), *Entwicklung des Schriftspracherwerbs in der Grundschule*, 207–228. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gardner, Howard (1989): *Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gloning, Thomas & Gerd Fritz (Hrsg.) (2011): *Digitale Wissenschaftskommunikation. Formate und ihre Nutzung*. Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek.
- Graham, Steve, Paul Morphy, Karen R. Harris, Barbara Fink-Chorzempa, Bruce Saddler, Susan Moran & Linda Mason (2008): Instructional practices and adaptations. Teaching spelling in the primary grades: A national survey of instructional practices and adaptations. *American Educational Research Journal* 45 (3), 796–825, doi:10.3102/0002831208319722.
- Hennig, Mathilde (2012): Was ist ein Grammatikfehler? In Susanne Günthner, Wolfgang Imo, Dorothee Meer & Jan Georg Schneider (Hrsg.), *Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm*, 121–148. Tübingen: Niemeyer.
- Herder, Johann Gottfried ([1780] 1820): Von den Vortheilen und Nachtheilen der heutigen Studirmethode. In Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke. Zwölfter Theil. Sophron. Gesammelte Schulreden*. Hrsg. v. Johann Müller. Karlsruhe (Im Bureau der deutschen Klassiker).
- Herder, Johann Gottfried ([1846] 2012): *Journal meiner Reise von 1769*. Hamburg: tredition.
- Humboldt, Wilhelm von ([1830–35] 1988): Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In Wilhelm von Humboldt, *Werke in fünf Bänden. Band III: Schriften zur Sprachphilosophie*, 368–756. 6., unveränd. Aufl. Darmstadt.
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): *Beyond modularity. A developmental perspective on cognitive science*. Cambridge, London: MIT Press.
- Klein, Wolf Peter (2011): Die deutsche Sprache in der Gelehrsamkeit der frühen Neuzeit. Von der lingua barbarica zur Haubtsprache. In Herbert Jaumann (Hrsg.), *Diskurse der*

- Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch*, 465–516. Berlin, New York: de Gruyter.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (2011): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. 2., aktual. und erw. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Köpcke, Klaus-Michael & David Zubin (1996): Prinzipien der Genuszuweisung im Deutschen. In Ewald Lang & Gisela Zifonun (Hrsg.), *Deutsch typologisch. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1995*, 473–491. Berlin: de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth & Johann Leiss (1997): *Die regulierte Schrift. Plädoyer für die Freigabe der Rechtschreibung*. Erlangen, Jena: Palm & Enke.
- Lobin, Henning (2014): *Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Montada, Leo (1998): Fragen, Konzepte, Perspektiven. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*, 1–83. 4. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Müller, Hans-Georg (2007): *Zum „Komma nach Gefühl“. Implizite und explizite Kommakompetenz von Berliner Schülerinnen und Schülern im Vergleich*. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Oesterreicher, Wulf & Peter Koch (2016): 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In Helmuth Feilke & Mathilde Hennig (Hrsg.), *Zur Karriere von ›Nähe und Distanz‹*, 11–72. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Piaget, Jean (1984): Die kindlichen Praxien. In Jean Piaget, *Probleme der Entwicklungspsychologie. Kleine Schriften*, 56–79. Frankfurt a. M.: Syndikat.
- Raumer, Rudolf v. (1857): *Der Unterricht im Deutschen*. 3. vermehrte und verbesserte Aufl. Stuttgart: Verlag Samuel Gottlieb Liesching.
- Rosebrock, Cornelia (2017): Anforderungen von Sach- und Informationstexten, Anforderungen literarischer Texte. In Andrea Bertschi-Kaufmann & Tanja Graber (Hrsg.), *Lesekompetenz – Leseleistung – Leseförderung. Grundlagen, Modelle und Materialien*, 58–75. Seelze und Zug: Klett und Balmer.
- Ruberg, Tobias (2013): *Der Genuserwerb ein- und mehrsprachiger Kinder*. Hamburg: Dr. Kovač.
- Steinhoff, Torsten (2009): Wortschatz – eine Schaltstelle für den schulischen Spracherwerb? *Siegener Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen (SPASS)* 17.
- Treiman, Rebecca & Brett Kessler (2011): Similarities among the shapes of writing and their effects on learning. *Written Language and Literacy* 14 (1), 39–57. <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3164302/> (letzter Zugriff 10. 7. 2017).
- Voeste, Anja (2008): *Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert*. Hildesheim u. a.: Olms.
- Wegener, Heide (1995): Das Genus im DaZ-Erwerb. Beobachtungen an Kindern aus Polen, Rußland und der Türkei. In Brigitte Handwerker (Hrsg.), *Fremde Sprache Deutsch. Grammatische Beschreibung – Erwerbsverläufe – Lehrmethodik*, 1–24. Tübingen: Narr.
- Weinert, Franz E. (2001): Vergleichende Leistungsmessung in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit. In Franz E. Weinert (Hrsg.), *Leistungsmessungen in Schulen*, 17–31. Weinheim: Beltz.
- Weinhold, Swantje (2009): Effekte fachdidaktischer Ansätze auf den Schriftspracherwerb in der Grundschule. Lese- und Rechtschreibleistungen in den Jahrgangsstufen 1–4. *Didaktik Deutsch* 27, 53–73.
- Wiebelt, Alexandra (2004): *Symmetrie bei Schriftsystemen. Ein Lesbarkeitsproblem*. Tübingen: Niemeyer.



Ekkehard Felder



# 11 Die Sprachlichkeit des Rechts: Semiose als Erklärungsmodell einer Wert-affinen und anpassungsfähigen Rechtsprechung

**Abstract:** Recht ist eine zentrale Wissensdomäne moderner Gesellschaften. Gesellschaftliche Partizipation setzt unter anderem Wissen über das Recht voraus. Rechtswissen manifestiert sich in und durch Sprache. Sowohl Gerechtigkeitsvorstellungen als auch das Durchsetzen einer Rechtsauffassung werden institutionell geregelt. Im Zweifelsfall gilt: Recht ist Streit. Wer seine Sicht zur Geltung bringen will, muss „seinen“ rechtlichen Sachverhalt so kontextualisieren, dass er mit einer spezifischen Bestimmung von Normtextbedeutungen evident erscheint. Die eigentliche Rechtfertigung rechtsstaatlichen Handelns liegt also in der institutionell durchsetzbaren Beziehungssetzung des Falls zu Normtextbedeutungen. Wer mit einer Entscheidung nicht zufrieden ist, muss versuchen, dass sein Fall in einer andersartigen Kontextualisierung von Normtexten gedeutet wird. Dies gelingt nur, wenn die jeweilige Bedeutungsfixierung rechtlich relevanter Termini institutionell vermittelbar ist. Dieser Prozess der jeweils fallbezogenen Neujustierung rechtlicher Termini vor dem Hintergrund konventionalisierter Rechtssprachgebräuche bedarf der Erklärung und des Nachvollzugs, wenn Staatsbürger dem Rechtsstaat gegenüber loyal sein sollen. In der juristischen Expertenkommunikation kann dieses Procedere durch die Semiose (Zeichen werden zum Interpretanten eines anderen Zeichens) verdeutlicht werden, wie hier am medizinethisch, rechtlich und politisch umstrittenen Patientenwillen im „Sterbehilfe“-Diskurs gezeigt wird. Der Prozess der Semiose im Recht wird zwar durch jede rechtsgültige Entscheidung unterbrochen, aber nicht zwingend beendet. Gesellschaftlicher Wertewandel kann dadurch in die rechtliche Semiose einfließen.

**Keywords:** agonale Zentren, Deutungskämpfe, Normtextbedeutungen, pragmasemiotische Textarbeit, Semiose

---

**Ekkehard Felder**, Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg. Hauptstraße 207–209, D-69117 Heidelberg, E-Mail: felder@gs.uni-heidelberg.de

 Open Access. © 2018 Ekkehard Felder, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz.  
<https://doi.org/10.1515/9783110538601-012>



# 1 Einleitende Gedanken

Die Sprachlichkeit des Rechts ist unhintergebar. Diese Erkenntnis ist von erheblicher gesellschaftspolitischer Brisanz, denn das Recht ist eine besonders einflussreiche Wissensdomäne gegenwärtiger Gesellschaften. Die Sprache im Recht prägt unser Alltagsleben, unsere beruflichen Handlungsspielräume und den öffentlichen Sprachgebrauch. Und darüber hinaus kommt der Sprache im juristischen Handlungsfeld eine besonders prominente Stellung zu, weil in der Bestimmung von Normtextbedeutungen die eigentliche Rechtfertigung rechtsstaatlichen Handelns liegt (Felder & Vogel 2015: 258). Das bedeutet: Wenn autorisierte Personen durchzusetzen vermögen, dass ein bestimmter zur Verhandlung stehender, lebensweltlicher Sachverhalt als Fall F gemäß Normtext X in einer bestimmten Weise zu regeln sei (Seibert 1981), dann wird dieser Fall unter Berufung auf Normtext X bzw. auf dessen Normtextbedeutungen entsprechend geregelt – und zwar mit allen rechtlichen und sonstigen Folgen für die betroffenen Akteure. Wer mit der Regelung von Fall F unter Berufung auf Normtext X nicht einverstanden ist (Christensen 1989; Christensen & Kudlich 2001), muss im Rahmen institutioneller Verfahren bzw. des Verfahrensrechts (also des Prozessrechts, das gerichtliche Verfahren betrifft, und des Verwaltungsverfahrensrechts, das sich auf nichtgerichtliche staatliche Verfahren bezieht) sein Recht erstreiten (vgl. Li 2011: „Recht ist Streit“). Das geht nur, wenn es gelingt, dem Normtext X im Spiegel vielfältiger Kontexte eine andere Normtextbedeutung zuzuschreiben oder andere relevante Normtexte kontextspezifizierend für den behandelten Fall F geltend zu machen.

Zunächst setzt Bestimmbarkeit eines Textes voraus, daß es eine Argumentationskultur gibt, die dem Rechtsunterworfenen ein Willkür ausschließendes Maß an Vorhersehbarkeit bietet. Dazu bedarf es politischer Entscheidungen in Form von methodenbezogenen Vorschriften, die für die Arbeit des Rechtsfunktionärs verbindlich sind. (Müller & Christensen <sup>2</sup>2002: 159 Randnr. 179)

Die Rechtswissenschaftler Müller und Christensen betonen in ihrer *Juristische Methodik* die Bedeutung wissenschaftlicher Standards, die das Wiedererkennen von Argumentationsfiguren in der Kompetenzausbildung der Entscheidungsträger in Studium, Prüfung und Berufspraxis (Kudlich 2017) ermöglichen.

Aber auch wenn eine wissenschaftliche Argumentationskultur die für die Konkretisierung nötigen Kontexte benennt und hierarchisiert, besteht in jedem praktischen Fall die Möglichkeit, daß diese Kontexte genauer betrachtet werden müssen oder daß neue eingebracht werden. Auch eine Methodik oder Kultur des Lesens kann die Konkretisierung nicht zu einem vollkommen beherrschbaren und voraussagbarem Vorgang machen. Dafür sorgt die unumgehbare *Unendlichkeit der Kontexte*. Die am Rechtsstreit beteiligten Partei-

en haben auch jedes Interesse daran, diese interne und externe Unendlichkeit zu nützen, um die Lesart des Prozeßgegners zu erschüttern. Für die Konflikte als semantischen Kampf (semantische Kontroverse) muß eine Form bereitgestellt werden, welche die doppelte Aufgabe erfüllt, dem Konflikt Raum zu bieten und ihn gleichzeitig zu verendlichen. Ein *rechtsstaatliches Verfahren*, das Waffengleichheit und Subjektqualität für alle am Interpretationskonflikt beteiligten Personen garantiert, kann diese Aufgabe erfüllen. (Müller & Christensen <sup>8</sup>2002: 159 Randnr. 180)

Dadurch wird das besondere Verhältnis von Sprache und Recht deutlich, das Wimmer (2009) prägnant zusammenfasst, indem er Komposita mit dem Grundwort *Arbeit* im Sinne von „komplexe, zusammenhängende Tätigkeit mit einzelnen Verrichtungen“ zur Illustration verwendet:

Es ist eine Binsenweisheit, dass Rechtsarbeit [...] immer Spracharbeit ist, in dem doppelten Sinn von „Arbeit mit der Sprache“ und „Arbeit an der Sprache“. Man kann sagen, das Gericht macht seine Rechtsarbeit, indem es Spracharbeit macht. (Wimmer 2009: 237)

Zieht man darüber hinaus die wirklichkeitskonstituierende Kraft der Sprache in allen gesellschaftlichen Feldern in Betracht, in denen wir mit Rechtssprache konfrontiert werden, so kann der Einfluss dieser Sprachgebrauchsformen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden (Kirchhof 1987: 754; Hoffmann 1992: 122; Neumann 1992: 111; Nussbaumer 2000). Der bei Humboldt so zentrale Begriff *energeia* zur Bezeichnung des Tätigkeitsaspekts in Sprache erlangt im Rechtskontext einen besonderen Stellenwert (vgl. auch Searle 1997). Denn „Recht ist in Sprache verfasst und ohne sie nicht zu haben. Die Verständigung darüber, was Recht und was rechtens ist, ist an das Medium der Sprache gebunden.“ (Lerch 2004/2005: Bd. 3, V)

Die Sprachlichkeit des Rechts kann mit Fug und Recht als ein Topos bezeichnet werden (z. B. Nussbaumer 1997; Dietrich & Klein 2000), wie Nussbaumer an zahlreichen rechtssprachlichen Formulierungen zeigt:

Recht *sprechen* – jemanden frei *sprechen* – ein Gesetz in erster *Lesung* beraten – ein erlassenes Gesetz *verkünden* – dem Richter *Red' und Antwort stehen* – sich vor Gericht *verantworten* – eine *Klageschrift* einreichen – der Anspruch auf rechtliches *Gehör*. (Nussbaumer 1997: 1)

Die Verrechtlichung unserer Welt lässt sich im Spiegel der sprachlichen Verfasstheit des Rechts konstruktiv auflösen und umformulieren: In der Versprachlichung des Rechts und ihrer diskursiven Aushandlungspraxis wird *Recht einfordern*, *Recht erstreiten* und gegebenenfalls *Recht bekommen* durch Sprache lokal verhandel- und kontrollierbar: Sichtbaren Ausdruck findet dieser Umstand in der Vielzahl juristischer Textsorten (Busse 2000; Deutsch 2017). Somit lässt sich schlussfolgern: „Der Rechtsstaat bildet eine Textstruktur“

(Müller, Christensen & Sokolowski 1997: 119). Für beispielsweise Formen der Gewalt bedeutet dies, dass soziale Konflikte im Spiegel textlicher Ordnungsversuche reguliert werden sollen und daher in „Sprachnormierungskämpfen“ (Felder 2003: 179) um das in Texten verfasste Recht aufgehoben sind. Jedoch ist zu bedenken:

Das Recht besteht nicht nur aus Texten, sondern aus Personen, die mit Akten, Verhandlungen und Urkunden umgehen, wobei die darin enthaltenen Texte für unterschiedliche Zeichenbenutzer in institutionellen Handlungen (die auch nicht nur aus artikulierter Sprache bestehen) eine Rolle spielen, in einem Satz: Das Recht besteht aus Zeichenketten und ist ein Zeichen. (Seibert 2017: 3)

## 2 Rechtswissen ist Sprachwissen

Damit steht *das Wissen um Sprache und Recht im Fokus gesellschaftlicher Partizipation*. Wer Recht erstreiten will bzw. vor Gericht Recht bekommen möchte oder Anspruch auf Rechtsschutz erhebt, ist unmittelbar an juristisches Wissen und an das Verstehen von rechtlichen Zusammenhängen und das Handeln in ihnen gebunden. Wissen wird damit zum zentralen Element gesellschaftlicher Rechtswahrnehmung (vgl. ausführlich dazu das von Felder & Vogel 2017 herausgegebene *Handbuch Sprache im Recht* in der Reihe *Handbücher Sprachwissen*). Den Zugang zum Wissen bekommen wir über die Sprache. Die Sprachlichkeit der Wissenskonstituierung hat die Gesellschaftlichkeit von Sprache zur Folge (vgl. dazu die zwölf Wissensdomänen im Forschungsnetzwerk *Sprache und Wissen*<sup>1</sup>). Für eine gesellschaftlich reflektierte Sichtweise auf Sprache und ihre wissenschaftliche Beschäftigung bedeutet dies: Sprache und Wissen sind zentrale Machtfaktoren und konstitutiv für die Erschließung der Welt, in ihnen verdichten sich spannungsgeladen gesellschaftliche Gerechtigkeitskonzeptionen und Verwirklichungsformen von Individuen. Hier setzt das rechtslinguistische Erkenntnisinteresse an (Vogel 2017) – insbesondere was die Bedeutungstheorien (Busse [1993] <sup>2</sup>2010) und deren Relevanz für Rechtstheorie und Rechtspraxis anbelangt (Busse 2017) sowie das Handeln in und mit Sprache im Recht (Felder 2017).

Im Unterschied zu den Analysen der Rechtswissenschaft nimmt die junge Disziplin der Rechtslinguistik (Lerch 2004/2005; Felder & Vogel 2017 und dort insbesondere Vogel 2017) nicht nur die Inhalte von Rechtstexten (Gesetzestexte, Gerichtsentscheidungen, Vertragstexte etc.) und mögliche Interpretationen

---

<sup>1</sup> [www.sprache-und-wissen.de](http://www.sprache-und-wissen.de) (letzter Zugriff 18. 10. 2017).

in Augenschein, sondern interessiert sich an ausgewählten Beispielen – metaphorisch gesprochen – vor allem für das *davorliegende* Medium, nämlich die Rechtssprache, durch welche uns überhaupt die Inhalte erst zugänglich gemacht werden. Damit rückt dieses Paradigma konsequent die natürliche Sprache in den Mittelpunkt der Wahrnehmungs- und Kategorisierungsprozeduren. Der Fokus wird also von den Dingen und Inhalten weg auf deren Anschauungen verlagert, die uns in der Gestalt kommunikativ eingesetzter Sprachzeichen begegnen (vgl. zur Semiotik im Recht: Seibert 2017). In diesem Sinne stellt die Rechtslinguistik als hermeneutisch ausgerichtete Sprachwissenschaft auch ihr erkenntnistheoretisches und -praktisches Potential unter Beweis, insofern sie stets das Verhältnis zwischen Ausdruckskomplex, begrifflicher Konzeptualisierung und den (rechtlich oder alltagsweltlich) konstituierten Sachverhalten der Welt problematisiert.

Dabei will die Rechtslinguistik exemplarisch Verfahren der Fallkonstitution (Seibert 1981; Christensen & Sokolowski 2001), der rechtlichen Aushandlungspraxis (Busse 1992; Felder 2003; Li 2011; Luth 2015; Keding 2016) und der rechtlichen Normgenese (Vogel 2012) transparent machen. Mit anderen Worten: Rechtslinguistik versucht nachzuvollziehen, wie Juristen – von Tatbeständen und Rechtstexten als juristischem Wissensrahmen ausgehend – Sachverhalte der alltagsweltlichen Lebenswelt „zubereiten“ (Jeand’Heur 1998: 1292). Der Rechtswissenschaftler Jeand’Heur spricht von der „Zubereitungsfunktion“ der Rechtssprache, weil juristische Fachtexte dadurch charakterisiert sind, dass ein nicht juristisch geprägter Lebenssachverhalt (eine Sachverhaltserzählung) aus den Kategorien der Normtexte in den rechtlichen „Fall“ überhaupt erst umgestaltet wird (Jeand’Heur 1998: 1292).

Zubereitungsfunktion der Rechtssprache aus linguistischer Perspektive heißt: Eine handlungstheoretisch fundierte semantisch-pragmatische Analyse juristischer Fachsprache setzt also bereits dort ein, wo Sprache einwirkt in die juristische „Wirklichkeitsverarbeitung“, nämlich bei der „normativen Stellungnahme zu einer Situation“, die nur allzu oft – so Seibert – zur „Wirklichkeitsherstellung“ wird (Seibert 1981, 16). Der juristische Zugriff auf die zu beurteilende soziale „Wirklichkeit“ (soziale Situation) beginnt schon bei den Kategorien, die durch juristische Tatbestandsbegriffe gesehen und beschrieben werden. Bei Vergehen beispielsweise (Kaufhausdiebstahl) deuten schon die Darstellungselemente (= Wörter), mit welchen auf den Vorgang zugegriffen wird: Es findet dadurch eine Etikettierung vor der Sachverhaltsherstellung selbst statt. Seibert weist darauf hin, dass die menschlichen Handlungen (durch ihre kategoriale Zurichtung = Etikettierung von Handlungen) bereits sozial vororganisiert und vorgedeutet sind. Damit erläutert er die Darstellung des juristischen Akts der „Sachverhaltsherstellung“, d. h. die bereits juristisch

aufbereitete bzw. vorgedeutete Auswahl und Zurichtung von Sachverhaltselementen als Zielobjekt der Normanwendung. Diese Zurichtung kann aber nicht einfach als eine weitere Form der Deutung (des „Verstehens“) neben die Interpretation des Normtextes gestellt werden, vielmehr vereinigen sich Normtext-Interpretation und (juristische) Deutung sozialer Wirklichkeit in einem Prozess juristischen Handelns (Busse [1993] <sup>2</sup>2010: 231; Felder 2003: 203).

Aktuelle Untersuchungen fokussieren mit den Untersuchungsebenen *Sachverhaltsfestsetzung*, *rechtliche Sachverhaltsklassifikation*, *Entscheiden* diese Aktivitäten unter Handlungsaspekten (Felder 2003, 2017; Li 2011; Luth 2015). Juristische Funktionsträger klassifizieren im Hinblick auf den zu konstituierenden Sachverhalt demnach aus der Vielzahl der lebensweltlichen Sachverhaltseigenschaften eine bestimmte Anzahl als rechtlich relevant und setzen diese damit als bedeutsam für den Sachverhalt bzw. Fall fest.

Aus all diesen Überlegungen ergibt sich: In der Versprachlichung des Rechts werden Rechts- und Gerechtigkeitsauffassungen durch Sprache aushandel-, regulier- und kontrollierbar. Mit dieser Sichtweise ist das Wissen um Sprache und Recht auch vom demokratischen Grundsatz gesellschaftlicher Partizipationsmöglichkeiten her zu erörtern. Der Umstand sprachlich konstituierten Wissens ist unmittelbar verwoben mit dem Gedanken der Sozialität: Gesellschaftliche Teilhabe der Individuen wird instruiert durch das Wissen um soziale und kommunikative Verfahren der Partizipation. Wissen und seine Formate lassen sich nicht ohne die Gesellschaftlichkeit von Sprache als Medium der Wissenstransformation adäquat erfassen. Daraus folgt: Sprache und Wissen sind zentrale Machtfaktoren und konstitutiv für die Erschließung der Welt. In sprachlich gebundenem Rechtswissen verdichten sich – mitunter spannungsgeladen – gesellschaftliche Wertevorstellungen und Verwirklichungsmöglichkeiten von Individuen.

### **3 Die Rolle der (Rechts-)Sprache: Was kann Sprache leisten und was soll sie gewährleisten?**

Um die Frage nach der Erkenntnismächtigkeit und der Zuverlässigkeit sprachlicher Zeichen im Rechtswesen und in der Justiz beantworten zu können, fassen wir Charakteristika juristischer Fachsprache zusammen (vgl. auch die Überblicksdarstellung in Felder 2011 im *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* (HRG)). Als „klassische“ funktionale Anforderungen an Fachsprachen gelten herkömmlich Exaktheit, Explizitheit und Ökonomie (Hoffmann, Kalver-

kämpfer & Wiegand 1998/1999; Adamzik 1998; Roelcke <sup>3</sup>2010; Felder 2016). Daneben wird immer häufiger auch die Verständlichkeit von Fachtexten als zusätzliche Funktionsbedingung angeführt (Seibert 1983; Hoffmann 1992; Biere 1998: 402; Hoffmann 1998). Fachtexte werden in der Forschung zum einen unter sprachsystematischen Gesichtspunkten auf morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Ebene untersucht, zum anderen wird der Fachsprachengebrauch auf seine kognitive Funktion als Erkenntnisinstrument sowie auf seine kommunikative Funktion bei der Vermittlung von Fachwissen in disparaten Verwendungszusammenhängen beleuchtet (Hoffmann <sup>2</sup>1985: 15). Mit der Berücksichtigung der Fachkommunikation wird die Sprachpragmatik – also das Sprachhandeln bzw. das kommunikative Wirken einer sich fachlich äussernden Person (Fluck <sup>5</sup>1996: 31–34; Hoffmann <sup>2</sup>1985, 1998) – erforscht. Aspekte von Verstehensprozessen, Wirkungsfunktionen, der Sprachverwendungssituationen, der Adressatenspezifizierung ergänzen zunehmend die traditionelle Forschungsarbeit (Hoffmann 2017). Bei der Betrachtung von Kommunikationsformen über Fachwissen gilt es drei verschiedene Adressatenkonstellationen zu unterscheiden: fachinterne Kommunikation zwischen juristischen Funktionsträgern, interfachliche Kommunikation zwischen Juristen und Experten anderer Fachgebiete sowie schließlich fachexterne Kommunikation zwischen juristischem Experten und (relativem) Laien (Engberg 2017; Thieme & Raff 2017; Bratschi & Nussbaumer 2017 und auch Bundesministerium der Justiz <sup>3</sup>2008). Dadurch rücken sprachliche Einheiten als Ganzheit – im Sinne von „Fachtexten-in-Funktion“ – in das Blickfeld sprachlicher und fachdomänenspezifischer Forschung (vgl. den von Jäger et al. 2016 herausgegebenen HSK-Band *Sprache – Kultur – Kommunikation*, insbesondere die Beiträge Nr. 50 bis 60, dort werden diverse Gliederungsdimensionen berücksichtigt, wie sie auch Wichter (1994) und für das Recht Nussbaumer (2000) entwickelt haben).

*Was nun kann Sprache leisten und was soll sie gewährleisten?* Sprachliche Zeichen im Rechtskontext sollten einerseits Hort der Stabilität, Zuverlässigkeit, Verlässlichkeit und vor allem (in gewissem Maße) der Voraussagbarkeit bzw. Erwartbarkeit sein. Andererseits ist dessen ungeachtet die Verwendung sprachlicher Zeichen im Rechtskontext durch Protagonisten – um es vorsichtig zu formulieren – nicht frei von Überraschungen, so dass die insinuierte Stabilität der rechtlichen Zeichenbedeutungen zu relativieren ist. Eine Interpretation durch Bedeutungsfixierung von Rechtszeichen in Bezug auf einen konkreten Fall verlangt in der Argumentationskultur aber immer ein nächstes Zeichen, ein anderes und weiteres Zeichenmittel, so dass auf diese Weise die unendliche Semiose zum Charakteristikum des Rechts wird (Felder 2012). Die Bestimmbarkeit eines Textes (z. B. eines Schriftsatzes) ist also eingebettet in die bereits erwähnte Argumentationskultur, „die dem Rechtsunterworfenen ein Willkür

ausschließendes Maß an Vorhersehbarkeit bietet“ (Müller & Christensen <sup>8</sup>2002: 159 Randnr. 179).

Unendliche Semiose bedeutet: jedes Zeichen wird zum Interpretanten eines anderen Zeichens – und dies ad infinitum (Peirce 1960, 2.303, 2.92). Daraus folgt die unbegrenzte Ersetzbarkeit von Zeichen durch Zeichen zwecks Bedeutungsexplikation. Dabei kommt die Frage auf: Wie lässt sich die kontextspezifische Bedeutungsexplikation im Recht adäquat modellieren (vgl. dazu das Paradigma der pragma-semiotischen Textarbeit bei Felder 2003 und 2012: 149 und seine rechtstheoretische Einordnung bei Felder & Vogel 2015: 363)?

Diese Frage ist unter Berücksichtigung des Umstands zu beantworten, dass wir die Bedeutung eines Ausdrucks im Kontext nur durch die Verwendung anderer sprachlicher Zeichen einzugrenzen in der Lage sind. Diesem Phänomen versuchte der Philosoph Charles S. Peirce mit dem Ansatz der Semiose gerecht zu werden. Unter Semiose versteht man in der Semiotik (und in der Sprachwissenschaft unter Berufung auf Peirce) den Umstand, dass das Zeichen im engeren Sinne oder die äußere Zeichengestalt (bei Peirce das Repräsentamen) nur durch Interpretanten im Sinne anderer sprachlicher Zeichen erklärt werden kann – kurz gesagt: um die Bedeutung eines Wortes zu erklären, benötige ich ein weiteres, und um dieses zu veranschaulichen, wiederum ein weiteres. Da dieser Prozess infinit ist, spricht Nöth (<sup>2</sup>2000) von einem „unendlichen Prozeß der Semiose“.

Es gibt kein „erstes“ und kein „letztes“ Zeichen im unendlichen Prozeß der Semiose, aber dieser Gedanke der unendlichen Semiose bedeutet nicht etwa semiotische Orientierungslosigkeit, sondern er verweist vielmehr auf den sehr aktuellen Gedanken, daß Denken immer in Form eines Dialogs vorgeht – eines Dialogs zwischen verschiedenen Phasen des Egos – so daß das Denken, da es dialogisch ist, wesentlich aus Zeichen besteht (CP 4.6). (Nöth <sup>2</sup>2000: 64)

Gleiches gilt für die Semiose im Rechtsprozess, der von den verschiedenen juristischen Funktionsträgern bei der täglichen Aufgabenbewältigung vollzogen wird: Der Prozess der Semiose wird zwar durch jede rechtsgültige Entscheidung unterbrochen, aber nicht zwingend beendet bzw. erst dann beendet, wenn der Rechtsweg nicht mehr weiter beschritten werden kann. Im Alltag hingegen wird dieser Prozess der Semiose in der nicht fachlichen Kommunikation auf früherer Stufe unterbrochen als in der Fachkommunikation, in der der Prozess der Bedeutungspräzisierung über das Heranziehen weiterer Zeichen als Interpretanten zum Selbstvergewisserungsprozess der Rechtspraktiker und der *scientific community* gehört (Felder 2012: 148).

Die Denkfigur der unendlichen Semiose bedeutet im Recht, dass die Annahme der unendlichen Semiose „das Theoriedefizit in der Erklärung, wie Be-

deutung im Recht [je zeit- und kontextspezifisch/Anm. E. F.] zustande kommt, zu schließen vermag, ohne dass in der rechtstheoretischen Erklärung der Rechtspraxis eine Lücke der Rechtsunsicherheit aufklafft“ (Felder 2012: 147). Zeichenbedeutung ändert sich durch geänderten Zeichengebrauch, dadurch vermag die rechtssprachliche Zeichenpraxis gesellschaftlichen Wertewandel in seine Zeichenverwendungspraxis zu integrieren (mehr oder weniger behutsam und mit Zeitverzögerung in Anbetracht der sogenannten herrschenden Meinung). Dabei muss man sich stets vergegenwärtigen: Recht – und daher auch geänderte Rechtsvorstellungen – manifestieren sich in sprachlichen Zeichen und ihrem Gebrauch, sind also nur mittels Sprache auf „Umwegen“ zugänglich: „Recht im eigentlichen Sinne, als Interpretation der leitenden Symbole nämlich, ist hingegen nicht direkt zugänglich.“ (Seibert 2017: 7)

In diesem Zusammenhang der unterstellten Unterbestimmtheit stellt sich im Paradigma der theoretisch unendlichen Semiose die Frage, wie die Rechtspraxis der Bedeutungsexplikation – verstanden als Bedeutungsfestsetzung zu einem bestimmten Zeitpunkt – mit Hilfe linguistischer Methoden bzw. semi-automatisierter korpuslinguistischer Verfahren unterstützt werden kann. Der Blick sei also auf Verfahren gerichtet, mit deren Hilfe ambigüe Rechtsbegriffe – unter Berücksichtigung der enormen Menge an intertextuell verbundenen Texten (Gerichtsentscheidungen, Kommentarliteratur, rechtswissenschaftliche Fachliteratur) – hinsichtlich ihres Streitpotentials und der zugrundeliegenden Bedeutungsfixierungsversuche („semantische Kämpfe“) offengelegt werden können. Die Frage lautet demnach: Wie können die diskursiven Prägungen und Aushandlungsprozesse im Recht erfasst und beschrieben werden?

## **4 Semantik und Pragmatik im Recht: Der pragma-semiotische Ansatz der Bedeutungsexplikation**

Zur Objektivierung von Bedeutungspostulaten im Hinblick auf Normen im konkreten Bezug auf Fälle benötigt man Analyseverfahren, die vom Aufwand her ökonomisch die zentralen Streitpunkte zu Tage fördern. Es stellt sich im Rechtskontext die Frage, wie die unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen bzw. juristischen Streitpunkte in großen Textkorpora effizient zu ermitteln sind. Der diskursanalytischen Bestimmung solcher Diskurskonflikte widmete ich mich zusammen mit Janine Luth und Friedemann Vogel (Felder, Luth & Vogel 2016), indem wir an Exempeln illustrierten, wie sich der zu präzisierende Ausdruck *Patientenwille* Rechtsdiskurs über Sterbehilfe/Palliativmedizin be-



schreiben lässt. Dabei stehen folgende Methoden im Mittelpunkt (Felder, Luth & Vogel 2016: 9):

- Semi-automatisierte Verfahren zur Offenlegung der juristischen Gebrauchswesen des Ausdrucks *Patientenwille* zwecks Begriffsbestimmung durch Darlegung der rechtlich realisierten Kontextualisierungen am Beispiel von Rechtstexten (Gerichtsentscheidungen, Kommentarliteratur, Fachliteratur).
- Bestimmung von agonalen Zentren in einem gesamtgesellschaftlichen Diskurs im Vergleich zu dem dazugehörigen Rechtsdiskurs zwecks Eruierung von Diskurspezifika und -unterschieden. Diese Vorgehensweise versucht den Diskurs präzise zu beschreiben, insofern sie zu dem Diskursthema zentrale Subthemen ermittelt und diese wiederum hinsichtlich der zentralen Streitpunkte – also konfligierender Geltungsansprüche von Wahrheitsaussagen – zu erfassen sucht. Solche Streitpunkte werden hier als agonale Zentren im Sinne diskursiver Wettkämpfe um Geltungsansprüche bezeichnet (zur Herleitung und Rechtfertigung von agonalen Zentren siehe Felder 2015: 109).

Als ein möglicher Zugang werden also im hier praktizierten Ansatz der pragmasemiotischen Textarbeit (Felder 2015: 91) handlungsleitende Konzepte und agonale Zentren zur Präzisierung der Deutungskonflikte im Rahmen der unendlichen Semiose modelliert. Teilweise automatisierte Verfahren sollen die Erklärungsmächtigkeit der agonalen Zentren objektivieren und überprüfen. Dabei werden insbesondere die Kotexte adversativer und konzessiver Konnektoren zur Ermittlung von agonalen Zentren herangezogen, indem die in diesen Konnektoren-Kotexten vorkommenden signifikanten Lexeme und Syntagmen systematisch ausgewertet und als extensional geprägte onomasiologische Vernetzungen in handlungsleitende Konzepte überführt werden. Dadurch sind dichotomische Konzeptualisierungen im Diskurs operationalisierbar (Felder 2015: 111).

Als Beispiel der hier angeführten Studie dient der Fach-/Vermittlungs- und Mediendiskurs sowie der Rechtsdiskurs zu Palliativmedizin und Sterbehilfe (detaillierte Angaben zu Größe und Textsorten des Korpus im Fach-/Vermittlungskorpus (310 Texte mit 1.600.000 Tokens) ebenso wie zum Pressekorpus (8.350 Texte mit 5.980.000 Tokens) finden sich bei Felder (2015: 101); und die Korpusangaben zum Rechtsdiskurs (211 Texte mit 828.224 Tokens) sind bei Felder, Luth & Vogel (2016: 9) nachzulesen).

Der Diskurs um Palliativmedizin/Sterbehilfe kennzeichnet sich zum einen durch die Partizipation von persönlich betroffenen Personen, häufig unterstützt von Dritten in der Rolle eines Betreuers oder rechtlichen Stellvertreters, zum anderen wird er entscheidend durch Experten, Ärzte, Juristen oder theologische Vertreter geprägt, die mit einer (autoritären) Regelungsfunktion in den

Diskurs eingreifen. Gespiegelt wird der Fachdiskurs in multimedialen Texten der öffentlichen Berichterstattung, die ebenfalls einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Debatte nehmen. Dabei geht es stets um die Grenzen und Möglichkeiten der Lebensverlängerung, vor allem in Situationen, in denen sich Patienten nicht mehr bewusst und reflektiert äußern können.

Gerichte, Gesetzgeber und Anwälte nehmen dabei eine gewichtige Position ein, denn sie bestimmen derartige Situationen am Lebensende mit: Zugespielt formuliert könnte man sagen, dass das fast Unvorstellbare bzw. ein unübersehbares Tableau an verschiedenen medizinischen Zuständen und möglichen diagnostizierten Variablenkonstellationen sprachlich antizipiert werden muss, um den zukünftigen Entscheidern Handlungsempfehlungen zu geben. Die rechtliche Ausgestaltung der Sterbehilfe ist dabei stark umstritten.

Die unter Handlungszwang stehenden Akteure sind auf der Suche nach größtmöglicher Rechtssicherheit. Derzeit jedoch sind Verunsicherungen und die Angst vor einer Strafe auf beiden Seiten hoch. Hilfe und Orientierung erwartet man sich von der Patientenverfügung. Sie soll als rechtliches Regelungsinstrument mehr Klarheit über erlaubtes und unerlaubtes Handeln verschaffen sowie das Selbstbestimmungsrecht der Patienten stärken, indem auch bei Fällen, bei denen ein Patient bereits entscheidungsunfähig ist, auf den „ausdrücklichen“ oder „mutmaßlichen Willen“ zurückgegriffen werden kann. Das Unaussprechliche und sprachlich kaum Fassbare dieser nur schwer vorherbestimmbaren Lebenslage verschärft sich dadurch, dass Individuen im Vorfeld darüber mitentscheiden möchten und Gesellschaften darauf diskursiv reagieren müssen (und zwar in den Wissensdomänen Politik, Recht, Ethik, Religion, Medizin, Gerontologie usw.). Das Prekäre ist: Zunächst sollen mittels Sprache außergewöhnliche Situationen zwischen „Leben und Tod“ im Spiegel vielfältiger medizinischer Indikatoren sprachlich konstituiert werden, um anschließend den Regelungsbedarf dieser kaum zu fassenden Kontexte sprachlich zu antizipieren. Aus diesen Gründen eignet sich dieses Thema besonders für eine diskurslinguistische Untersuchung.

## 5 Semiose im Rechtsdiskurs und agonale Zentren

Die Auszüge der hier vorgestellten Untersuchung knüpfen in Theorie und Methodik an Forschungsinteressen an, wie sie seit mittlerweile 30 Jahren in der Heidelberger Gruppe der Rechtslinguistik interdisziplinär diskutiert werden. Das gemeinsame Interesse von Juristen und Linguisten gründet sich im „Rechtsstaat als Textstruktur“ (Müller, Christensen & Sokolowski 1997: 116) und an der Frage, mit welchen qualitativ-hermeneutischen sowie – seit kurzem

auch – computergestützten Verfahren Bedeutungen in Rechtsdiskursen zugänglich gemacht werden können (vgl. dazu einschlägig Vogel & Hamann 2015; Vogel, Hamann & Gauer 2017, Baumann 2015).

Das diesem Aufsatz zugrundeliegende rechtslinguistische Verständnis versteht Rechtsarbeit als Spracharbeit oder juristische Textarbeit. Die Bezeichnung „Rechtsarbeit“ ist eine auf den Rechtswissenschaftler Friedrich Müller (<sup>8</sup>2002: 32) zurückgehende Bezeichnung für das Tun juristischer Funktionsträger, das dort im Wesentlichen als ein in Texten sich objektivierendes Legitimieren von Entscheidungen modelliert wird. Die Ansätze zur Beschreibung der textuellen Rechtsarbeit basieren auf der Strukturierenden Rechtslehre (Müller [1984] <sup>2</sup>1994) und auf der Juristischen Methodik (Müller & Christensen <sup>10</sup>2009) sowie in der Sprachwissenschaft auf den Arbeiten „Recht als Text“ (Busse 1992) und „Juristische Textarbeit“ (Felder 2003).

In methodischer Hinsicht sind diskurslinguistische Zugänge zur juristischen Textarbeit bislang rar (Felder 2003; Li 2011; Vogel 2012; Luth 2015; Keding 2016). Besonders prominent ist der (mehr)wortbezogene Ansatz der „Semantischen Kämpfe“ im Recht (Felder 2006; Christensen & Sokolowski 2006; Felder 2010) zur qualitativen Ermittlung und Beschreibung von divergierenden handlungsleitenden Konzepten in Diskursen. Dabei werden drei analytische Untersuchungsebenen fokussiert (vgl. die Erläuterung der Beispiele in Felder 2010):

- Bezeichnungskonkurrenzen (ausdrucksseitig), z. B. zum Wortfeld *loyale Zusammenarbeit* – *Gemeinschaftstreue* – *Unionstreue* in Bezug auf die Interaktionsformen zwischen EuGH und nationalen Gerichten;
- Bedeutungsfixierungsversuche (inhaltsseitig), wenn semasiologisch ein bestimmter Ausdruck inhaltlich im eigenen Sinne bestimmt werden soll (im Recht beispielsweise die Abgrenzung von *Rahmenbeschluss* – *Richtlinie* im europäischen bzw. nationalstaatlichen Kontext der gesetzlichen Umsetzungsproblematik (Felder 2010);
- Sachverhaltsfixierungsversuche (inhaltsseitig) für den Fall, dass eine onomasiologische Sichtweise zugrunde gelegt wird (etwa die Wortschöpfung „ausbrechender Rechtsakt“ im sogenannten Maastricht-Urteil des Bundesverfassungsgerichts (BVerfGE 123, 267, Ls. 4. als Paradebeispiel).

Während semantische Kämpfe vor allem Auseinandersetzungen auf der diskursiven Mikroebene beschreiben (insbesondere mit Fokus auf Wort- und Mehrwortebene, um argumentative Sprachstrategien einzelner Diskursakteure aufzudecken), versuchen Felder, Luth & Vogel (2016) in ihrer Studie auf trans-textueller Markroebene zur Agonalität die in Diskursen favorisierten Konzeptualisierungen unterschiedlicher Diskursakteure transparent zu machen. Das

agonale Moment der Kommunikation rührt daher, dass die Nachrichten beispielsweise über „Handlungsmöglichkeiten am Lebensende“ in den unterschiedlichen Diskursen auf spezifische Figurationen religiösen oder weltanschaulichen Orientierungswissens (Tanner 2003) treffen und dementsprechend auf ganz heterogene Weise aufgenommen und verarbeitet werden. Somit werden gleichsam Diskurse als Orientierungsrahmen geformt und zentrale Variablen in der Aushandlungspraxis je neu justiert (vgl. dazu die sogenannten Sinnformeln in Geideck & Liebert 2003). Das Herausarbeiten agonaler Zentren in Diskursen verdeutlicht die Wechselwirkung von Regulationsversuchen auf Gesellschaften und zeigt, wie sprachliche Formationen unsere Konzepte schwierig zu antizipierender Lebenssituationen prägen. Analytisch soll offengelegt werden, wie rechtspolitische Machtkämpfe, die Wirksamkeit und mediale Rezeption gesetzlicher Regelungen, semantische Deutungskämpfe um kollektive Einstellungen und Wahrnehmungen – also sprachliche Konfliktverläufe im juristischen, gesellschaftlichen, medizinethischen und wissenschaftspolitischen Bereich – das Denken der aufgeklärten Staatsbürger einflüstern. Rechtsinstitutionen (als besonders mächtige Akteure) bestätigen, modifizieren oder verwerfen im Gebrauch rechtlicher Zeichen bestehende Sichtweisen. Hierzu werden pragma-semiotische Verfahren zur Ermittlung agonaler Zentren (Felder 2012, 2015) operationalisiert.

Unter agonalen Zentren verstehe ich einen sich in Sprachspielen manifestierenden Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften (Felder 2012: 156). Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen kompetitive Sprachspiele zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Diskursakteuren. Somit werden gleichsam Diskurse als Orientierungsrahmen geformt und zentrale Variablen in der Aushandlungspraxis je neu justiert und modifiziert. Agonale Zentren haben nichts Statisches, sondern sind im Gegenteil stets dem diskursiven Aushandlungsprozess ausgesetzt. Aus diskurslinguistischer Perspektive lassen sich agonale Zentren im Hinblick auf divergierende Konzeptualisierungen, akteursspezifische Handlungsstrategien und soziale Kontextualisierungen analysieren (vgl. zur Kontextualisierung in Bezug auf Gespräche Auer 1986; in Bezug auf Diskurse Busse 2007).

Im Kern der inhaltlichen Themenspezifikation (nach der Bestimmung des Diskursthemas und der Generierung von Subthemen) geht es um divergierende Geltungsansprüche von Akteuren, die in handlungsleitenden Konzepten als agonale Zentren (zur Agonalität der Kommunikation Lyotard 1987; Assmann 1999; Warnke 2009) sichtbar gemacht werden. Agonale Zentren sind vom Diskursanalytiker herausdestillierte und benannte handlungsleitende Konzepte, die als Orientierungspunkte einer diskursiven Auseinandersetzung ex post, in-

duktiv, mittels quantitativer und qualitativer Verfahren und mit hermeneutischem Erkenntnisinteresse als kontextabstrahierte Interpretationsangebote eigens formuliert werden (Felder 2015).

Agonale Zentren sind die im Folgenden herauszuarbeitenden Konzepte mittleren Abstraktionsgrades, die sich induktiv aus der Textlektüre ergeben. Die Kriterien für das Ansetzen eines agonalen Zentrums sind thematisch legitimiert und bestehen in diskursprägenden Akteursansprüchen um Geltung und Deutungshoheiten. Diese divergierenden Geltungsansprüche werden systematisch durch lexikalische und grammatische Suchoperationen auf der Textoberfläche (auf der Grundlage induktiver Verfahren aus der Sprachperformanz) identifiziert und in Konzepten verdichtet reformuliert. Damit wird die Komplexität der Diskursinhalte durch die Anker dichotomischer Konzeptkategorien fassbarer. In der Regel werden dichotomische (mitunter auch multipolare) Konzeptualisierungen versprochen (zustimmend und/oder ablehnend). Diskursakteure müssen in dem untersuchten Diskurs mehrfach bestimmte handlungsleitende Konzepte evozieren und prägen wollen, damit diese Konzepte als agonale Zentren des Diskurses bezeichnet werden können. Die Konzeptetikette oder Kategoriennamen sollen prägnant die Richtungen der inhaltlichen Hintergrunds- und Orientierungsfolien anzeigen.

## **6 Semiose im Rechtsdiskurs zur exemplarischen Darstellung von Diskurskonflikten am Beispiel des Patientenwillens**

Die hermeneutische Textlektüre kann – wie erwähnt – durch semi-automatisierte Verfahren unterstützt werden. Hintergrund ist die Überlegung, dass gerade die konzessiven und adversativen Konnektoren Indikatoren für im Sterbehilfe-Diskurs relevante Streitpunkte sind. Als computergestütztes Verfahren zur Ermittlung von agonalen Zentren in Diskursen und zur Überprüfung der handlungsleitenden Konzepte werden Lexeme als Kookkurrenzpartner konzessiver und adversativer Konnektoren, Satzverknüpfers bzw. Verbindungswörter, untersucht (Felder 2015: 111). Vor allem für sehr große thematische Korpora ist dieses Vorgehen arbeitsökonomisch sinnvoll. Aber auch für die hier vorgestellte Untersuchung erscheint dieses Verfahren hilfreich, da ein Zugang zu einem fachlich stark verdichteten Korpus gefunden werden muss.

Als Beispiel für einen Diskurskonflikt im rechtlichen Sterbehilfediskurs gehen wir im folgenden Ausschnitt – zur Verdeutlichung des Vorgehens – exemplarisch vom Suchausdruck „Patientenwille“ aus. Die Formulierung von Subthe-

men und das qualitative Eintauchen in den Sterbehilfediskurs zeigen, dass die (wie auch immer zu ermittelnde) Intention des Betroffenen die zentrale Rolle für die Frage spielt, ob der Betroffene in einer Situation X tatsächlich sterbenwolle:

- Intention allgemein: *Wille, Einwilligung, Patientenwille, Wunsch, Verlangen, Einstellung*;
- Personalität: *ich* (Ausdruck individueller Willensbekundung);
- Rolle von Dritten: *mutmaßlicher/erklärter/geäußelter Wille*;
- Form der Intention: *Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht, Vollmacht, Erklärung, Beurkundung, frühere Äußerung*;
- Rolle des Vormundschaftsgerichts: *Genehmigung*;
- Ändernde Intention: *Widerruf*;
- Verfassungsrechtliche Grundkategorien im Kontext der Intention: *Selbstbestimmungsrecht/Patientenautonomie versus Lebensschutz*.

*Wille* war aber auch eines der Lexeme, die überzufällig häufig in der kotextuellen Umgebung der (bereits erwähnten) adversativen und konzessiven Konnektoren aufgetreten sind, weshalb sich die Einzelstudie als Demonstration des Zugangs über die Konnektoren anbietet. Hintergrund ist die Überlegung, dass gerade diese Konnektoren Indikatoren für im Sterbehilfe-Diskurs relevante Streitpunkte sind. Die Ergebnisse zeigen unterschiedliche sprachliche Varianten und damit verbundene Zubereitungen der Betroffenenintention.

In der Auswertung der Belege wird deutlich, dass der Ausdruck (*Patienten*)*Wille* als ein über die Normtexte positionierter Fachterminus betrachtet werden kann, der enger oder weiter mit den gebrauchssähnlichen Lexemen *Wunsch*, *Meinung* und *Interesse* verbunden ist. So wird der Ausdruck *Wunsch* quasi-synonym zum *Patientenwillen* verwendet, wenn der Patient in der Lage ist, sich selbstständig zu äußern (vgl. hierzu §§ 1901 und 1901a *Bürgerliches Gesetzbuch* (BGB)). Auch in § 1901a BGB, in dem die Möglichkeit und Reichweite der Patientenverfügung rechtlich geregelt wird, findet sich der Ausdruck *Behandlungswunsch* neben dem *mutmaßlichen Willen*. Diese Lexeme scheinen also eher zu koexistieren; ein semantischer Kampf lässt sich in diesem Sinne auch in der juristischen Binnenkommunikation nicht aufspüren. In den Fachaufsätzen und Entscheidungen tritt das Lexem *Wille* jedoch als eine Art Leitvokabel hervor, sowohl in der Häufigkeit als auch in der inhaltlichen Ausdifferenzierung.

Der Ausdruck *Wille* wird mittels weiterer Zeichen wie *tatsächlich*, *mutmaßlich* oder *früher erklärt/früher geäußert* graduell abgestuft. Damit kommt die relevante Frage nach der Wirksamkeit der ›Patientenautonomie‹ ins Spiel: Denn während ein *tatsächlicher Patientenwille* eine unbedingte Berücksichtigung erfahren muss, ist der Status eines *mutmaßlichen Willen* bzw. eines *früher*

*erklären/geäußerten Willens* nicht gänzlich geklärt. Die Attribuierungen verweisen auf die im Raum stehende Frage, was für einen Einfluss der äusserungsunfähige Patient auf seine Weiterbehandlung durch zuvor (schriftlich oder mündlich) geäußerte Wertvorstellungen noch nehmen kann. Dieses Streitpotenzial lässt sich im agonalen Zentrum ›Recht auf eigenen Tod (Patientenautonomie)‹ versus ›staatlich zu gewährleistender Lebensschutz‹ verdichten, welches sich über die Konnektorenanalyse ermitteln bzw. absichern lässt. Der inhaltliche Streit darüber zeigt sich in der Untersuchung ganz konkret daran, dass das Syntagma mutmaßlicher Wille gehäuft im Kontext der adversativen und konzessiven Konnektoren auftritt. Die hier gezeigten Beispiele sollen dies verdeutlichen. Sie untermauern gleichzeitig die Plausibilität der beiden handlungsleitenden Konzepte ›Recht auf eigenen Tod‹ und ›staatlich zu gewährleistender Lebensschutz‹, die für den Sterbehilfediskurs eine ganz wesentliche Rolle spielen:

Es erscheint geboten, dies ausdrücklich gesetzlich klarzustellen, weil Rechtslehre und Rechtsprechung auch Patientenverfügungen, welche die konkrete Behandlungssituation betreffen, oft nur als Indiz bei der Ermittlung des im Zeitpunkt der Behandlung anzunehmenden mutmaßlichen Patientenwillens werten und eine Einwilligung des Betreuers in die ärztliche Behandlung fordern, obwohl der (betreute) Patient diese Entscheidung bereits selbst getroffen hat. (Belegstelle Becker-Schwarze 2007: 55 in der Zeitschrift *Familie, Partnerschaft, Recht*)

Wenn schon, dann gilt der Grundsatz „in dubio pro dignitate“, und es ist davon auszugehen, dass kein Mensch freiwillig leiden möchte. So gesehen stellt es auch einen Eingriff in die Selbstbestimmung des Patienten dar, wenn der Betreuer, der Arzt oder auch das Gericht aus eigenem Recht und nach seinen eigenen Wertvorstellungen handelt, **statt** den mutmaßlichen Willen des Patienten zu beachten. (Belegstelle Hufen 2001: 856, *Neue Juristische Wochenschrift*)

Aber auch inhaltlich wird die Entscheidung nicht allein vom subjektiven Willen des Betreuten getragen. Ausgangspunkt einer vormundschaftsgerichtlichen Entscheidung analog § 1904 BGB soll **zwar** der mutmaßliche Wille des Betroffenen sein. Im Falle der Nichterweislichkeit des individuellen Willens könne und müsse jedoch auf allgemeine Wertvorstellungen, also objektive Kriterien, zurückgegriffen werden. Dadurch wird der Fremdbestimmung das Tor geöffnet. So empfiehlt Coeppecus, bereits bei fehlenden Anhaltspunkten für eine andere Entscheidung des Patienten davon auszugehen, daß dessen (hypothetischer) Wille mit dem übereinstimme, was gemeinhin als vernünftig und normal angesehen werde. (Belegstelle Alberts 1999: 836, *Neue Juristische Wochenschrift*)

Der Vorschlag verwirft die aktive Sterbehilfe zu Recht. Er betont das Patientenrecht auf Selbstbestimmung, womit er der gewachsenen Bereitschaft des modernen Menschen zur Selbstverwirklichung entgegenkommt. Der mutmaßliche Wille des Patienten indessen bleibt ein hypothetisches Konstrukt, das den Grundauftrag des Arztes, Leben zu erhalten, jedenfalls nicht abschwächen darf. Der Arzt hat den mutmaßlichen Willen, so der Entwurf zutreffend, aus den Gesamtumständen zu ermitteln. (Belegstelle Laufs 1998: 1753, *Neue Juristische Wochenschrift*)

Durch die Konnektoren-Abfrage ließen sich so Beispiele ermitteln, die deutlich aufzeigen, dass sich um den mutmaßlichen Willen der Patienten eine konflikt-hafte Diskussion entsponnen hat. Ein nächster Schritt wäre nun eine qualitative Auswertung dieser Textstellen, beispielsweise auch auf den diachronen Verlauf, was im Folgenden nur angedeutet wird. Eine erste Durchbrechung des grundsätzlichen Konflikts scheint sich in einer Entscheidung des BGH aus dem Jahr 2003 abzuzeichnen:

Das Gericht bezeichnet dabei ausdrücklich den in der Patientenverfügung niedergelegten Willen als den „wirklichen Willen“ des Betroffenen, **wohingegen** in der Literatur insoweit oft nur vom ‚mutmaßlichen Willen‘ die Rede ist. Die Patientenverfügung ist somit nicht mehr als ein Indiz zu betrachten, welches neben anderen zur Ermittlung des wirklichen Willens dienen kann; sie definiert diesen vielmehr selbst. (Urteil des BGH vom 13. 9. 1994; Az. 1 StR 357/94, zitiert nach *Rechtsdepesche für das Gesundheitswesen* (RDG) 2004: 39)

In dieser Deutung des BGH-Beschlusses wäre ein in der Patientenverfügung niedergelegter Wille mit dem tatsächlichen Willen des äußerungsfähigen Patienten gleichzusetzen. 2009 traten weitere Regelungen zur Bindung der Patientenverfügung hinzu, so dass der schriftlich fixierte Wille des Patienten als maßgeblich für den handelnden Arzt angesehen wird (Unwägbarkeiten dieser Regelungen bzw. einer zweifelsfreien Ermittlung der Betroffenenintention bestehen natürlich weiterhin). Der *mutmaßliche Wille* bezieht sich somit nunmehr auf die Behandlungssituation, in der keine Patientenverfügung vorliegt und die Intention des Patienten durch Dritte ermittelt werden muss.

Der Ausdruck *Meinung* hingegen erscheint sehr viel seltener im Zusammenhang mit der Betroffenenintention. Verbreitet ist die Verwendung von *Meinung ändern*: Es bestehe keine Sicherheit darüber, ob der äußerungsunfähige Patient seine Meinung in Bezug auf einen früher geäußerten Behandlungswunsch nicht nochmals geändert habe. *Meinung* ist jedoch wie das Substantiv *Interesse* im geringeren Maße fachspezifisch konkretisiert. Vor allem der Ausdruck *Interesse* deckt ein sehr breites Spektrum an Gebrauchskontexten ab, wohingegen *Wille* nach Datenlage so gut wie nie fachunspezifisch auftritt (abzugrenzen wäre das ebenfalls regelmäßig auftretende Syntagma *Wille des Gesetzgebers*). Teilweise wird mit der Verwendung von *Interesse* aber eine inhaltliche Abgrenzung zu *Wille* und *Wunsch* vorgenommen, nämlich dann, wenn der Betreuende oder ein fremd zugeschriebener Wille in den Vordergrund gerückt werden sollen, zum Beispiel in der Wendung eine allein den Interessen des Betroffenen verpflichtete Person.

Zu ergänzen ist außerdem der Ausdruck sowie das Konzept des *Wohls eines Patienten*. Die Ausrichtung am „Wohl“ oder „Heil“ wurde über Jahrhunderte hinweg als alleinige „Richtschnur“ für das ärztliche Handeln betrachtet (vgl.



Holzhauser 2004: 42, der hierzu auf den Grundsatz *salus aegroti suprema lex / Das Heil des Kranken sei höchstes Gesetz verweist*). Der Ausdruck bezeichnet also die „in der Entscheidungskompetenz des Arztes liegenden gesundheitlichen Belange eines Patienten“. Im Gesundheitswesen wird hier üblicherweise vom *Wohl eines Patienten*, nicht von den *Interessen eines Patienten* gesprochen (vgl. Holzhauser 2004: 42 sowie auch § BGB 677). Die Frage, ob das *Wohl* und der *mutmaßliche Wille eines Patienten* als inhaltlich konvergent, als Gegensatzpaar oder als unterschiedliche Orientierungspunkte für Ärzte und Juristen angesehen werden, betrifft das agonale Zentrum um das ›Recht auf eigenen Tod (Patientenautonomie)‹ versus ›staatlich zu gewährleistender Lebensschutz‹, aber auch die Kollision ›unterschiedlicher Rollenverständnisse‹ (Arzt versus Jurist versus Betroffene versus Dritte). Rein quantitativ zeigt sich in unserem Korpus, dass der Terminus *Wille* mit über 1.500 Treffern im Gegensatz zu *Wohl* mit unter 100 Treffern (*Patientenwohl* ist sogar nur mit zwei Treffern belegt, *Patientenwille* immerhin 36-mal) den Rechtsdiskurs eindeutig beherrscht. Dies ließe sich an einem medizinischen Fachkorpus spiegeln, eventuell auch mit einer diachronen Ausrichtung dahingehend, ob die Termini *Wille des Patienten* bzw. *Wille des Betroffenen* zunehmend in der medizinischen Binnenkommunikation auftreten, was auf eine stärkere Berücksichtigung des Selbstbestimmungsrechts von medizinischer Seite hindeuten würde.

Es lässt sich also festhalten, dass vor allem *Wille* und *Wunsch* eng miteinander verknüpft sind, der (*Patienten-*)*Wille* dabei als Fachterminus anzusehen ist, *Interesse* und *Meinung* aber keine derartige fachliche Akzentuierung erhalten haben. Zweifelsfrei sind die Lexeme nicht ohne weiteres gegeneinander austauschbar, da sie spezifische Teilbedeutungen im Sterbehilfediskurs verkörpern.

## 7 Gewinnung von agonalen Zentren im Rechtsdiskurs

In diesem Kapitel werden zunächst die agonalen Zentren vorgestellt, die aus der Analyse des Rechtskorpus erfolgten, bevor im darauffolgenden Unterkapitel 8 die agonalen Zentren präsentiert werden, die auf der Grundlage des nichtjuristischen Korpus zur Fach-/Vermittlungs- und Mediensprache bestimmt wurden. Aus der Generierung der Subthemen und durch die rechtssprachlichen Textanalysen (vgl. die Korpusangaben zum Rechtsdiskurs (211 Texte mit 828 224 Tokens) in Unterkapitel 4) anhand von Einzelstudien (im vorherigen Kapitel wurde nur beispielhaft *Patientenwille* vorgestellt) lassen sich zentrale agonale

Zentren im juristischen Binnendiskurs zur „Sterbehilfe“ zusammenfassen (siehe zur gesamten Studie Felder, Luth & Vogel 2016). Das heißt, die Debatte lässt sich durch die folgenden handlungsleitenden Konzepte verdeutlichen:

**Tab. 11.1:** Konzepte mittleren Abstraktionsgrades als handlungsleitende Konzepte: Agonale Zentren im Rechtsdiskurs zur Palliativmedizin/Sterbehilfe als Interpretationskonstrukte.

›Recht auf den eigenen Tod‹	↔	›staatlich zu gewährleistender Lebensschutz‹
›Intention des Patienten gemäß Originaldokumenten‹	↔	›Intention des Patienten gemäß Aussagen Dritter (Angehörige, Betreuer/Vormundschaftsgericht, medizinisches Personal)‹
›unterschiedliche Wertmaßstäbe in der allgemeinen Ethik einer Kultur, bei Kirchen und im (Verfassungs-)Recht‹	↔	›individuelle Wertmaßstäbe einer wie auch immer gearteten Ethik von Betroffenen‹
›Ärztliches und juristisch geprägtes Rollenverständnis‹	↔	›Rollenverständnis von Betroffenen und Angehörigen gemäß eigener Maßstäbe‹
›divergierende Beurteilungsmaßstäbe zur medizinischen Bewertung eines Sterbehilfe (nicht) legitimierenden Patientenzustands‹	↔	›divergierende Beurteilungsmaßstäbe zur nicht-medizinischen Bewertung eines Sterbehilfe (nicht) legitimierenden Patientenzustands‹
›Problemmodellierung im Fokus juristischer Theorie und Dogmatik‹	↔	›Problemmodellierung im Fokus medizinischer Alltagspraxis‹
›Vergangene, historische (insbesondere die NS-Zeit berücksichtigende) Sichtweisen auf den Problemkomplex Euthanasie‹	↔	›Gegenwärtige (historische Aspekte peripherisierende) Sichtweisen auf den Problemkomplex „Sterbehilfe“ als heutiges Konzept‹

## 8 Agonale Zentren in nichtjuristischen Textkorpora zur Sterbehilfe: ein kurzer Vergleich

Zu den nichtjuristischen Textkorpora des Fach-/Vermittlungs- und Mediendiskurses (vgl. oben Unterkapitel 4) sei das Folgende angemerkt: Sie bestehen aus zwei Subkorpora, wobei das erste Subkorpora ausschließlich medizinisch-ethische und theologische Fach-/Vermittlungstexte beinhaltet und das zweite Subkorpora aus Pressebeiträgen zusammengestellt wurde. Für den Palliativmedizin-/Sterbehilfe-Diskurs ließen sich auf der Basis dieses Korpus durch das soeben skizzierte Verfahren die folgenden signifikanten Schlüsselwörter im un-

mittelbaren Wortumfeld (Kotext) der konzessiven und adversativen Konnektoren ermitteln und in Sinnbezirke gruppieren.

- *Angehörige, Betroffene, Borasio, Eltern, Ethikrat, Familie, Hoppe, Kind(er), Kusch, Opfer, Prof., Richter, Subjekt, Täter* etc. [Personen]
- *Angst, Fürsorge, Glück, Schmerz* etc. [Gefühle, Einstellungen]
- *Behandlung, Depression, Diagnose* etc. [Medizinisches]
- *Autonomie, Bewusstsein, Freiheit, Gott, Pflicht, Regel, Regelung, Richtlinie, Sinn, Studie, Verhältnis, Verständnis, Vorstellung, Wille* etc. [Kriterien der Orientierung]

Vor dem Hintergrund der hermeneutischen Lektüre zahlreicher Texte und der semi-automatischen Generierung dieser Schlüsselwörter im Umfeld der konzessiven und adversativen Konnektoren ist es möglich (siehe zur Gesamtstudie Felder 2015), die unmittelbaren Textauszüge mit einem bestimmten erkenntnisleitenden und hermeneutischen Interesse zu analysieren. Dazu wurden folgende dichotomische Handlungstypen als Kategorien mittlerer Abstraktion generiert, es handelt sich um handlungsleitende Konzepte als Interpretationskonstrukte:

**Tab. 11.2:** Konzepte mittleren Abstraktionsgrades als handlungsleitende Konzepte: Agonale Zentren im nichtjuristischen Fach- und Medienkorpus zur Palliativmedizin/Sterbehilfe als Interpretationskonstrukte.

›Selbstbestimmung des Patienten ist grundsätzlich möglich‹	←→	›Fremdbestimmung des Patienten ist vorherrschende Realität‹
›Freier Wille des Patienten ist grundsätzlich ermittelbar‹	←→	›Wille des Patienten ist stets beeinflusst und von außen instruiert‹
›Rechtliche Regulierung der außerordentlichen Situation ist sinnvoll‹	←→	›grundsätzliche Nicht-Regulierbarkeit der außerordentlichen Situation‹
›Was an menschlicher Einflussnahme möglich ist, kann genutzt werden‹	←→	›Akzeptanz des eigenen Schicksals ist die angemessene Haltung‹
›Die Situation in der letzten Lebensphase ist antizipierbar und damit im Vorfeld bestimmbar‹	←→	›Die Situation in der letzten Lebensphase ist nicht antizipierbar und damit nicht im Vorfeld bestimmbar‹

Vergleicht man die im nichtjuristischen Diskurs herausgearbeiteten agonalen Zentren (Felder 2012, 2015) mit den hier vorgestellten, so fallen folgende Unterschiede auf: 1. Im Mediendiskurs entfaltet sich ein agonales Zentrum um einerseits das handlungsleitende Konzept der ›Selbstbestimmung des Patienten, die

grundsätzlich nicht bezweifelt wird, und andererseits um das diametral entgegengesetzte handlungsleitende Konzept, das davon ausgeht, dass in diesen schwierigen Lebenssituationen ›Fremdbestimmung die vorherrschende Realität darstelle‹. 2. Dem entsprechend ist im Mediendiskurs ein agonales Zentrum um das handlungsleitende Konzept virulent, das thematisiert, ob der ›freie Wille des Patienten überhaupt ermittelbar ist‹. Die Selbstbestimmung selbst wird im Rechtsdiskurs nicht grundsätzlich in Frage gestellt, es wird stattdessen nur von konfligierenden Interessen oder Wünschen oder einem mutmaßlichen, erklärten oder geäußerten Willen gesprochen. Das bedeutet: Den gegebenenfalls schon vor langer Zeit verschriftlichten Willen des Betroffenen stellt der Rechtsdiskurs im Unterschied zum Mediendiskurs nicht in Frage (Felder 2012: 159, 2015), man sichert sich nur durch die erwähnten Attribute ab. 3. Im außerfachlichen Mediendiskurs wird grundlegend darum gestritten, ob in solchen Lebenssituationen rechtliche Regelungen überhaupt weiterhelfen. Diese Frage wird im Rechtsdiskurs selbstredend nicht gestellt. 4. Im Mediendiskurs wurde das agonale Zentrum generiert, das aus den beiden konfligierenden handlungsleitenden Konzepten besteht, die entweder ›die Akzeptanz des eigenen Schicksals als die angemessene Haltung‹ modellieren oder andererseits ›alles, was an menschlicher Einflussnahme möglich ist, als legitimerweise zu nutzende Maßnahmen‹ darstellen. 5. Ein weiteres agonales Zentrum wird durch die beiden handlungsleitenden Konzepte verdeutlicht, die entweder von der ›Antizipierbarkeit‹ oder von der ›Nicht-Antizipierbarkeit der entsprechenden Lebensphasen ausgehen‹.

## 9 Schluss

Im Ansatz der pragma-semiotischen Textarbeit wird der rechtstheoretische Streit zwischen positivistischer Bedeutungsermittlung („Objektivität sprachlicher Bedeutung“, Klatt 2004) und post-positivistischer Bedeutungsfestsetzung (Müller [1984] 1994) zugunsten der Bedeutungsexplikation im Paradigma der Semiose entschärft (Felder 2012: 141 und Felder & Vogel 2015). Als Erklärungsmodell zur Beschreibung juristischer Bedeutungsexplikation bzw. -feststellung wurde hier das auf Charles S. Peirce zurückgehende Paradigma der unendlichen Semiose dargelegt, das besagt: Ein Zeichen im engeren Sinne oder die äußere Zeichengestalt (bei Peirce das Repräsentamen) kann nur durch Interpretanten im Sinne anderer sprachlicher Zeichen erklärt werden. Dabei ist spezifisch für das Recht zu bedenken: Die Feststellung einer Normtextbedeutung in Bezug auf einen Fall stellt die Rechtfertigung rechtstaatlichen Handelns dar.

Die Erklärungsfolie der unterbrochenen, dann aber meistens wieder aufgenommenen Semiose plausibilisiert, wie im Rechtsstaat verschiedene Akteure in den Mustern und Routinen von Textsorten (z. B. Gerichtsentscheidungen, Fachliteratur, Medienberichterstattung) Handlungen vollziehen und unterschiedliche Diskursstränge zusammenführen. Eine rechtsstaatliche Entscheidung setzt zwar einen vorläufigen Endpunkt im Prozess der Semiose, das Verfahrensrecht erlaubt häufig eine Fortsetzung der Semiose. Semiose manifestiert sich hier in der rechtsstaatlichen und institutionellen Aushandlungskultur der Verfahrensbeteiligten oder der Öffentlichkeit, die einen bestimmten Lebenssachverhalt als rechtlichen Fall F in ganz spezifischen Kontextbezügen (Kontextualisierungen) zu einem oder mehreren Normtexten zu deuten versuchen. Wer Recht bekommen will, muss seine Normtextbedeutung in Bezug auf Fall F institutionell durchsetzen.

(Unendliche) Semiose als Erklärungsmodell fachspezifischer Bedeutungsexplikation und Bedeutungsmodifikation kann dadurch sukzessive herrschende Meinungen überholen oder gar ablösen und das Recht an sich wandelnde Wertvorstellungen anpassen. In der Bedeutungsanpassung zeigt sich, wie Werteauffassung der Rechtsstaat sein will oder ist – genauer gesagt, welchen von welchen Interessengruppen auch immer vertretenen Werten der Rechtsstaat – genauer einzelne juristische Funktionsträger – zu folgen bereit sind. Damit kann aus theoretischer Sicht eine sich wandelnde Gesellschaft zeitversetzt (und für manche – im Rechtsstreit unterlegene – Staatsbürger zu spät) befriedet werden, jedoch immer nur partiell.

## Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten (1998): Fachsprachen als Varietäten. In Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, Bd. 1, 181–189. Berlin, New York: de Gruyter.
- Alberts, Hermann (1999): Sterbehilfe, Vormundschaftsgericht und Verfassung. *Neue Juristische Wochenschrift (NJW)* 52, 835–837.
- Assmann, Jan (1999): *Das kulturelle Gedächtnis*. München: C. H. Beck.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. *Studium Linguistik* 19, 22–47.
- Baumann, Antje (2015): Bedeutung in Gesetzen: Wie man eine spezielle Textsorte mit korpuslinguistischen Mitteln verständlicher machen könnte. In Friedemann Vogel (Hrsg.), *Zugänge zur Rechtssemantik. Interdisziplinäre Ansätze im Zeitalter der Mediatisierung zwischen Introspektion und Automaten*, 254–274. Berlin, New York: de Gruyter.
- Becker-Schwarze, Kathrin (2007): Patientenautonomie aus juristischer Sicht. *Zeitschrift Familie, Partnerschaft, Recht (FPR)* 13, 52–55.

- BGB = *Bürgerliches Gesetzbuch in der Fassung der Bekanntmachung vom 2. Januar 2002* (BGBl. I S. 42, 2909; 2003 I S. 738), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 20. Juli 2017 (BGBl. I S. 2787) geändert worden ist.
- Biere, Bernd Ulrich (1998): Verständlichkeit beim Gebrauch von Fachsprachen. In Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, Bd. 1, 402–407. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bratschi, Rebekka & Markus Nussbaumer (2017): Mehrsprachige Rechtsetzung. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 367–390. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Bundesministerium der Justiz (Hrsg.) (2008): *Handbuch der Rechtsförmlichkeit. Empfehlungen des Bundesministeriums der Justiz zur einheitlichen rechtsförmlichen Gestaltung von Gesetzen und Rechtsverordnungen nach § 38 Abs. 3 GGO II*. Köln.
- Busse, Dietrich (1992): *Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution*. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich ([1993] 2010): *Juristische Semantik. Grundfragen der juristischen Interpretationstheorie in sprachwissenschaftlicher Sicht*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Busse, Dietrich (2000): Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz. In Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann & Sven F. Sager (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Erster Halbband, 658–675. Berlin, New York: de Gruyter.
- Busse, Dietrich (2007): Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In Ingo Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 81–105. Berlin, New York: de Gruyter.
- Busse, Dietrich (2017): Semantik des Rechts: Bedeutungstheorien und deren Relevanz für Rechtstheorie und Rechtspraxis. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 22–44. Berlin, Boston: de Gruyter.
- BVerfGE 123 = *Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts*, Bd. 123.
- Christensen, Ralph (1989): Was heißt Gesetzesbindung? Eine rechtslinguistische Untersuchung. Berlin: Duncker und Humblot.
- Christensen, Ralph & Michael Sokolowski (2001): Die Bedeutung von Gewalt und die Gewalt von Bedeutung. In Friedrich Müller & Rainer Wimmer (Hrsg.), *Neue Studien zur Rechtslinguistik. Dem Gedenken an Bernd Jeand'Heur*, 203–233. Berlin: Duncker und Humblot.
- Christensen, Ralph & Hans Kudlich (2001): *Theorie des richterlichen Begründens*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Christensen, Ralph & Michael Sokolowski (2006): Recht als Einsatz im semantischen Kampf. In Ekkehard Felder (Hrsg.), *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*, 13–46. Berlin, New York: de Gruyter.
- Deutsch, Andreas (2017): Schriftlichkeit im Recht. Kommunikationsformen/Textsorten. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 91–117. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Dietrich, Rainer & Wolfgang Klein (2000): Einleitung „Sprache des Rechts“. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 30 (118), 5–6.
- Engberg, Jan (2017): Fachkommunikation und fachexterne Kommunikation. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 118–137. Berlin, Boston: de Gruyter.

- Felder, Ekkehard (2003): *Juristische Textarbeit im Spiegel der Öffentlichkeit*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard (Hrsg.) (2006): *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard (2010): Semantische Kämpfe außerhalb und innerhalb des Rechts. *Der Staat. Zeitschrift für Staatslehre und Verfassungsgeschichte, deutsches und europäisches öffentliches Recht* 4, 543–572.
- Felder, Ekkehard (2011): Juristische Fachsprache. In Albrecht Cordes, Hans-Peter Haferkamp, Heiner Lück & Dieter Werkmüller (Hrsg.), *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* (HRG), 14. Lieferung. Zweite, völlig überarb. und erw. Aufl., 1443–1449. Berlin: Erich Schmidt.
- Felder, Ekkehard (2012): Unendliche Semiose im Recht als Garant der Rechtssicherheit. In Carsten Bäcker, Matthias Klatt & Sabrina Zucca-Soest (Hrsg.), *Sprache – Recht – Gesellschaft*, 141–162. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Felder, Ekkehard (2015): Lexik und Grammatik der Agonalität in der linguistischen Diskursanalyse. In Heidrun Kämper & Ingo Warnke (Hrsg.), *Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven*, 87–121. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard (2016): *Einführung in die Varietätenlinguistik*. Darmstadt: WBG.
- Felder, Ekkehard (2017): Pragmatik des Rechts: Rechtshandeln mit und in Sprache. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 45–66. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard & Friedemann Vogel (2015): Sprache im Recht. In Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.), *Handbuch Sprache und Wissen*, 358–372. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Felder, Ekkehard, Janine Luth & Friedemann Vogel (2016): ‚Patientenautonomie‘ und ‚Lebensschutz‘: Eine empirische Studie zu agonalen Zentren im Rechtsdiskurs über Sterbehilfe. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* (ZGL) 44, 1–36.
- Felder, Ekkehard & Friedemann Vogel (Hrsg.) (2017): *Handbuch Sprache im Recht*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1996): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. München: UTB.
- Geideck, Susanne & Wolf-Andreas Liebert (Hrsg.) (2003): *Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hoffmann, Lothar (1985): *Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Hoffmann, Lothar (1998): Fachsprachen und Gemeinsprachen. In Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, 157–168. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hoffmann, Lothar, Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.) (1998/1999): *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. 2 Halbbände. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hoffmann, Ludger (1992): Wie verständlich können Gesetze sein? In Günther Grewendorf (Hrsg.), *Rechtskultur als Sprachkultur. Zur forensischen Funktion der Sprachanalyse*, 122–154. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hoffmann, Ludger (2017): Mündlichkeit im Recht: Kommunikationsformen/Gesprächsarten. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 67–90. Berlin, Boston: de Gruyter.

- Holzhauser, Heinz (2004): Von Verfassungen wegen: Straffreiheit für passive Sterbehilfe. *Zeitschrift für Rechtspolitik (ZRP)* 37, 41–44.
- Hufen, Friedhelm (2001): In dubio pro dignitate – Selbstbestimmung und Grundrechtsschutz am Ende des Lebens. *Neue Juristische Wochenschrift (NJW)* 54, 849–862.
- Jäger, Ludwig, Werner Holly, Peter Krapp, Samuel Weber & Simone Heekeren (Hrsg.) (2016): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Language – Culture – Communication*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Jeand'Heur, Bernd (1998): Die neuere Fachsprache der juristischen Wissenschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung von Verfassungsrecht und Rechtsmethodik. In Lothar Hoffmann, Hartwig Kalverkämper & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Fachsprachen*, 1286–1295. Berlin, New York: de Gruyter.
- Keding, Lennart (2016): *Sprache als Schlüssel zum Recht. Zur Strafbarkeit religiös motivierter Knabenbeschneidungen aus rechtslinguistischer Sicht*. Hamburg: Dr. Kovac.
- Kirchhof, Paul (1987): Deutsche Sprache. In Josef Isensee & Paul Kirchhof (Hrsg.), *Handbuch des Staatsrechts der Bundesrepublik Deutschland*. Bd. 1, 745–771. Heidelberg: C. F. Müller.
- Klatt, Matthias (2004): *Theorie der Wortlautgrenze. Semantische Normativität in der juristischen Argumentation*. Baden-Baden: Nomos.
- Kudlich, Hans (2017): Sprache und Sprachwissenschaft in der juristischen Ausbildung. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 155–174. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Laufs, Adolf (1998): Arzt und Recht – Fortschritte und Aufgaben. *Neue Juristische Wochenschrift (NJW)* 51, 1750–1761.
- Lerch, Kent D. (Hrsg.) (2004/2005): *Die Sprache des Rechts. Studien der interdisziplinären Arbeitsgruppe Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. 3 Bände. Berlin u. a.: de Gruyter.
- Li, Jing (2011): „Recht ist Streit“. *Eine rechtslinguistische Analyse des Sprachverhaltens in der deutschen Rechtsprechung*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Luth, Janine (2015): *Semantische Kämpfe im Recht. Eine rechtslinguistische Analyse zu Konflikten zwischen dem EGMR und nationalen Gerichten*. Heidelberg: Winter.
- Lyotard, Jean-François (1987): *Der Widerstreit*. München: Fink.
- Müller, Friedrich ([1984] <sup>2</sup>1994): *Strukturierende Rechtslehre*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Müller, Friedrich & Ralph Chistensen (<sup>8</sup>2002): *Juristische Methodik*. Bd. 1. Grundlegung für die Arbeitsmethoden der Rechtspraxis. Berlin: Duncker und Humblot.
- Müller, Friedrich, Ralph Christensen & Michael Sokolowski (1997): *Rechtstext und Textarbeit*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Neumann, Ulfried (1992): Juristische Fachsprache und Umgangssprache. In Günther Grewendorf (Hrsg.), *Rechtssprache als Sprachkultur. Zur forensischen Funktion der Sprachanalyse*, 110–121. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nöth, Winfried (<sup>2</sup>2000): *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Nussbaumer, Markus (1997): *Sprache und Recht*. Heidelberg: Julius Groos.
- Nussbaumer, Markus (2000): «Prügelknaben, Besserwisser, Musterschüler, Saubermänner» ... – Juristen und Sprachkritik. In Axel Gellhaus & Horst Sitta (Hrsg.), *Reflexionen über Sprache aus literatur- und sprachwissenschaftlicher Sicht*, 61–93. Tübingen: Niemeyer.
- Peirce, Charles Sanders (1960): *Collected papers*. Cambridge (MA): Harvard University Press.
- Roelcke, Thorsten (<sup>2</sup>2010): *Fachsprachen*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik Bd. 37).



- Searle, John R. (1997): *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Hamburg: Suhrkamp.
- Seibert, Thomas-Michael (1981): *Aktenanalyse. Zur Schriftform juristischer Deutungen*. Tübingen: Narr.
- Seibert, Thomas-Michael (1983): Verständigungsschwierigkeiten zwischen Gericht und Betroffenen. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 13 (51/52), 59–73.
- Seibert, Thomas-Michael (2017): Fachkommunikation und fachexterne Kommunikation. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 3–21. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Tanner, Klaus (2003): Vom Mysterium des Menschen. Ethische Urteilsbildung im Schnittfeld von Biologie, Rechtswissenschaft und Theologie. In Reiner Anselm & Ulrich Körtner (Hrsg.), *Streitfall Biomedizin. Urteilsfindung in christlicher Verantwortung. Mit einer Einführung von Trutz Rendtorff*, 135–158. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thieme, Stephanie & Gudrun Raff (2017): Verständlichkeit von Gesetzestexten und ihre Optimierung in der Praxis. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 392–422. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Vogel, Friedemann (2012): *Linguistik rechtlicher Normgenese. Theorie der Rechtsnormdiskursivität am Beispiel der Online-Durchsuchung*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Vogel, Friedemann (2017): Rechtslinguistik: Bestimmung einer Fachrichtung. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Handbuch Sprache im Recht*, 209–232. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Vogel, Friedemann & Hanjo Hamann (2015): Vom corpus iuris zu den corpora iurum – Konzeption und Erschließung eines juristischen Referenzkorpus (JuReko). In Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für 2014*, 275–278. Heidelberg: Winter.
- Vogel, Friedemann, Hanjo Hamann & Isabelle Gauer (2017): Computer-Assisted Legal Linguistics: Corpus. Analysis as a New Tool for Legal Studies. *Law & Social Inquiry*. doi:10.1111/lsi.12305, <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/lsi.12305/full> (letzter Zugriff 8. 8. 2017).
- Warnke, Ingo (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In Ekkehard Felder & Marcus Müller (Hrsg.), *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“*, 113–140. Berlin, New York: de Gruyter.
- Wichter, Sigurd (1994): *Experten- und Laienwortschätze. Umriß einer Lexikologie der Vertikalität*. Tübingen: Niemeyer.
- Wimmer, Rainer (2009): Zur Verflechtung von Spracharbeit und Rechtsarbeit in der EU. *Muttersprache* 119 (3), 234–239.

Ulrike Krieg-Holz

## 12 Werbesprache

**Abstract:** Der folgende Beitrag befasst sich mit dem Phänomen ‚Werbesprache‘ aus einer linguistischen Perspektive. Dabei geht es um die Möglichkeiten, die das sprachwissenschaftliche Instrumentarium zur Analyse von Werbesprache bislang bereitstellt sowie um allgemeine und spezifischere Eigenschaften von Werbetexten, die in Form von Einzelementen (z. B. Lexik) und in komplexeren Merkmalen (z. B. stilistischen Mustern) bestehen können. Es wird zunächst ausgehend von den Grundlagen des Marketings vorgeschlagen, unter dem Begriff ‚Werbung‘ all diejenigen Formen der Unternehmenskommunikation zusammenzufassen, die sich indirekt, d. h. medial, einseitig oder zweiseitig an ein externes Publikum wenden. Dadurch ist es u. a. möglich, zentrale Kommunikationsmittel besonders einflussreicher Kommunikationsinstrumente, vor allem der Mediawerbung und des Direktmarketings, gemeinsam zu erfassen. Anschließend werden zentrale Traditionen und Beschreibungsansätze skizziert, die sich mit der linguistischen Beschreibung verbinden. Es folgt ein Überblick zu stilistischen Einzelementen, die aufgrund ihrer Frequenz in werblichen Texten den Stil des Kommunikationsbereichs ‚Werbesprache‘ anzeigen können. Darüber hinaus werden komplexe Merkmale und Muster von Werbetexten – wie die Formen der Satzverkürzung – vorgestellt sowie auf ihre potentiellen Funktionen innerhalb von Texten eingegangen. Schließlich erfolgt ein Blick auf typische werbesprachliche Textsorten und Tendenzen.

**Keywords:** Marketing, Pragmatik, Stilistik, Textsorten, Werbesprache

### 1 Einführung

Die zentrale Bedeutung von werblicher Kommunikation in der Alltagskultur moderner Gesellschaften ist unbestritten, sie hat weitreichende Auswirkungen auf sprachliche Rezeptions- und Perzeptionsprozesse und beeinflusst damit nachhaltig das Sprachverhalten. Werbung ist ein Phänomen, das aus ganz verschiedenen Forschungsperspektiven untersucht wird. Als besonders einflussreich gelten hier die Kommunikationspolitik als Teil des Marketings und der

---

**Ulrike Krieg-Holz**, Institut für Germanistik, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Universitätsstr. 65–67, A-9020 Klagenfurt, E-Mail: [ulrike.krieg-holz@aau.at](mailto:ulrike.krieg-holz@aau.at)

Markenführung, darüber hinaus auch die Psychologie und Soziologie, in deren Fokus u. a. Werbewirkungen und deren Messbarkeit stehen sowie die Folgen von Werbung und Warenangeboten, die sich für das Erleben, Verhalten und die Sozialisation ergeben.

Im vorliegenden Beitrag geht es um einen primär linguistischen Blick auf Werbung, um die Möglichkeiten, die das sprachwissenschaftliche Instrumentarium zur Analyse von Werbesprache bislang bereitstellt, sowie um Desiderate und die Herausforderungen, die sich aus ihnen ergeben. Dies alles erfordert ein interdisziplinäres Fundament entsprechend des wirtschaftswissenschaftlichen Funktions- und Zielsystems, weshalb es im ersten Abschnitt zunächst darum gehen soll, den Begriff ‚Werbung‘ innerhalb des Marketings zu verorten und den Gegenstandsbereich des Phänomens ‚Werbesprache‘ zu diskutieren. Im Anschluss daran wird die Werbesprache als linguistischer Gegenstand näher beleuchtet. Es handelt sich dabei zum einen um die Beschreibung stilistischer Einzelelemente, zum anderen um komplexe Merkmale und Muster, die in ihrer Struktur und Funktionsweise offengelegt werden sollen. Danach werden einzelne Textsorten, wie die Printanzeige, genauer in den Blick genommen und skizziert, worin die zukünftigen Forschungsaufgaben im linguistischen Feld der Werbesprache bestehen könnten.

## 2 Was ist Werbung? Zur Bestimmung und Abgrenzung

### 2.1 Werbung als Kommunikationsinstrument

Ein allgemeines und vorwissenschaftliches Verständnis von Werbung schließt in vielen Fällen alle gängigen, öffentlich sichtbaren Aktivitäten und Anstrengungen ein, die Unternehmen und Organisationen durchführen, um Informationen zu einer Firma, einem Produkt oder einer Dienstleistung zu verbreiten. Dies betrifft Postwurfsendungen gleichermaßen wie TV-Spots, Prospekte, Plakate, Banner, Layer Ads<sup>1</sup> usw. und steht in Zusammenhang mit der alltäglichen Frequenz der jeweiligen Maßnahmen. In funktionaler Hinsicht werden diese in der Regel als Anregung zu Kauf verstanden und als meinungsbildend bzw. -manipulierend bewertet. Natürlich ist auch die absatzpolitische Vorstellung von Kommunikation primär mit bestimmten Absichten verbunden, insbesonde-

---

<sup>1</sup> Layer Ads sind eine Form der Internetwerbung, bei der Anzeigen über dem eigentlichen Inhalt der Website angezeigt werden und deren Inhalte damit teilweise verdecken.

re der Beeinflussung bzw. Steuerung von Meinungen, Einstellungen, Erwartungen und Verhaltensweisen (vgl. Bruhn 2015: 5). Sie systematisiert die kommunikativen Maßnahmen jedoch darüber hinaus, indem sie sie nach ihren Merkmalen, Beziehungen, Zielen und Zielgruppen umfassend und differenziert beschreibt.

Verglichen mit wirtschaftswissenschaftlichen Zugängen entsprechen laien-linguistische Vorstellungen von Werbung eher dem sehr weit gefassten kommunikationspolitischen Begriff der Unternehmenskommunikation, wie er von Bruhn etwa folgendermaßen vorgeschlagen wird:

Die Kommunikation eines Unternehmens umfasst die Gesamtheit sämtlicher Kommunikationsinstrumente und -maßnahmen eines Unternehmens, die eingesetzt werden, um das Unternehmen und seine Leistungen den relevanten externen und internen Zielgruppen der Kommunikation darzustellen und/oder mit den Zielgruppen eines Unternehmens in Interaktion zu treten. (Bruhn 2015: 5)

Für die Unternehmenskommunikation steht eine Vielzahl von Aktivitäten zur Verfügung. Hierzu gehören persönliche Gespräche, Telefonate und E-Mails ebenso wie Radio- und TV-Spots, Leuchtschriften an Häuserfassaden oder Bahnhöfen, Produktpräsentationen in Schaufenstern oder bei Messen, Bandenplakatierung in Sportstadien, Aufdrucke oder Gravuren von Werbegeschenken u. v. m. Derartige Aktivitäten werden nach ihrer Ähnlichkeit zu Kommunikationsinstrumenten gebündelt (vgl. Steffenhagen 2008). Dazu können verschiedene Parameter herangezogen werden (vgl. z. B. Köhler 1976; Berndt 1993; Hartley & Pickton 1999 oder Schweiger & Schrattenecker 2013), die sich innerhalb der einzelnen Systematisierungsansätze stark überschneiden. Wiederholt Verwendung finden dabei vor allem die folgenden vier Dichotomien (vgl. Bruhn 2015: 368):

- direkter Kontakt – indirekter Kontakt
- persönliche Kommunikation – unpersönliche Kommunikation
- individuelle Kommunikation – Massenkommunikation
- einseitige Kommunikation – zweiseitige Kommunikation

Dementsprechend bezieht sich in zahlreichen Darstellungen zum Marketing der Begriff der (Media-)Werbung ausschließlich auf bestimmte Formen der Kommunikation, die unpersönlich sind und sich an ein Massenpublikum richten. Darüber hinaus gilt es für die (Media-)Werbung – ebenso wie etwa für die Public-Relations – als charakteristisch, dass die Botschaften mit Hilfe technischer Verbreitungsmittel und einseitig an ein disperses Publikum herangetragen werden (vgl. Krieg 2005: 4–5). Dies ermöglicht, sie von anderen Instrumenten wie zum Beispiel der Sales Promotion abzugrenzen, bei welcher die Vermittlung der Infor-

mationen direkt und zweiseitig erfolgt. Insgesamt werden dann Kommunikationsinstrumente wie die folgenden unterschieden:

- Mediawerbung
- Verkaufsförderung
- Direktmarketing
- Public Relations
- Sponsoring
- Persönliche Kommunikation
- Messen und Ausstellungen
- Event Marketing
- Social-Media-Kommunikation
- Mitarbeiterkommunikation

Im Zuge einer linguistischen Annäherung an Werbung scheint es zweckmäßig und zulässig, deren Gegenstandsbereich im Sinne einer Orientierung an den Sprechererwartungen zu erweitern. Diese Erweiterung ermöglicht u. a. die Ausrichtung an zwei Parametern, 1. der Richtung der kommunikativen Aktivitäten und 2. der Art der Kommunikation. In Bezug auf die Richtung der Kommunikation ist hier grundsätzlich zwischen interner, d. h. innerbetrieblicher Kommunikation (auch: Mitarbeiterkommunikation), und externer, d. h. marktgerichteter Kommunikation zu unterscheiden. In Hinblick auf die Art der Kommunikation lassen sich direkte und indirekte Formen unterscheiden (vgl. Bruhn 2015: 369–370). Dabei werden unter direkter Kommunikation diejenigen Aktivitäten verstanden, bei denen ein unmittelbarer Kontakt zwischen Sendern und Empfängern stattfindet. Demgegenüber verläuft indirekte Kommunikation über bestimmte Medien als Kommunikationsträger. Beide, die direkte und die indirekte Kommunikation, können sowohl einseitig (nur ein Kommunikator) als auch zweiseitig (Rückkopplungsmöglichkeit) erfolgen.

Anhand dieser Parameter wird hier für die sprachwissenschaftliche Beschreibung vorgeschlagen, unter dem Begriff ‚Werbung‘ all diejenigen Formen der Unternehmenskommunikation zusammenzufassen, die sich indirekt, d. h. medial, einseitig oder zweiseitig an ein externes Publikum wenden. Prototypisch dafür sind u. a. Printanzeigen, TV- und Radio-Spots, Plakate, Prospekte und Kataloge, Werbebriefe, Werbemailings, Banner und Pop-ups. Auf diese Weise ist es einerseits möglich, zentrale Kommunikationsmittel besonders einflussreicher Kommunikationsinstrumente, vor allem der Mediawerbung und des Direktmarketings, gemeinsam zu erfassen. Andererseits erfolgt damit eine Zusammenfassung von Kommunikationsmitteln, die sich in ihrem Ziel- und Funktionssystem und dadurch auch in ihrer sprachlichen Form stark ähneln. Unterschiede begründen sich größtenteils durch die verschiedenen Arten von

Medialität (Printmedien, elektronische Medien, öffentliche Räume). So sind die Gestaltungsmöglichkeiten im Fernsehen oder im Kino aufgrund der simultanen Einsatzmöglichkeit von (bewegtem) Bild, Ton und Text prinzipiell vielfältiger als die von Prospekten, Anzeigen und Werbebannern. Sie sind multisensorisch und bieten gute Voraussetzungen für die Übermittlung emotionaler Kommunikationsinhalte sowie „erlebbare Präsentation von Produktvorteilen, der Produktverwendung, von Verwendungsanlässen usw.“ (Bruhn 2015: 376).

## 2.2 Funktionen, Ziele und Zielgruppen

Maßgeblich für die Gestaltung werblicher Aktivitäten ist die Ausrichtung an bestimmten Kommunikationszielen. Diese können marktökonomische Größen, wie Marktanteil und Umsatz, aber auch marktpsychologische Aspekte, wie Produktbekanntheit oder Aufbau von Sympathie, betreffen und sollten eine hohe selektive Steuerungskraft in Bezug auf die Botschaftsgestaltung haben. Letzteres ermöglichen Aussagen zu Fragen wie z. B.:

- Was soll erreicht werden? (z. B. Steigerung der aktiven Markenbekanntheit)
- Bei wem soll es erreicht werden? (z. B. junge Mütter zwischen 25 und 35 Jahren)
- Wann soll das Ziel erreicht werden? (z. B. innerhalb des nächsten Quartals)

Inwiefern Kommunikationskontakte (Kontakte mit dem Werbeträger) Einfluss auf das Erreichen derartiger Ziele haben, gilt derzeit als umstritten (vgl. Steffenhagen 1993: 289, Bruhn 2015: 181). Relevant sind auf alle Fälle bestimmte Kommunikationswirkungen, bei denen auf der Ebene der Zielgruppen – in Anlehnung an diverse Modelle der Werbewirkung (vgl. Steffenhagen 1993: 288–299) – zwischen momentanen Wirkungen, dauerhaften Gedächtniswirkungen und finalen Verhaltenswirkungen differenziert werden kann.

Eine weitere Möglichkeit zur Unterteilung der Kommunikationswirkungen besteht in der Differenzierung zwischen Positionierungs- und Beeinflussungszielen. So formulieren Kroeber-Riel & Esch (2004: 38–46) ein Modell der Verhaltensbeeinflussung durch Werbung, das auf einer Struktur mit drei grundlegenden Beeinflussungszielen basiert, denen seitens der Abnehmer entsprechende Wirkungen zugeordnet werden. Dabei handelt es sich um Aktualisierung, Emotion und Information:

- Aktualisierung → Wahrnehmung des dargestellten Angebots als aktuelle Alternative für die Kaufentscheidung,
- Emotion → emotionales Erleben des Angebots,
- Information → rationale Beurteilung des Angebots.

Da während einer Kaufentscheidung nur solche Marken bzw. Produkte beachtet werden, die zur Menge der wahrgenommenen Alternativen gehören, stellt Aktualisierung dabei ein unumgängliches Werbeziel dar, das eine Voraussetzung für jede andere Zielsetzung ist. Hinsichtlich der Gewichtung von Information und Emotion ist wesentlich, ob bei den Zielpersonen in Bezug auf Produkt, Marke oder Unternehmen ein hohes oder niedriges Involvement vorliegt. Das Involvement, die innere Beteiligung, das Engagement, mit dem sich jemand einer Sache zuwendet, wird im werblichen Zusammenhang auch als Aktivierung aufgefasst. Das heißt, hohes Involvement ist mit starker Aktivierung verbunden, so dass es den Kunden anregt, sich gedanklich mit einem Produkt oder einer Dienstleistung auseinanderzusetzen. In der Regel ist das Interesse bei der Werberezeption jedoch niedrig, es handelt sich um sogenannte low-involvierte Konsumenten, denen es aufgrund der geringen Wertigkeit des Kaufs, der geringen Unterscheidbarkeit einzelner Angebote bzw. des geringen Produktinteresses ziemlich gleichgültig ist, was sie im Bedarfsfall kaufen. In solchen Fällen wird die angestrebte Produktwahl dominant von der Bewusstseinspräsenz der Marke, ihrer aktiven Markenbekanntheit, gesteuert (vgl. Krieg 2005: 10–13). Vor diesem Hintergrund kommen als mögliche Werbestrategien eine emotionale Positionierung oder eine Positionierung durch Aktualität in Frage. Demgegenüber ist es im eher seltenen Fall, in dem bei den Zielpersonen ein hohes produktbezogenes Involvement vorliegt, notwendig, die wesentlichen Eigenschaften und Vorzüge eines Produkts in den Vordergrund zu stellen. Die werbliche Zielsetzung sollte dann insbesondere durch Informationsvermittlung auf die Veränderung der Markeneinstellung abzielen. Auch die einzelnen Werbeträger unterscheiden sich aufgrund ihrer spezifischen Kommunikationsqualität (z. B. bildbetonte oder textbetonte Darstellung) hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit für Low- und High-Involvement-Bedingungen. Zumeist sind „Printmedien besser für High-Involvement-Kommunikation geeignet als Fernsehen oder Rundfunk“ (Bruhn 2015: 186). Erfolgt eine Kombination aus Emotion und Information, so entspricht dies dem klassischen Muster der Einstellungsbeeinflussung: Appelliere zunächst an ein Bedürfnis (z. B. die Sicherheit beim Autofahren) und informiere dann über Eigenschaften des Angebots, die dazu dienen, das Bedürfnis zu befriedigen (z. B. Volvo ist ein sicheres Auto).

Bei der Mehrheit aller Werbemaßnahmen werden zunächst psychologische Ziele verfolgt, die langfristig übergeordnete Konsequenzen – insbesondere wirtschaftliche oder monetäre – nach sich ziehen sollen. Während derart ökonomische Wirkungen eindeutig messbar sind, gestaltet sich die quantitative Operationalisierung psychologischer Ziele wesentlich schwieriger, denn sie basieren auf einem nicht beobachtbaren kognitiven Verarbeitungsprozess. Psychologische Zielsetzungen beziehen sich z. B. auf die Erweiterung des

Wissens über ein Unternehmen und seine Produkte, die Steigerung des Bekanntheitsgrades einer Marke und die Veränderung von Einstellungen und Meinungen (vgl. Bruhn 2015: 181). Psychologische Wirkungskategorien können seitens der Rezipienten in kognitive, affektive und konative unterteilt werden. Kognitiv-orientierte Ziele sind darauf ausgerichtet, die Informationsaufnahme, -verarbeitung und -speicherung zu steuern. Sie beziehen sich auf die Wahrnehmung, Kenntnis und Erinnerung von Unternehmen und Leistungen (z. B. Seitenbacher Müsli: Steigerung der Markenbekanntheit durch Radio-Spots). Affektiv-orientierte Ziele fokussieren vor allem das Wecken bestimmter Emotionen und den Aufbau von Sympathie – etwa um ein Produkt von denen der Konkurrenz abzugrenzen. Konative Ziele richten sich sowohl auf das Kaufverhalten (z. B. *Ja, jetzt herunterladen* im Falle von Internetwerbung) als auch auf das Informationsverhalten, indem z. B. im Printbereich ein Coupon beifügt ist oder im Fernsehen die Nummer einer Hotline eingeblendet wird.

Jede Art werblicher Aktivitäten sollte sich an den Wünschen, Erwartungen und Bedürfnissen der Konsumenten orientieren. Die Menge aller potentiellen Käufer und Verwender eines Produktes hat jedoch gewöhnlich unterschiedliche Erwartungen und Wünsche und ist dahingehend heterogen. Deshalb ist es erforderlich, möglichst homogene Käuferschichten offenzulegen und abzugrenzen, um einen gezielten Einsatz der Werbeinstrumente zu ermöglichen. Denn es gibt keine generelle, sondern nur eine gruppenspezifische Wirksamkeit kommunikativer Maßnahmen (Nieschlag, Dichtl & Hörschgen 2002: 123). Mittels der Zusammenfassung von Personen, die ein Unternehmen durch eine kommunikative Maßnahme ansprechen möchte, entstehen Zielgruppen. Dabei handelt es sich – etwa in Abgrenzung zu Anspruchsgruppen (wie z. B. Lieferanten, Investoren) – um durch Marktsegmentierung abzugrenzende Käufergruppen, die über ein möglichst identisches Konsumverhalten verfügen. Um Anhaltspunkte für deren kommunikative Ansprache und Entscheidungshilfen für den Einsatz der Werbeinstrumente zu erhalten, werden sie zunächst nach passiven Parametern charakterisiert und analysiert, über welche Kommunikationsmittel sie am effektivsten erreichbar sind.

Zu den etablierten Kategorien in Bezug auf die Zielgruppensegmentierung in Konsumgütermärkten gehören vor allem die folgenden (vgl. Bruhn 2005: 208–224; Steffenhagen 2008: 42):

- demographische Merkmale,
- sozioökonomische Merkmale,
- psychographische Merkmale,
- Verhaltensmerkmale.

Zu den demographischen und den sozioökonomischen Segmentierungskriterien als den klassischen Merkmalen der Zielgruppenanalyse sind beispielsweise



Alter, Geschlecht, Familienstand, Wohnort, Beruf, Einkommen oder soziale Schichtung zu zählen. Sie können auf vielfältige Weise miteinander kombiniert werden, sind jedoch insofern wenig aussagekräftig, als sie – entgegen früherer Annahmen – kaum Relevanz für das Kauf- und Kommunikationsverhalten haben. Denn Gruppen, die anhand solcher Kriterien gebildet werden, weisen miteinander sehr große Unterschiede hinsichtlich ihrer Wertvorstellungen, Interessen oder ihres Verhaltens auf.

Deshalb haben in den letzten Jahren verstärkt Modelle an Bedeutung gewonnen, die auf psychografischen Parametern – wie Interessen, Einstellungen oder Persönlichkeitsmerkmalen, auch sogenannte AIO-Kriterien (*Activities, Interests, Opinions*) – basieren. Sie stehen den erwünschten Ziel- und Wirkungskategorien näher und weisen eine größere Steuerungskraft auf, das kommunikative Handeln in eine bestimmte Richtung zu lenken. So kann beispielsweise die Kenntnis bestimmter produkt- oder leistungsspezifischer Einstellungen von großer Relevanz für die Botschaftsgestaltung sein. Zudem lassen sich psychografische Kriterien durch Kommunikation beeinflussen, woraus sich wiederum Handlungsimpulse ableiten lassen.

### 3 Werbesprache als linguistischer Gegenstand

#### 3.1 Begriff, Traditionen und Beschreibungsansätze

Mit dem Begriff ‚Werbesprache‘ wird weder auf eine Fachsprache, eine Sondersprache oder gar eine Varietät Bezug genommen. Vielmehr handelt es sich um primär funktional geprägte Textsortenstile bzw. den Stil eines Kommunikationsbereichs, der sich abhängig von konkreten Themen und Inhalten verschiedener sprachlicher Elemente bedient. Dies können etwa im Falle von Industriegütermarketing fachsprachliche Elemente sein, z. B.:

Beginnend bei der Planung über die Fertigung bis zur Montage und Wartung. Kremsmüller deckt den gesamten industriellen Rohrleitungsbau in allen Nennweiten und für eine Vielzahl an Medien ab. Ob hochwarmfeste Stähle für die Frischdampfleitungen in Kraftwerken oder hochlegierte Stahlsorten für die Transportleitungen der chemischen Industrie – top ausgebildete Mitarbeiter und modernes Equipment garantieren die perfekte Realisierung Ihrer Vorhaben. (<https://www.kremsmueller.com>, letzter Zugriff 16. 7. 2017)

Werbesprache weist also spezifisch beschreibbare Merkmale auf, deren Besonderheit sich „mehr in ihrer Häufigkeit als in einem der Alltagssprache prinzipiell fremden Charakter“ (Janich 2010: 45) manifestiert. Sie basiert zunächst auf der Alltagssprache und orientiert und sich „insgesamt an öffentlichen Sprach-

gebrauchsweisen“ (Stöckl 2011: 250). Zahlreiche Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihrer Merkmalscharakteristik ergeben sich mit dem Bereich der Mediensprache. Dies resultiert u. a. aus ähnlichen Grundfunktionen von Textsorten (vgl. meinungsbetonte, tatsachenbetonte und phantasiebetonte/unterhaltende journalistische Darstellungsformen; z. B. Reumann 1994, Renner 2007) sowie aus gemeinsamen Trägermedien (z. B. TV, Printmedien) und zeigt sich etwa im Vorkommen übereinstimmender textstilistischer Muster (vgl. Unterkapitel 3.2).

Für eine linguistische und funktional-analytische Annäherung an Werbesprache ist es nicht ausreichend, von allgemeinen marktökonomischen Zielsetzungen wie der „Aufforderung zum Kauf“ auszugehen, denn diese haben keinen unmittelbaren Einfluss auf die (sprachliche) Form der Botschaftsgestaltung. Vielmehr ist es notwendig, ausgehend von spezifischen Einzelfunktionen und Einzelzielen, wie den oben genannten, – möglichst in Relation zu bestimmten Textsorten – sprachliche Stile zu klassifizieren (vgl. z. B. Zielke 1991).

Zahlreiche frühe werbewissenschaftliche Arbeiten fokussieren aus verschiedenen Perspektiven und Disziplinen das persuasive Potential von Werbung. Sie kennzeichnen diese als primär manipulierend (z. B. Packard 1956, Brandt 1973, Williamson 1978, Williams 1980) und sprechen ihr informierende Funktionen vollständig oder teilweise ab. Andere rücken den Produktionsaspekt in den Vordergrund: So beschreibt etwa Zielke (vgl. 1991: 95–134) die Entstehungsphasen für Werbeanzeigen – vom Briefing, über die Konzeption, die Zielgruppenbestimmung usw. bis hin zur sprachlichen Kodierung. Der umgekehrte Weg, die Betrachtung aus der Sicht des Rezipienten, birgt, so zeigen es insbesondere studentische Arbeiten und frühe Qualifikationsschriften, stets die Gefahr einer subjektiven Einschätzung aufgrund von Assoziationen usw. Dies resultiert nicht zuletzt daraus, dass derzeit kaum auf breit und textsortenübergreifend anwendbare Kriterien zur Messung von Werbewirkungen zurückgegriffen werden kann (vgl. z. B. Jung & v. Matt 2002).

Die Auseinandersetzung mit Werbesprache erfolgt auf den verschiedenen Ebenen der Sprachbeschreibung und zielt entweder auf einzelne (meistens besonders charakteristische) Elemente wie z. B. Schlagzeilen, Slogans und Produktnamen oder auf ganze Textsorten sowie andere Darstellungsformen und deren Vernetzung. Vergleichsweise selten begegnen umfassende Analysen von der Werbeplanung über die Werbegestaltung bis hin zur Werbekontrolle, wie sie etwa Stöckl vorschlägt (2011: 249).

Zu den theoretischen Grundlagen für die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit den Erscheinungsformen der Werbesprache gehören – neben dem im engeren Sinne linguistisch-stilistischen Analyseinstrumentarium – insbesondere kommunikationswissenschaftliche, semiotische und pragmatische Ansätze. Dabei geht es um Kommunikationsmodelle für Werbung, die von der

Lasswell-Formel *Who says what in which channel to whom with what effect* (Lasswell 1948) bis hin zu komplexen Modellen massenmedialer Kommunikation führen (vgl. z. B. Stern 1994: 9, die Werbetexte als Miniatur-Erzählungen behandelt und etwa auf der Ebene des Senders/der Quelle zwischen Auftraggeber, Autor und im Werbemittel tatsächlich auftretenden Kommunikator unterscheidet). Für die linguistische Analyse, insbesondere die Frage nach der Funktion der sprachlichen Mittel, sind vor allem adressaten- und funktionsabhängige Kriterien, produkt- und positionierungsbedingte Faktoren, mediale Aspekte sowie Merkmale des Adressaten/der Zielgruppe von Bedeutung (vgl. z. B. Janich 2010: 43–44). Der Vorzug semiotischer Ansätze zur Werbeforschung besteht in der Möglichkeit einer multimodalen, alle Zeichensysteme umfassenden und integrierenden Betrachtungsweise (vgl. de Saussure 1960, Merrell 2008). Im Sinne des Konzepts der Integrierten Kommunikation (vgl. Bruhn 2015: 92) können damit alle zeichenvermittelten Werbeaktivitäten eines Unternehmens (Produktkataloge, Anzeigen, Spots) in ihren vielfältigen Wechselwirkungen zueinander abgebildet werden (vgl. Stöckl 2011: 252). Pragmatische Zugänge gehen von der funktionalen und situativen Verankerung von Werbung aus (z. B. Leech 1966: 25–38). In diesem Zusammenhang wird häufig die Sprechakttheorie genannt (vgl. Austin 1979, Searle 1992), innerhalb derer hauptsächlich das Konzept der Illokution sowie das des perlokutionären Aktes, der beabsichtigten Wirkung, zur Beschreibung von Werbesprache angewendet wurden (z. B. Sauer 1998). Hinsichtlich der Textfunktion klassifiziert Brinker (1997) Werbetexte allgemein als Appelltexte und grenzt sie dadurch von Informationstexten, Kontakttexten, Obligationstexten und Deklarationstexten ab.

Darüber hinaus werden diverse Einzelaspekte in den Blick genommen, wie die Wirkung von Sprachspielen (z. B. Dittgen 1989, Crystal 1998, Cook 2008), die Orientierung an Geschlechterrollen (z. B. Vestergaard & Schröder 1985, Cronin 2000, Mullany 2004) oder interkulturelle Aspekte (z. B. Smith 2006, Friedrich 2015). Die Mehrzahl aller Darstellungen widmet sich typischen werbesprachlichen Strukturen, die von stilistischen Einzelementen<sup>2</sup> bis hin zu komplexen Mustern und Textgestaltungsroutrinen reichen können und im Folgenden skizziert werden sollen.

### 3.2 Stilistische Einzelemente

Werbesprache weist bestimmte stilistische Merkmale auf, die vor allem aufgrund ihrer Frequenz innerhalb der Textsortenexemplare und ihrer Struktur

---

<sup>2</sup> Ein früher Überblick findet sich bei Römer 1968, in Anlehnung daran bei Baumgart 1992.

als Merkmalsbündel (vgl. Selting & Hinnenkamp 1989: 5–6, Sandig 2006: 54–55) einen typischen Werbestil generieren. Sie sollen zunächst isoliert aufgelistet werden und im Anschluss daran in ihrem Zusammenwirken im Hinblick auf die Konstitution bestimmter komplexer Muster beschrieben werden.

Auf lautlicher Ebene gelten beispielsweise bestimmte Formen von Stilfiguren, wie die Alliteration (z. B. *Kleidung clever kaufen bei kik – kik, der Textildiscount*), die Klimax (z. B. *Gut. Besser. Paulaner.*) oder der Parallelismus (z. B. *...der Tag geht, ... Johnnie Walker kommt*) als gängige Elemente von Werbesprache, die ihre Einprägsamkeit erhöhen (vgl. Stöckl 2011: 250). Auf der Schriftebene begegnet vielfach Spielerisches (z. B. *High LEITZ im Büro, Happy Börseday!*), bei dem heimisches oder fremdes Wortmaterial verfremdet wird. Diese Art der Ästhetisierung wird zur kognitiven Aktivierung und Wahrnehmungssteuerung des Rezipienten eingesetzt. Sie erregt – wie auch andere Abweichungen es tun können – Aufmerksamkeit, weil sie gedankliche Widersprüche und Konflikte auslöst und somit überrascht. Die wichtigsten rezipientenseitigen Voraussetzungen für ihre Wirksamkeit sind, dass sie als intendiert erkannt (und nicht als ‚Fehler‘ bewertet werden) und die durch die Abweichung gegebene zusätzliche Bedeutung nachvollzogen werden kann. Beides hängt in hohem Maße von den Einstellungen des Rezipienten, seinem Sprach- und Weltwissen und seiner Sprachkompetenz ab. Gelingt den Textrezipienten die Erfassung der semantischen Beziehungen und Mehrdeutigkeiten, bewirkt dies ein intellektuelles Vergnügen, bei dem erst Spannungs- und Aktivierungszustände erzeugt werden, deren Reduktion dann erleichternd und befriedigend wirkt. In Bezug auf die Stilwirkung wird die Aussage als ‚witzig‘ oder ‚amüsant‘ bewertet, der Textproduzent unter Umständen als ‚wortgewandt‘, ‚einfallsreich‘ oder ‚unkonventionell‘ eingestuft (vgl. Krieg 2005: 91–101).

Morphologische Besonderheiten der Werbesprache bestehen zunächst in der häufigen Verwendung einzelner Wortarten, insbesondere von Substantiven und Adjektiven, was u. a. damit zu tun hat, dass auf Produkte, Dienstleistungen und deren Eigenschaften referiert werden muss. Relevant ist in diesem Zusammenhang, dass bei Adjektiven in viel höherem Maße als bei Substantiven eine Wertung, ein Bezugsmaßstab impliziert ist (vgl. Eroms 2008: 64). Dabei ist dahingehend zu unterscheiden, ob mittels eines Adjektivs eine objektive Bewertung – etwa im Sinne einer Beschreibung – vorgenommen wird oder eben eine eher subjektive, relative Bewertung. Von großer Bedeutung sind auch die Komparativ- und Superlativformen, die explizite Vergleiche ermöglichen. Stilistisch relevant können auch die Gebrauchsweisen des Adjektivs im Satz sein (vgl. Eroms 2008: 149). So kann der adjektivische Ausdruck bei einer attributiven Verwendung thematisch verwendet werden und komprimiert in solchen Fällen einen virtuellen Satz, z. B.:

*Die attraktiven Proportionen des Volvo C30 sorgen nicht nur für optische Reize.  
→ Die Proportionen des neuen Volvo C30 sind attraktiv.*

Wie das Beispiel zeigt, ergibt sich daraus eine einfache Möglichkeit, die Beurteilung der verschiedenen Qualitäten von Sachverhalten, Dingen und Personen kommunikativ zu transportieren. Soll hingegen der Aussageschwerpunkt auf der Beurteilung bzw. Bewertung der Qualität einer Person oder eines Sachverhalts liegen, ist die prädikative Form besonders geeignet, da hier das Adjektiv im Rhe magipfel erscheint, z. B.:

*Das Fahrgefühl im neuen BMW3er Coupé ist unbeschreiblich.*

Nicht nur die für explizite Bewertungen häufige Verwendung von Adjektiven, sondern auch der hohe Gebrauch von Hochwertwörtern stellt ein charakteristisches Merkmal von Werbesprache dar. Unter Hochwertwörtern werden in Bezug auf die Werbesprache diejenigen Ausdrücke verstanden, die ohne die grammatische Struktur eines Komparativs oder Superlativs geeignet sind, das damit Bezeichnete (bei Substantiven) oder näher Bestimmte/Prädizierte (bei Adjektiven) aufgrund ihrer sehr positiven Inhaltsseite aufzuwerten. Der Begriff ‚Hochwertwort‘ referiert dabei ganz allgemein auf Wörter, mit denen die Kommunikationsbeteiligten ein hohes Prestige verbinden und die deshalb positive Assoziationen vermitteln. Wie das folgende Beispiele aus dem Direktmarketing-Bereich zeigt, können das im substantivischen Bereich bestimmte Konkreta sein (z. B. *Adel*), ebenso wie entsprechende Adjektive (z. B. *kaiserlich*, *majestätisch*, *edel*, *nobel*), deren Wirkung innerhalb des Merkmalsbündels durch stilschichtig markierte Lexik (z. B. *munden* ‚gehoben‘) oder stilschichtig markierte Phraseologismen (z. B. *jemandem verpflichtet sein*) gestützt werden kann, z. B.:

*MAJESTÄTISCHER GENUSS*

*HAMBURGER ROYAL TS*

*Dem guten Geschmack verpflichtet. Der Hamburger Royal TS gehört von Haus aus schon zum geschmacklichen Hochadel. Eine edle Sauce, kaiserlich-knackiger Salat, noch mehr feines Rindfleisch und zwei noble Tomatenscheiben. Taaa! Wie das mundet!*

Hochwertwörter sind sehr häufig Abstrakta wie z. B. *Genuss*, *Eleganz* oder *Freude*.

Besonders relevant für die Beschreibung werbesprachlicher Lexik sind Wortneubildungen, denen zum überwiegenden Teil das Wortbildungsmuster der Komposition (vgl. Janich 2010: 152–154) zugrunde liegt. Wortbildungen in der Werbesprache unterscheiden sich deutlich in ihrem Neuheitseffekt, der u. a. von der Bekanntheit der Ausgangseinheiten und der Anlehnung an ein

produktives Wortbildungsmuster zusammenhängt (vgl. Barz 1998: 14–15, Krieg-Holz & Bülow 2016: 121–126). Die Auffälligkeit neuer Wörter resultiert in der Werbung oft aus der Verwendung spezieller Techniken wie der Verfremdung (vgl. Krieg 2005: 91–101), bei der durch das bewusste Einsetzen von spielerischen, ironischen oder expressiven Elementen von gängigen Wortbildungsmustern abgewichen wird. Derartige „Verstöße“ gegen die Sprachnorm, der kreative Umgang mit Sprache ist seit Jahrzehnten in der Werbung üblich und somit auch erwartbar. Dabei können Abweichungen von usuellen Wortbildungsmustern durch zahlreiche Faktoren bedingt sein: Dazu gehören graphische Besonderheiten wie Großbuchstaben innerhalb eines Wortes (z. B. *Bau-Sparen*, *HUKgünstig*), die Bindestrichschreibung nach Fugenelementen (z. B. *Einrichtung-Assistent*) oder die Getrenntschreibung einzelner Bestandteile (z. B. *Gillette Rasur*). Morphologische Abweichungen ergeben sich beispielsweise durch das Hinzufügen oder Weglassen einzelner Wortteile oder Buchstaben (z. B. *Reise-Verführer*). Bei anderen Bildungen kann das gesamte morphologische Muster auffällig sein (vgl. Satzkomposita wie z. B. *Esgrüntesowellnessgrün*). Lexikalisch-semantische Faktoren betreffen etwa die unübliche Verknüpfung von Wortbestandteilen (z. B. *Neid-Rider*, *Hundewickeltische*). Im Vergleich zu usuellen Wörtern können solche Bildungen, bei denen von gängigen Wortbildungsmustern abgewichen oder vorhandenes Wortmaterial verfremdet wird, wiederum zur Aktivierung des Rezipienten eingesetzt werden.

Eine andere Form stilistischer Wirkung erzielen Wortneubildungen, die insofern von typischen Wortbildungsmustern des Allgemeinwortschatzes abweichen, als sie Elemente von Fachwortschätzen aufweisen. Als fachsprachliches Merkmal gilt etwa das Auftreten von Mehrwortlexemen, beispielsweise mehrgliedrigen Komposita wie *Mikro-RNA-Analytik*, *Kadmiumionenkanal* oder *Aceton-Butanol-Fermentation*. Darüber hinaus werden Wortbildungselemente aus dem Inventar verschiedener Fachsprachen genutzt, beispielsweise aus der Fachsprache der Chemie, für die z. B. *-ol*, *-in* oder *-an* typische Endungen darstellen und Zusammensetzungen mit Zahlen, Formeln, Einzelbuchstaben, Buchstabenverbindungen wie z. B. *A-Faktor*, *OH-Gruppe*, *3-Stellung* charakteristisch sind (z. B. *Alpha-Hydroxy-Stufenprogramm*, *3-Phasen-Systempflege*). Dies gilt ebenso für Wortneubildungen, die Lexeme wie *Formel*, *System* oder *Komplex* integrieren (z. B. *Pigment-Pflegesystem*, *Sauerstoff-Technology*, *Zement-Ceramid Komplex*). Seit Pörksen (1992) werden sie auch als sog. „Plastikwörter“ bezeichnet, die ein Symptom für die „wissenschaftliche Durchdringung des Alltags und seiner Sprache“ (Pörksen 1992: 19) darstellen. Kennzeichnend ist ihre (pseudo-)wissenschaftliche Prägung, wodurch die Assoziationen in eine ganz bestimmte Richtung, nämlich die fachsprachliche gelenkt werden. Dementsprechend gehen die mit Plastikwörtern verbundenen Intentionen immer in

Richtung ‚wissenschaftlich fundiert‘, ‚Expertentum‘ oder ‚Sicherheit‘ (im Sinne von ‚geprüfter Qualität‘), wodurch die genannten Ausdrücke in der Regel das Potential haben, ähnlich wie fachsprachliche Lexik (insbesondere Halbtermini) zu wirken (vgl. Krieg-Holz & Bülow 2016: 138–142).

Gerade unter Low-Involvement-Bedingungen (vgl. Unterkapitel 2.2) besteht die Notwendigkeit zur Komprimierung der sprachlichen Teile von Werbetexten. Die vorrangige Funktion vieler Wortneubildungen besteht daher in der Informationskonzentration und der quantitativen Reduzierung des Werbetextes (z. B. *Aufbau-Shampoo*, *Wunschenergie*, *Herzschutz*). Sie weisen in der Regel einen geringeren Neuheitseffekt auf und sind in Bezug auf ihre stilistische Wirkung unauffälliger. Dennoch ermöglichen sie, die Informationen symbolhaft zu vereinfachen und so zu dosieren, dass die Zielpersonen sie aufnehmen, verstehen und behalten können. Darüber hinaus gestatten solche Bildungen eine einfache syntaktische Einbettung sowie die Integration in rhetorische Figuren oder komplexere Muster (z. B. *Endlich Kratzruhe bei Neurodermitis*; *Für Sommerbeine auch ohne Sommersonne*).

Von großer Bedeutung für die Werbesprache ist fremdsprachige Lexik, denn sie enthält das Potential, ein Lokalkolorit zu vermitteln bzw. ethnische Stereotype zu assoziieren (vgl. Stöckl 2011: 251). Aufgrund seiner hohen Frequenz wurde hauptsächlich der Bereich der Anglizismen intensiv erforscht (vgl. z. B. Bohmann 1996; Schütte 1996; Fink 1997; Kupper 2007). Maßgeblich für die Verwendung von Anglizismen scheinen in der Mehrzahl der Fälle ökonomische Gründe zu sein, die mit dem Ziel einer internationalen Standardisierung verbunden sind. Insbesondere Slogans waren von dieser Entwicklung lange Zeit betroffen und wurden zunehmend vollständig in englischer Sprache verfasst (vgl. Kupper 2007: 320–352; Janich 2010: 156–162). Eine gehäufte Verwendung von Anglizismen findet sich in den Produktgruppen Mode, Technik, Reisen, Kosmetik, Alkoholika und Zigaretten – im Vergleich dazu gelten als anglizismen-ärmere Bereiche etwa Dienstleistungen, Arzneimittel und Verbrauchsgüter. Innerhalb der Printanzeigen weisen die exponierten Positionen, wie die Schlagzeile und der Slogan, einen stärkeren Anstieg des Anglizismen-Anteils auf. Hier dient die Verwendung von Anglizismen eher der Intention, Modernität und Internationalität zu suggerieren, während in Fließtexten häufig die Notwendigkeit zur Benennung neuer Entwicklungen und Gegenstände besteht (vgl. Janich 2010: 161–162).

Kennzeichnend für die Werbesprache sind zudem syntaktische Besonderheiten, die u. a. die Satzlänge (vgl. z. B. Bajwa 1995) und die Unvollständigkeit von Sätzen betreffen, sowie der relativ häufige Gebrauch von rhetorischen Figuren. Beides korreliert in vielfältiger Weise mit der Bildung werbetypischer Muster und soll im Folgenden in Verbindung mit diesen besprochen werden.

### 3.3 Komplexe Merkmale und Muster

Der Stil von Werbetexten lässt sich natürlich nicht nur durch eine Aufzählung von Einzelmerkmalen beschreiben. Oft ist es eine Kombination stilistischer Besonderheiten, eine charakteristische Textanordnung oder ein typischer Text-Bild-Zusammenhang, der vielfach sofort erkennen lässt, dass es sich um Werbung handelt. Aus der Fülle derartiger Indizien soll im Folgenden nur ein Phänomen näher beleuchtet werden: das sind bestimmte sprachliche Handlungsmuster, die einen Stilwert<sup>3</sup> für die Werbesprache abgeben können.

Der Begriff des sprachlichen Handlungsmusters orientiert sich inhaltlich am „textstilistischen Handlungsmuster“ von Sandig (vgl. 2006: 147), die darunter Vorgaben für stilistische Textherstellungshandlungen unterschiedlichen Allgemeinheitsgrades und unterschiedlicher Komplexität fasst. Diese können von einer grundlegenden Funktion innerhalb des Textes abgeleitet werden (Bewerten, Emotionalisieren usw.) oder von eher formalen Kriterien wie der Position innerhalb des Textes (Anfangs- und Endmarkierung usw.). Auf dieser Unterscheidung basiert die folgende Einteilung, die zwischen inhaltlich determinierten stilistischen Mustern differenziert und solchen, die sich aus strukturellen Anforderungen an Texte, als Exemplare einer bestimmten Textsorte, ergeben (vgl. Krieg-Holz & Bülow 2016: 169–209). Letztere, die strukturell determinierten stilistischen Handlungsmuster sind im Falle der Werbesprache von besonderer Bedeutung. Sie befinden sich an zentralen Punkten der Textorganisation, wie den Schlagzeilen bzw. Headlines, und stellen damit dominante Musterhinweise für werbesprachliche Textsorten dar. Häufig enthalten sie divergent-kreative Sprachverwendungen<sup>4</sup>, die den Stil und die Wirkung eines Textes exzeptioneller werden lassen.

Oft sind solche Musterexemplare, die auf einer kreativen Sprachverwendung basieren, nicht isoliert, sondern erst im Rahmen eines Bezugskontextes verständlich. In Printanzeigen, Prospekten, Plakaten usw. dienen dazu vorwiegend Text-Bild-Zusammenhänge, die per se nicht nur ein hohes Aktivierungspotential, sondern auch ein hohes Emotionalisierungspotential aufweisen.

---

<sup>3</sup> Zum Begriff ‚Stilwert‘ vgl. Eroms 2008: 59.

<sup>4</sup> Die Unterscheidung zwischen sogenannten divergent-kreativen und logisch-konvergenten Denkvorgängen geht zurück auf Linneweh (vgl. 1984: 51–52). Er untersucht ausgehend von vier Denkstilen, die bei kreativen Tätigkeiten am häufigsten Verwendung finden, inwiefern jeder dieser Denkstile zu spezifisch eigenen Ergebnissen bei der Lösung werblicher Kommunikationsaufgaben führt bzw. welcher dieser Denkstile zur Kodierung von bestimmten Anzeigenformen besonders geeignet ist. Als grundlegend für diese Differenzierung nimmt er den jeweiligen Anteil von konvergenten und divergenten Denkopoperationen an, die eine entscheidende Rolle beim kreativen Denken spielen und in notwendiger Ergänzung zueinanderstehen.



Obwohl gerade kreative und originelle Gestaltungsformen im Widerspruch zu einer strengen Klassifikation aller denkbaren Muster stehen, scheint es mindestens zwei mögliche Ansatzpunkte für eine Systematik zu geben: Das sind zum einen der Strukturtyp, d. h., die syntaktische Form des stilistischen Musters, zum anderen ist es die Spezifik der lexikalischen Ausfüllung. Denn strukturell determinierte stilistische Muster weichen entweder in syntaktischer oder lexikalischer Hinsicht von konvergenten logischen Strukturen ab – oft auch beides oder in mehrerlei Hinsicht. Im Folgenden werden exemplarisch einzelne solcher Muster vorgestellt, die in Werbetexten häufig begegnen.

Für einen großen Teil strukturell determinierter Muster ist das Aussparen sprachlicher Elemente eine notwendige Voraussetzung. Sie ist Ausdruck einer fehlenden Explizitheit, die oft als notwendige Basis für kreative Zuordnungen anzusehen ist. Für einige dieser Muster ist es das einzige formale Beschreibungsmerkmal. Es handelt sich um syntaktische Reduktionsformen, sog. Satzfragmente (vgl. Krieg-Holz & Bülow 2016: 192–197) oder Satzverkürzungen. Bei Letzteren kann – entsprechend der Zweigliedrigkeit des deutschen Satzes – zwischen zwei grundlegenden Typen unterschieden werden: der Auslassung des Subjekts und der Auslassung des Prädikats.

Beispiele wie die folgenden repräsentieren ein in Werbeprospekten häufig auftretendes Muster, die „Satzverkürzung durch Subjektauslassung“<sup>5</sup>:

*Holt mehr aus jedem Tropfen.*

*Schaut auch im Dunkeln voraus.*

*Hält andere selbständig auf Distanz.*

Gerade am Textanfang oder bei Einzelstellung bewirkt diese Aussparung des Subjekts, dass die Äußerung nicht vollständig eingeordnet werden kann, weil unklar bleibt, worauf sie sich bezieht. Dies dient dem Spannungsaufbau und lenkt das Interesse auf die fehlende semantische Rolle bzw. den nachfolgenden Text. Demgemäß bildet das ausgelassene Element das Thema des Bezugskontextes, z. B.:

*Schaut auch im Dunkeln voraus.*

*BMW Night Vision.*

*Mit der Dunkelheit kommt die Zeit von BMW Night Vision. Eine Wärmebildkamera mit innovativer Infrarot-Technologie zeigt auf dem zentralen Bordmonitor, was sich vor Ihrem Fahrzeug befindet. Je mehr Wärme Objekte abstrahlen, desto heller bildet BMW Night Vision*

---

<sup>5</sup> Alle nachfolgenden Beispiele stammen aus öffentlich zugänglichen Verkaufsprospekten von Automobilherstellern (BMW, Mercedes, Volvo, Porsche, Smart, VW) aus den Jahren 2008–2014.

*diese ab. Besonders Personen und Tiere werden in bis zu 300 m Entfernung erkannt – selbst wenn Büsche oder Bäume die Sicht verstellen oder der Gegenverkehr blendet. So fährt neben BMW Night Vision bei Dunkelheit vor allem eins immer mit: ein gutes Gefühl.* (BMW Direktmarketing/Verkaufsprospekt, 2010)

Ein weiteres Muster ergibt sich in formaler Hinsicht aus der Auslassung des Prädikats, wie die folgenden Beispiele zeigen:

*Die Integral-Aktivlenkung: einzigartig wie jede Kurve.*

*Das Fahrwerk des neuen BMW7er. Das Meisterwerk unserer Ingenieure.*

Derartige Formen grammatikalisch unvollständiger Sätze werden in der Forschungsliteratur häufig als ‚Setzung‘ bezeichnet. Sie galten einst als Indiz für den Einfluss der Umgangssprache auf die Schriftsprache, aktuell sind sie auch ein typisches Merkmal journalistischer Darstellungsformen (vgl. den prototypischen Schlagzeilen-Duktus). Die Prädikatsleerstelle kann auch mit einem Platzhalter-Element besetzt sein. Dabei treten Interpunktionszeichen, vor allem der Doppelpunkt, der Punkt oder der Gedankenstrich auf. Die reduzierte Syntax hat Auswirkungen auf die rhythmische Struktur, wobei sich das Tempo der Informationsvermittlung zu erhöhen scheint. Dies führt zu einer Informationsverdichtung, die für alle Arten von Setzungen anzunehmen ist. In funktionaler Hinsicht dienen diese Formen der Satzverkürzung vor allem der Informationsverdichtung, gewissermaßen der Kondensation des Bezugstextes, die vielfach eine Bewertung einschließt, z. B.:

*Die Motoren: Sparsam, ohne auf Leistung zu verzichten.*

*Die 3-Zylinder-Reihenmotoren in Vollaluminium-Bauweise entsprechen ganz dem Fahrzeugkonzept des smart fortwo: Mit unter einem Liter Hubraum sind sie überaus kompakt und platzsparend. Trotz niedrigen Verbrauchs sorgen sie für überzeugende Leistungsdaten – und so für mehr Agilität und bessere Fahrleistungen. Die mhd-Technologie geht einen Schritt weiter. So sinkt der Verbrauch der Benzin-Saugmotoren, ohne Leistungseinbußen, noch einmal bis zu ca. 20 Prozent... (smart Direktmarketing/Verkaufsprospekt, 2010)*

Strukturell determinierte Muster können sich auf vielfältige Weise überlagern. Kommt etwa zur Satzverkürzung ein spielerischer Umgang mit Wörtern oder festen Wendungen hinzu, entstehen Verfremdungseffekte, die einen ästhetischen Mehrwert erzeugen, zu einer besonderen Anschaulichkeit oder einer Emotionalisierung führen sollen, z. B.:

*Der neue BMW7er – hellwach, selbst in tiefster Nacht.*

*Hat viele Stärken. Zum Beispiel eine Schwäche für die Umwelt.*

Bei einem dritten Mustertyp, dem Satzfragment, ist lediglich von Bruchstücken eines Satzes auszugehen. Dafür spricht die mitunter auftretende komplexe satzähnliche Struktur – etwa durch angeschlossene Nebensätze –, z. B.:

*Licht, das um die Ecke sehen kann.*

*Sicherheit, die entspannt und begeistert.*

*Ein starker Partner.*

*Grenzenloses Fahrvergnügen.*

Die genannten Äußerungen könnten in syntaktischer Hinsicht z. B. vervollständigt werden durch *Das ist ...* (einem Subjekt, das zumeist dem Thema des Bezugskontextes entspricht, und einem Kopulaverb, seltener auch einem Verb der persönlichen Einschätzung). Damit ist die Struktur des Satzfragmentes in funktionaler Hinsicht besonders geeignet, eine Behauptung/eine Meinung zu äußern bzw. den thematisierten Sachverhalt zu bewerten. Durch die Aussparung des Subjekts als Bezugssphrase erfolgt jedoch keine explizite Bewertung, zugleich werden die Aussagen durch die fehlende Thematisierung des zu Bewertenden kürzer und stilisierter. Wesentliche Aspekte können akzentuiert und aufmerksamkeitsstark kommuniziert werden, die rhematischen Ausdrücke rücken gleichzeitig nach links.

Auch hier geht es vielfach um eine emotionale Bewertung (z. B. mittels Personifikationen), die innerhalb von Textsorten wie Printanzeigen oder Produktbroschüren der Beeinflussung von Einstellungen dienen sollen, z. B.:

*Ein starker Partner.*

*Die Vielseitigkeit des neuen Volvo XC60 geht weit über Zweckmäßigkeit hinaus und stellt sich souverän den Anforderungen des Alltags ...*

(Volvo Direktmarketing/Verkaufsprospekt, 2011)

Gegenüber den komplexen Formen von Satzfragmenten sind einfache in der Regel zweiteilig aufgebaut und bestehen aus einem attributiv verwendeten Adjektiv und einem dazugehörigen Nomen, wobei gehäuft Hochwertwörter auftreten. Dabei sind die beiden Elemente auf der Bedeutungsebene nicht immer vollständig kompatibel, sondern scheinen nur der Assoziation von zwei positiv besetzten Konzepten zu dienen (z. B. *Präzise Eleganz; Souveräne Sportlichkeit*).

Verschiedene Muster ergeben sich aufgrund einer besonderen lexikalischen Ausfüllung, die wiederum durch Formen syntaktischer Unvollständigkeit oder eine herausgehobene Wortstellung – wie es z. B. auch rhetorische Figuren der Umstellung fordern (z. B. die Antithese *Offroad fahren, onroad füh-*

len.) – ergänzt werden können<sup>6</sup>. Es liegt zum einen ein spielerischer Umgang mit dem semantischen Gehalt oder der Formativstruktur einzelner Wort- oder auch Wortgruppenlexeme zugrunde. Dazu dienen bestimmte Techniken wie z. B. das Gegenüberstellen semantischer Gegensätze (z. B. *Höchstleistung ist ganz leicht.*), das Spiel mit Elementen einer Wortfamilie (z. B. *Ideale formt man aus Ideen.*) oder Polysemie (z. B. *Alles dreht sich um Freude. Mehrere tausend mal pro Minute.*). Für die Ausfüllung solcher Strukturen sind bestimmte Arten von Stilfiguren, wie die Synekdoche, der Chiasmus, die Antithese oder die Alliteration besonders gut geeignet, vielfach treten auch Hochwertwörter auf. Hinsichtlich ihrer Verständlichkeit sind die Exemplare dieses Strukturmusters in unterschiedlichem Grad vom kohäsiven Bezugstext abhängig. Häufig wirken verbale und visuelle Komponenten zusammen.<sup>7</sup> In funktionaler Hinsicht geht es zum großen Teil um eine Meinungsäußerung und eine Bewertung, die sich dabei sekundär aus der ästhetischen sprachlichen Formgebung, der unterhaltenden Gestaltung, ergibt und so zur Einstellungsbeeinflussung und Meinungsbildung führen soll.

Auf der Verwendung bestimmter Gedankenfiguren, wie der Ironie, der rhetorischen Frage oder der Vergrößerung, mitunter auch auf einem Spiel mit Intertextualität beruht ein weiterer Typ lexikalischer Muster. Sie sollen der emotionalen Stimulierung in Bezug auf die Erläuterung und Detaillierung eines Themas dienen. Durch den Kontext werden dann in der Regel die zentralen Argumente ausführlich dargestellt, präzisiert und erläuternde Einschränkungen vorgenommen bzw. die Inhalte versachlicht, z. B.:

*Wir regeln alles. Wenn es sein muss, sogar den Luftstrom. Aerodynamik, die mitdenkt: Öffnungen in der Karosserie sind dazu da, um dem Motor Kühl- oder Ansaugluft zuzuführen. Aber nicht immer ist das notwendig. Deshalb hat BMW die Luftklappensteuerung entwickelt. Wenn der Motor Kühlung benötigt, wird Luft zugeführt. Andernfalls bleiben die Klappen geschlossen ...* (BMW Direktmarketing/Verkaufsprospekt, 2010)

Insbesondere der Informationsvermittlung und der Meinungsäußerung dient schließlich ein weiterer Mustertyp, der Formen von Indirektheit nutzt, um Inhalte emotionaler und eindringlicher zu transportieren, z. B.:

*Sich sicher fühlen ist die beste Unfallvorsorge.*

*An der Spitze ist man oft allein. Das können Sie ändern.*

---

<sup>6</sup> Derartige Äußerungen vereinen zugleich Merkmale syntaktisch abweichender Strukturtypen mit Besonderheiten der lexikalischen Gestaltung, wobei Letzteres als dominantes Merkmal des Strukturtyps zu betrachten ist.

<sup>7</sup> Zu verbal-visuellen Beziehungen und ihre Bedeutung für die Textanalyse vgl. z. B. Stöckl (1997) und (2004), Androutsopoulos (2000).

## 4 Textsorten und Tendenzen

Aus der Vielzahl der Textsorten, die sich mit dem Bereich der Werbesprache verbinden, soll hier zunächst auf eine besonders typische – die Printanzeige – eingegangen werden, bevor eine kurze Betrachtung von Internetformaten sowie der damit einhergehenden Möglichkeiten zur Erforschung von Werbesprache erfolgt.

Textsorten lassen sich (kommunikations-)bereichsspezifisch als eine prototypische Verbindung aus textexternen und textinternen Merkmalen beschreiben, wobei gerade situative und funktionale Aspekte sowie die äußere Form und Strukturiertheit von Bedeutung sind (vgl. Krieg-Holz & Bülow 2016: 220–243). Der zuletzt genannte Aspekt ist eng mit der Frage verbunden, wie deutlich eine bestimmte Menge von Texten spezifiziert ist bzw. wie standardisiert eine Textsorte ist. Das Spektrum reicht von besonders stark formalisierten Textsorten bis hin zu jenen, bei denen die individuelle Aussage- und Gestaltungsabsicht eine zentrale Rolle spielt. Während im Falle von stärker standardisierten bzw. formalisierten Textsorten (z. B. einem Geschäftsbrief) etwa Gliederungsmerkmale wie die Platzierung von Anschrift, Datumsangabe, Betreff, Anrede- und Verabschiedungsformen großenteils normiert und vorgegeben sind, können bei denjenigen, bei denen die individuelle Aussage- und Gestaltungsabsicht des Textproduzenten eine weit größere Rolle spielt, nur noch bestimmte Eckdaten angegeben werden. Sie lassen sich insbesondere dadurch beschreiben, in welchem Ausmaß sie eine Textsorte repräsentieren und wie sie mit den entsprechenden Vorgaben umgehen. Besonders deutlich lässt sich dies an der Textsorte Printanzeige veranschaulichen, die in jedem Fall zunächst die Aufmerksamkeit des Rezipienten erregen soll (vgl. Unterkapitel 2.2) und deshalb sehr variabel gestaltet werden kann, um jede Stereotypisierung zu vermeiden. Gleichwohl ergeben sich Gemeinsamkeiten vieler ein- bis zweiseitiger Printanzeigen bezüglich der äußeren Gliederung des Textes in mehrere, meistens drei funktionale Textelemente: Schlagzeile, Fließtext und Slogan. Besonders auffällig sind die unterschiedlichen Erscheinungsformen der Schlagzeile (Headline), die sich nicht zwangsläufig über der Gesamtanzeige befinden muss, sondern auch zwischen Bild und Fließtext, innerhalb des Bildes oder seltener am Anzeigenrand platziert sein kann. Schlagzeilen können auch aus zwei oder mehreren sich ergänzenden Teilen bestehen (Topline und/oder Subheadline) oder einem optisch hervorgehobenen Kurztext. Ein eindeutiges Identifikationsmerkmal der Schlagzeile ist ihre Typographie, denn sie erscheint im Vergleich zu anderen Textelementen fast ausnahmslos in fetteren und größeren Lettern oder ist in Form von Kursiv- und/oder Versal- und/oder Sperrdruck usw. hervorgehoben. In den meisten Anzeigen findet sich in variierender Position ein Fließtext (Copy), der der differenzierten

Produktpositionierung dienen soll, indem er das Thema der Schlagzeile näher ausführt und präzisiert oder das Bildmotiv der Anzeige sprachlich formuliert bzw. mit weiteren Angaben ergänzt. Er kann jedoch auch als graphisches Kommunikationselement fungieren, indem er allein durch die Form eines zusammenhängenden Schriftblocks eine gewisse Glaubwürdigkeit erzeugt. Hinsichtlich der Textlänge und der äußerlichen Gestalt variieren Fließtexte sehr. Längere Texte enthalten vielfach Absätze oder Zwischenüberschriften, oft werden Wörter oder Wortgruppen fett oder andersfarbig gedruckt, um wenig involvierten Rezipienten zentrale Informationen zu übermitteln. Als eine Textkonstante, die unabhängig vom jeweiligen Werbemittel an ein bestimmtes zu Bewerbendes gebunden ist, wird der Slogan verstanden. Sein Einsatz erfolgt anzeigen- und medienübergreifend und er beinhaltet immer den Firmen-, Marken- oder Produktnamen, da seine vorrangige Funktion darin besteht, diesen Namen bekannt zu machen. In der Regel befindet sich der Slogan an einer exponierten Position, vorzugsweise am unteren rechten Ende der Printanzeige.

Neben diesen Textelementen kommt Bildmotiven eine herausragende kommunikative Funktion zu, denn sie werden unabhängig vom Involvement des Rezipienten fast immer als erstes und am längsten betrachtet. Nach ihrer Funktion können die Bildelemente von Werbeanzeigen in Key-Visual, Catch-Visual und Focus-Visual unterschieden werden, wobei das erstgenannte „Schlüsselbild“ in der Regel das Beworbene selbst, etwa ein konkretes Produkt, abbildet. Bild- und Textelemente ergänzen sich in vielen Fällen, indem insbesondere durch Wechselbeziehungen zwischen Schlagzeile und Bildelement das Erzielen witziger Effekte ermöglicht wird. In Bezug auf die Form der Informationsvermittlung sind Bilder gegenüber sprachlichen Anzeigenelementen prinzipiell vielfältiger nutzbar und enthalten zahlreiche Interpretationsmöglichkeiten, weshalb den sprachlichen Elementen häufig die Funktion zukommt, deren Bedeutung einzuschränken bzw. sie in die intendierte Richtung zu lenken.

Zahlreiche Möglichkeiten für werbliche Aktivitäten ergeben sich durch das Internet. So entstehen zum einen neue internetbasierte Textsorten, die bedeutenden Einfluss auf die Erscheinungsformen von Werbesprache haben. Zum anderen eröffnen die technologischen Bedingungen der Internetwerbung (als Teil des Online-Marketings) ungezählte Gestaltungsmöglichkeiten, zu denen etwa Hypertextualität, Multimodalität und Interaktivität gehören (vgl. Runkehl 2010: 95–107). Besonders weit verbreitet ist die Einbindung eines Werbebanners (z. B. Pop-ups, Layer Ads) in eine Internetseite. In funktionaler Hinsicht entsprechen Werbebanner, als digitale Textsorten, am ehesten der klassischen Printanzeige. Auch auf formaler Ebene weisen sie Gemeinsamkeiten mit der Anzeigenwerbung auf, zeichnen sich jedoch durch spezifische Text-Bild-Beziehungen und auch sprachliche Eigenheiten wie den „verstärkte(n) Gebrauch von Imperativen im

Vergleich zur Offline-Werbung oder jener von Zeigeaussdrücken (aus)“ (Runkehl 2010: 97–98). Banner enthalten oft auch Videos oder Audiosequenzen. In Bezug auf ihre Wirksamkeit werden sie insgesamt jedoch kritisch bewertet, weil die Internetnutzer ihnen mit diversen Wahrnehmungsvermeidungsstrategien begegnen. Der Bereich der E-Mail-Werbung (oder auch Junk-Mails) ähnelt prinzipiell dem Offline-Instrument der Postwurfsendung, lässt sich allerdings nicht klar vom Newsletter – einer prinzipiell heterogenen Textsorte mit überwiegend informierender Funktion – abgrenzen. Ähnliches gilt für Websites, die funktional als informierend und meinungsbildend zu kennzeichnen sind und bezüglich ihrer Erscheinungsformen mit Produktkatalogen zu vergleichen sind. Sie enthalten jedoch verschiedene Teiltexthe, die in Prospekten und Produktbroschüren nicht enthalten sind, wie beispielweise die Vorstellung der Unternehmensleitung oder der Handlungen des Unternehmens in Bezug auf gesellschaftspolitische Ereignisse sowie andere Aspekte der Public Relations (vgl. Runkehl 2010: 102). Darüber hinaus enthalten Websites gegenüber Produktprospekten etwa in sprachlicher Hinsicht nur einen vergleichsweise geringen Anteil an komplexen stilistischen Mustern. Besonders interessant für weiterführende Untersuchungen könnte deshalb die Frage sein, inwiefern sich innerhalb des Marketing-Mix einzelner Kampagnen die (sprachliche) Gestaltung derartiger Internet-Instrumente von klassischen Werbemitteln unterscheidet. In engem Zusammenhang damit stehen Parameter der Abstimmung der einzelnen Instrumente im Sinne des Konzepts der Integrierten Kommunikation, die bis hin zu Impulsen für die Kommunikationsplanung und Textoptimierung reichen können. Als besonderes Desiderat gelten hinsichtlich der Optimierung von Texten auf linguistischer Ebene die Analyse rhythmischer Strukturen, die sich nachweisbar erheblich auf ihre Einprägsamkeit und ihre Bewertung auswirken. Insgesamt scheint die Untersuchung der Bewertung werblicher Äußerungen äußerst lohnenswert – etwa gerade dann, wenn sie in Relation zu Interessen, produkt- und leistungsbezogenen Einstellungen oder Persönlichkeitsmerkmalen erfolgt (vgl. Unterkapitel 2.2, AIO-Kriterien). Insbesondere Internetformate eröffnen hier zahlreiche Möglichkeiten für empirische Untersuchungen (vgl. Studien zum Konsumentenverhalten, z. B. Beschwerdemanagement). Verstärkt durch den anhaltenden Trend zur Multi-Options-Gesellschaft, der durch eine Vielzahl nebeneinander existierender Lebens- und Orientierungsmuster gekennzeichnet ist (vgl. Bruhn 2015: 586), gewinnen schließlich individualisierte Formen der Zielgruppenansprache stärker an Bedeutung. Sie gehen mit Interaktionsmöglichkeiten einher, die zu einer dialogorientierten Kommunikation führen (z. B. interaktives Fernsehen, personalisierte E-Mails, Weblogs) und damit auch aus interaktionaler Perspektive zu untersuchen sind.

## Literatur

- Androusoopoulos, Jannis K. (2000): Zur Beschreibung verbal konstituierter und visuell strukturierter Textsorten: Das Beispiel Flyer. In Ulla Fix & Hans Wellmann (Hrsg.), *Bild im Text – Text im Bild*, 343–366. Heidelberg: Winter.
- Austin, John L. (1979): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam.
- Bajwa, Yahya Hassan (1995): *Werbesprache – ein intermediärer Vergleich*. Zürich: Juris.
- Barz, Irmhild (1998): Neologie und Wortbildung. Zum Neuheitseffekt von Wortneubildungen. In Wolfgang Teubert (Hrsg.), *Neologie und Korpus*, 11–30. Tübingen: Narr.
- Brinker, Klaus (1997): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin: Erich Schmidt.
- Baumgart, Manuela (1992): *Die Sprache der Anzeigenwerbung. Eine linguistische Analyse aktueller Werbeslogans*. Heidelberg: Physica.
- Berndt, Ralph (1993): Kommunikationspolitik im Rahmen des Marketing. In Ralph Berndt & Arnold Hermanns (Hrsg.), *Handbuch Marketing-Kommunikation, Strategien – Instrumente – Perspektiven*, 3–18. Wiesbaden: Gabler.
- Bohmann, Stephanie (1996): *Englische Elemente im Gegenwartsdeutsch der Werbebranche*. Marburg: Tectum.
- Brandt, Wolfgang (1973): Die Sprache der Wirtschaftswerbung. Ein operationales Kommunikationsmodell zur Analyse und Interpretation von Werbungen im Deutschunterricht. *Germanistische Linguistik* 14–15. Heidelberg u. a.: Olms.
- Bruhn, Manfred (2005): *Unternehmens- und Marktkommunikation. Handbuch für ein integriertes Kommunikationsmanagement*. München: Franz Vahlen.
- Bruhn, Manfred (2015): *Kommunikationspolitik. Systematischer Einsatz der Kommunikation für Unternehmen*. München: Franz Vahlen.
- Cook, Guy (2008): Language play in advertisements: Some implications for applied linguistics. In Guy Cook (Hrsg.), *The language of advertising*. 223–236. London: Routledge.
- Cronin, Anne (2000): *Advertising and consumer citizenship: Gender, images and right*. London: Routledge.
- Crystal, David (1998): *Language play*. Harmondsworth: Penguin.
- Dittgen, Andrea Maria (1989): *Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungsüberschriften, Werbeschlagzeilen, Werbeslogans*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Eroms, Hans-Werner (2008): *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Fink, Hermann (1997): *Von „Kuh-Look“ bis „Fit for Fun“: Anglizismen in der deutschen Allgemein- und Werbesprache*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Friedrich, Silke (2015): *Deutsch- und englischsprachige Werbung. Textpragmatik, Medialität, Kulturspezifika*. Berlin: Frank & Timme.
- Hartley, Bob & Dave Pickton (1999): Integrated marketing communications requires a new way of thinking. *Journal of Marketing Communications* 5 (2), 97–106.
- Janich, Nina (2010): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Jung, Holger & Jean-Remy von Matt (2002): *Momentum. Die Kraft, die Werbung heute braucht*. Berlin: Lardon.
- Köhler, Richard (1976): Marktkommunikation. In *Wirtschaftswissenschaftliches Studium* 5 (4), 164–173. München: Beck.
- Krieg, Ulrike (2005): *Wortbildungsstrategien in der Werbung. Zur Funktion und Struktur von Wortneubildungen in Printanzeigen*. Hamburg: Buske.



- Krieg-Holz, Ulrike & Lars Bülow (2016): *Linguistische Stil- und Textanalyse. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Kroeber-Riel, Werner & Franz-Rudolf Esch (2004): *Strategie und Technik der Werbung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kupper, Sabine (2007): *Anglizismen in deutschen Werbeanzeigen. Eine empirische Studie zur stilistischen und ökonomischen Motivation von Anglizismen*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Lasswell, Harold D. (1948): The structure and function of communication in society. In Lyman Bryson (Hrsg.), *The communication of ideas. A series of addresses*, 32–51. New York: Harper & Bros.
- Leech, Geoffrey (1966): *English in advertising*. London: Longman.
- Linneweh, Klaus (1984): *Kreatives Denken. Techniken und Organisation produktiver Kreativität*. Karlsruhe: Dieter Gitzel.
- Merrell, Floyd (2008): Charles Sanders Peirce's concept of the sign. In Guy Cook (Hrsg.), *The language of advertising*, 132–144. London: Routledge.
- Mullany, Louise (2004): „Become the man that woman desire“: Gender identities and dominant discourses in email advertising language. *Language and Literature* 13, 291–305.
- Nieschlag, Robert, Erwin Dichtl & Hans Hörschgen (2002): *Marketing*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Packard, Vance (1956): The depth approach. In Guy Cook (Hrsg.), *The language of advertising*, 17–22. London: Routledge.
- Pörksen, Uwe (1992): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Renner, Karl Nikolaus (2007): *Fernsehjournalismus*. Konstanz: UVK.
- Reumann, Kurt (1994): Journalistische Darstellungsformen. In Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried & Jürgen Wilke (Hrsg.), *Fischer Lexikon Publizistik. Massenkommunikation*, 91–116. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Römer, Ruth (1968): *Die Sprache der Anzeigenwerbung*. Düsseldorf: Schwann.
- Runkehl, Jens (2010): Mikrokosmos Internet-Formate. In Nina Janich, *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*, 95–109. Tübingen: Narr.
- Sandig, Barbara (2006): *Textstilistik des Deutschen*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Sauer, Nicole (1998): *Werbung – wenn Worte wirken. Ein Konzept der Perlokution, entwickelt an Werbeanzeigen*. Münster: Waxmann.
- Saussure, Ferdinand de (1960): *Course in general linguistics*. London: Fontana/Collins, 65–78.
- Searle, John R. (1992): *Sprechakte. Ein sprachphilosophisches Essay*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Selting, Magret & Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der interpretativen Soziolinguistik. In Volker Hinnenkamp & Margret Selting (Hrsg.), *Stil und Stilisierung*, 1–23. Tübingen: Niemeyer.
- Schütte, Dagmar (1996): *Das schöne Fremde*. Opladen: VS.
- Schweiger, Günter & Gertraud Schrottenecker (2013): *Werbung*. 8. Aufl. Stuttgart: UVK.
- Smith, Karen (2006): Rhetorical figures and the translation of advertising headlines. *Language and Literature* 15, 159–182.
- Steffenhagen, Hartwig (1993): Werbeziele. In Ralph Berndt & Arnold Hermanns (Hrsg.), *Handbuch Marketing-Kommunikation, Strategien – Instrumente – Perspektiven*, 285–301. Wiesbaden: Gabler.
- Steffenhagen, Hartwig (2008): *Marketing. Eine Einführung*. 6. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stern, Barbara (1994): A revised communication model for advertising. Multiple dimensions of the source, the message, and the recipient. *Journal of Advertising* 23 (2), 5–16.

- Stöckl, Hartmut (1997): *Werbung in Wort und Bild. Textstil und Semiotik englischsprachiger Anzeigenwerbung*. Frankfurt a. M.: Lang.
- Stöckl, Hartmut (2004): *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Stöckl, Hartmut (2011): Werbekommunikation – Linguistische Analyse und Textoptimierung. In Karlfried Knapp et al. (Hrsg.), *Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch*. 3. Aufl., 245–266. Tübingen, Basel: A. Francke.
- Vestergaard, Torben & Kim Schrøder (1985): *The language of advertising*. Oxford: Blackwell.
- Williams, Raymond (1980): Advertising: The magic system. In Guy Cook (Hrsg.), *The Language of Advertising*, 36–57. London: Routledge.
- Williamson, Judith (1978): A currency of signs. In Guy Cook (Hrsg.), *The language of advertising*, 63–77. London: Routledge.
- Zielke, Achim (1991): *Beispiellos ist beispielhaft oder: Überlegungen zur Analyse und zur Kreation des kommunikativen Codes von Werbebotschaften in Zeitungs- und Zeitschriftenanzeigen*. Pfaffenweiler: Centaurus.



Eva Neuland

## 13 Höflichkeitsstile

### Intragationell und intergenerationell

**Abstract:** Der Beitrag vermittelt einen Einblick in die linguistische Höflichkeitsforschung. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachraums werden aktuelle Entwicklungen in Theorie und Methodologie aufgezeigt und die zentralen Konzepte der Gesichts- und Beziehungsarbeit sowie des Höflichkeitsstils eingeführt. Befunde aus einem laufenden DFG-Projekt zum Umgang Jugendlicher mit sprachlicher Höflichkeit veranschaulichen die Existenz generationeller Höflichkeitsstile auf pragmatischer Ebene des Sprachgebrauchs und auf metapragmatischer Ebene der Sprachreflexionen. Höflichkeitsstile unterliegen aber auch intragationell multifaktoriellen Einflüssen, wobei insbesondere der Gesprächskontext und die Adressatenorientierung eine wichtige Rolle spielen.

**Keywords:** Beziehungsarbeit, Generation, Gesichtsarbeit, Gesprächstypen, Höflichkeit, Höflichkeitsstile, Jugend, Metapragmatik, Modalität, Respekt, Soziolinguistik


## 1 Einleitung

Die linguistische Beschäftigung mit dem Thema Höflichkeit weist im deutschsprachigen Raum noch keine allzu lange Tradition auf. Dies ist aus zwei Gründen bemerkenswert:

- Zum einen verwundert es angesichts der reichen und wechselvollen Kulturgeschichte höfischer, bürgerlicher wie anti-bürgerlicher Formen von Höflichkeit,
- zum anderen verwundert es angesichts der gesellschaftlichen Bedeutsamkeit, die immer wieder zu öffentlichen Auseinandersetzungen um höfliches und unhöfliches Verhalten führt.

---

Eva Neuland, Bergische Universität Wuppertal, Gaußstr. 20, D-42119 Wuppertal,  
E-Mail: neuland@uni-wuppertal.de

Open Access. © 2018 Eva Neuland, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz.  
<https://doi.org/10.1515/9783110538601-014>

## 2 Rückblick auf (Neu)Anfänge

Abgesehen von wenigen Ausnahmen zu sprachlichen Einzelphänomenen, so z. B. zu Anredeformen, setzte eine systematische sprachwissenschaftliche Bearbeitung dieses Gegenstandsfeldes im deutschen Sprachraum erst mit und nach der Rezeption der amerikanischen Klassiker Lakoff (1973), Leech (1983) und vor allem Brown & Levinsons *politeness*-Konzept ([1978] 1987) Ende des 20. Jahrhunderts ein. Man kann es auch so formulieren, dass sich das Gegenstandsfeld der sprachlichen Höflichkeit erst eigentlich in diesem Kontext als ein linguistisches Forschungsfeld konstituierte.

Einen wichtigen Beitrag zu diesem Neubeginn leisteten folgende Diskussionen:

- Die kritischen Auseinandersetzungen um die universalpragmatischen Ansätze damaliger kulturkontrastiver Studien, vor allem des CCSAR-Projekts (*Cross Cultural Speech Act Realization Project*) von Blum-Kulka, House & Kasper (1989).
- Die von Watts, Ide & Ehlich ([1992] 2005) veröffentlichten Beiträge der einschlägigen Sektion der IVG 1990: *Politeness in Language. Studies in its History, Theory and Practice*, die 2005 eine Neuauflage erfuhren und die die deutschsprachige Forschung von Anbeginn in einen internationalen und zu gleich interdisziplinären Kontext stellte.

Diese Beiträge verweisen zugleich auf charakteristische Tendenzen der linguistischen Diskussionen im Themenfeld:

- Sie greifen sprachlich einschlägige Aspekte aus der Kulturgeschichte<sup>1</sup> auf und bearbeiten diese im Licht der neueren pragmatischen Sprachgeschichte, so z. B. Linke (1996) und Cherubim (2011).
- In kritischer Auseinandersetzung v. a. mit dem Konzept von Brown & Levinson machen sie Impulse der theoretischen Modelle aus der US-amerikanischen Forschung fruchtbar, so Held ([1992] 2005), Günthner u. a. im Sammelband von Lüger ([2001] 2002).
- Sie liefern empirische Belege gegen den Universalitätsanspruch der frühen pragmatischen Studien in Form kulturtypischer Ausdrucksweisen von Höflichkeit, so v. a. Held (1995), Kotthoff (2003) u. a.
- Und schließlich schlagen sie mit dem „Stil“-Konzept eine neue Dimension der linguistischen Höflichkeitsforschung vor (Lüger [2001] 2002).

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu v. a. den Sammelband von Montandon (1991).

### 3 Aktuelle Entwicklungen

In der Zwischenzeit hat sich das Forschungsgebiet der sprachlichen Höflichkeit auch im deutschsprachigen Raum lebhaft weiterentwickelt. Beigetragen dazu haben vor allem drei einschlägige Tagungen mit großer internationaler Resonanz:

- In Rom beschäftigte sich eine einschlägige Sektion der Tagung: *Deutsche Sprachwissenschaft in Italien* mit kontrastiven Aspekten sprachlicher Höflichkeit im Deutschen, Italienischen, Georgischen, Russischen und Chinesischen (Ehrhardt & Neuland 2009). Daneben wurde der Bezug zum Fremdsprachenunterricht, vor allem zum universitären DaF-Unterricht hergestellt und auch auf interkulturelle Problemstellungen aufmerksam gemacht.
- Internationale Ergebnisse der Sektion: *Sprachliche Höflichkeit zwischen Etikette und kommunikativer Kompetenz* auf der IVG-Tagung in Warschau 2010 (Ehrhardt, Neuland & Yamashita 2011). Ausgehend vom Spannungsfeld zwischen öffentlicher Sprachreflexion auf der einen und linguistischen Forschungsinteressen auf der anderen Seite standen kulturkontrastive und interkulturelle Aspekte im Vordergrund.
- Eine jüngste internationale Fachkonferenz fand 2016 unter dem Titel: *Sprachliche Höflichkeit: Historische Dimensionen, aktuelle Entwicklungen, künftige Perspektiven* an der Universität Wuppertal statt, deren Ergebnisse in Ehrhardt & Neuland (2017) dokumentiert sind. Hier wurden historische Entwicklungen mit aktuellen empirischen Studien und künftigen Forschungsperspektiven verbunden.

Die Entwicklungen zeigen, dass zur Interkulturellen Kommunikation, zum Fremdspracherwerb und zum DaF-Unterricht weitere Anwendungsfelder vor allem im Kontext der neuen Medien und verschiedener Textsorten hinzugetreten sind. Aber auch die theoretischen und die methodologischen Diskussionen sind weiterentwickelt und dynamisiert worden.<sup>2</sup>

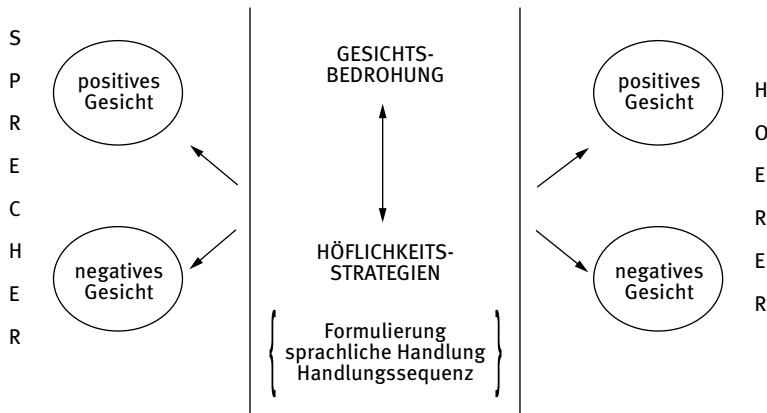
---

<sup>2</sup> Vgl. dazu die Erörterungen des internationalen Forschungsstands v. a. von Kasper (1990), Brown (2005) und Lavandera (2005).

## 3.1 Diskussionen von Theorieansätzen

### 3.1.1 Frühe Beiträge

Wegweisend war Lakoffs (1973) Formulierung von drei Höflichkeitsregeln: „Don't impose, Give options, Be friendly“ anknüpfend an das Kooperationsprinzip von Grice (1975) und Leechs (1983) Erweiterung um ein *politeness*-Prinzip mit sechs Maximen (*tact, generosity, approbation, modesty, agreement, sympathy*), die die Auswahl sprachlicher Mittel und Kommunikationsstile leiten sollten. Es ist das Verdienst von Brown & Levinson ([1978] 1987), das *politeness*-Paradigma und sprachliche Manifestationen und Strategien von Höflichkeit in die linguistische Pragmatik eingeführt zu haben. In enger Verbindung mit den von Goffman (1955) übernommenen Begriffen von *face* und *face-work* postulieren sie die beiden Grundbedürfnisse von Zugehörigkeit und Distanz als positive und negative *face-wants*. Die gegenseitige Wahrung des *face* gilt als Richtlinie kooperativer sozialer Interaktion, v. a. zur Vermeidung von kommunikativen Konflikten. Lüger veranschaulichte diesen Zusammenhang mit der folgenden Graphik:



**Abb. 13.1:** Gesichtsbedrohung und Höflichkeitsstrategien (Lüger [2001] 2002: 6).

Damit wurden neue Verbindungen von sozialer Interaktion und sprachlichen Handlungsweisen geschaffen: Höflich sind demnach nicht kontextfreie sprachliche Phänomene an sich; vielmehr wird sprachlichen Ausdrucksweisen in der fortlaufenden Interaktion Höflichkeit beigemessen oder auch abgesprochen, dies allerdings nicht in einer starren und fixen Zuschreibung, sondern diskursiv gedeutet und interaktional ausgehandelt.

### 3.1.2 Weiterentwicklungen

Die Verwendung des *face*-Begriffs mit seinem Universalitätsanspruch im Brown/Levinson-Konzept stieß auf vielfach geäußerte Kritik, die die Kulturspezifität von Gesicht bzw. Image, von Ausdrucksformen und Bedeutungszuschreibungen von Höflichkeit reklamierte. Notwendige Differenzierungen des Höflichkeitsbegriffs forderten schon Watts, Ide & Ehlich ([1992] 2005: 3) mit der Unterscheidung von Alltagsverständnis und wissenschaftlichem Begriff: *first-order* und *second-order-politeness*, später, z. B. bei Eelen (2001: 30–78.), *politeness1* und *politeness2*. Auch wurden Einwände gegen die funktionalen Eingrenzungen von *politeness* auf Strategien der Konfliktvermeidung geltend gemacht und die Sprechaktororientierung in den Taxonomien als zu eng kritisiert. Held (2009: 57) und Ehrhardt, Neuland & Yamashita (2011: 18 f.) fassen einige der Kritikpunkte zusammen und leiten daraus Ansatzpunkte für die weitere Forschung ab, wie z. B. den Einbezug von Sprachgeschichte, insbesondere von Diskurstraditionen<sup>3</sup> und fortlaufendem Sprachwandel sowie von soziolinguistischen Differenzierungen, aber auch von Kommunikationsbereichen und Textsorten und nicht zuletzt von metasprachlichen Daten. Schließlich war auch die problematische und unzureichende Empirie ein Zielpunkt der Kritik.

Held (2017) plädierte kürzlich dafür, die enge Verbindung von *politeness* und *face* zugunsten einer stärkeren Berücksichtigung eines breiteren soziopragmatischen Begriffs von *face-work* aufzugeben. Dieser bezeichnet die sichtbare Außenseite von *face* und fungiert zugleich als „empirischer Katalysator“, als „verbal face of face“ (so Tracy 1990). Damit zu verbinden ist eine Ausweitung der funktionalen Eingrenzung von *face-work* als Abwehr von Bedrohung und Strategie der Konfliktvermeidung. Für die soziopragmatische Forschung ergeben sich damit, so Held, weitere Entwicklungsmöglichkeiten für den Einbezug von medialen Konstruktionen von Images und multimodalen Darstellungspraktiken von Personen sowie für den Einbezug von Metapragmatik, z. B. von Laienkommentaren.

Ein umfassender Begriff von *face-work* weist schließlich viele Gemeinsamkeiten mit dem Konzept *relational work*, Beziehungsarbeit, der Interpersonellen Pragmatik nach Locher & Watts (2008) auf, nämlich „alle Anstrengungen, die Individuen in die Konstruktion, Aufrechterhaltung, Reproduktion und Transformation der wechselseitigen Beziehungen als Agierende in der sozialen Praxis investieren“, so Locher (2017). Gesichtsarbeit kann so als Teil von umfassender Beziehungsarbeit mit Konzepten der diskursiven Identitätskonstruktion verbunden werden. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die

---

<sup>3</sup> Dazu auch Ehlich ([1992] 2005), Lindorfer (2009) u. a.



verstärkte Hinwendung zur Unhöflichkeitsforschung (u. a. Bousfield & Culpeper 2008, Culpeper 1996, Bousfield & Locher 2008), die sich von der anfänglichen Fixierung auf die *ftas* (*face threatening acts*) im Brown/Levinson-Paradigma gelöst hat und in ihrer interaktiven Ausrichtung nicht nur allgemeine gesellschaftliche, sondern auch gruppenbezogene Normen und Wertvorstellungen (*communities of practice*) berücksichtigt.<sup>4</sup>

Erforderlich ist also ein breiteres Verständnis von Höflichkeit, nicht nur als strategisches, instrumentelles Verhalten in einer Zweck-Mittel-Relation, sondern als Handlungsmodalität, die in jeder Kommunikationssituation zum sozialen Gleichgewicht beitragen und kooperative Interaktion erleichtern, wenn nicht gar erst ermöglichen kann.<sup>5</sup> Die Annahme, dass höfliche Interaktion die eigene Position und die der anderen sowie ihre Beziehung reflektiert, knüpft an Haferland & Pauls Unterscheidung dreier Entwicklungsstufen der Höflichkeit (elementare, kodifizierte und reflektierte) an, die in modernen Gesellschaften gleichzeitig präsent sein können, nämlich an die dritte Stufe der reflektierten Höflichkeit als „Beziehungsindex“ jenseits von Habitualisierungen (Haferland & Paul 1996: 31).

## 3.2 Diskussionen um Empirie und Methodologie

### 3.2.1 Frühe Beiträge

Der universalpragmatische Beginn der *politeness*-Forschung führte auch in Empirie und Methodologie zur Verwendung universaler Kategorien in kulturkontrastiven Analysen, für die exemplarisch das CCSAR-Projekt (Blum-Kulka, House & Kasper 1989<sup>6</sup>) angeführt werden soll. Bereits 1981 hatten House und Kasper in ihrer Untersuchung von *politeness*-Markern im Deutschen und Englischen acht Grade von sprachlicher Direktheit unterschieden, die von einem indirekten sanften Hinweis (*mild hint*) bis zu einem direkten, durch den grammatischen Modus (*mood derivable*, z. B. Imperativ, abwertende Behauptung) ausgedrückten Sprechakt reichen. Allerdings kann allein die sprecherseitige Realisierung der Variable Direktheit/Indirektheit ohne Berücksichtigung vom Sprechhandlungs- und Interaktionskontext und speziell in kulturvergleichenden Studien von kulturtypischen Bedeutungen und Sprachpraxen schnell zu

<sup>4</sup> Vgl. auch das Konzept von Höflichkeit als sozialer Praxis von Kádár & Haugh (2013: 57–80).

<sup>5</sup> Vgl. Ehrhardt & Neuland (2009: 15), im Rückgriff auf Eelen (2001: 20–29).

<sup>6</sup> Siehe auch Blum-Kulka & Kasper (1993).

Fehlschlüssen und Nationalstereotypen (z. B. deutsche Direktheit und damit Unhöflichkeit?) führen.

Im CCSAR-Projekt ging es um die beiden als *face-threatening* geltenden Sprechakte Bitte und Entschuldigung und ihre unterschiedliche sprachliche Realisierung in denselben sozialen Situationen, beurteilt in sieben Sprachen und Kulturen anhand einer neunstufigen Direktheitskala.<sup>7</sup> Damit soll ein kulturvergleichender Aufschluss über die Rolle sozialer Distanz und Dominanz gewonnen werden, die schon bei Brown & Levinson ([1978] 1987) als kulturelle Faktoren bei der Wahl von Formulierungsvarianten Erwähnung fanden. Die crosskulturellen, soziopragmatischen und sprachvergleichenden Projektziele sollten mit Hilfe der DCT-Methode (*Discourse Completion Test*) für 16 konstruierte Situationen erreicht werden, z. B. für Bitten (a) und Entschuldigungen (b) (Blum-Kulka, House & Kasper 1989: 14):

(a) At the University

Ann missed a lecture yesterday and would like to borrow Judith's notes.

Ann: \_\_\_\_\_

Judith: Sure, but let me have them back before the lecture next week.

(b) At the College teacher's office

A student has borrowed a book from her teacher, which she promised to return today. When meeting her teacher, however, she realizes that she forgot to bring it along.

Teacher: Miriam, I hope you brought the book I lent you.

Miriam: \_\_\_\_\_

Teacher: Okay, but please remember it next week.

Die auch in Folgestudien vorherrschende Methode des *Discourse Completion Test* setzt den diskursiven Kontext allerdings nur als einen konstruierten Rahmen eines Gesprächsschritts und allenfalls einer Sequenz im Medium der Schrift voraus. Der situative Rahmen wird für die verschiedenen Kulturen als gleichermaßen relevant angenommen. Das Füllen von Lücken im gegebenen Rahmen aktiviert v. a. sprecherseitige Einheiten auf den Ebenen von Lexikon und Sprechakten. Die Künstlichkeit dieser Methode wurde vielfach kritisiert. Die Ergebnisse zu verschiedenen Teilfragen der beteiligten Projektgruppen sind allerdings nur schwer vergleichbar; sie werden als Bestätigung der Tendenz gewertet, dass die pragmatische Basisstruktur von Sprechakten in unter-

---

<sup>7</sup> Bzw. dem IFID-Indikator (*illocutionary force indicating device*) nach Searle im Falle der Entschuldigungen (Blum-Kulka, House & Kasper 1989).

schiedlichen Sprachen dieselbe ist, ihre sprachliche Realisierung jedoch unterschiedlich erfolgt. Das CCSAR-Projekt ließ darüber hinaus viele Fragen im Spektrum von Universalität und Kulturspezifität offen: Dazu rechnet der differentielle Einfluss soziokultureller Faktoren von Alter, Geschlecht und Status innerhalb von Kulturen wie die grundlegende Frage von individuellen *face* und *facewants* in verschiedenen Gesellschaften.

### 3.2.2 Weiterentwicklungen

Mit der Jahrtausendwende lässt sich vor allem auch im deutschen Sprachraum eine deutliche Hinwendung empirischer Studien zur sprachlichen Höflichkeit:

- zur gesprochenen Sprache,
- in natürlichen Kommunikationssituationen (u. a. Talkshows, Unterrichtsgespräche, Chats) sowie
- unterschiedlichen soziokulturellen Kontexten und
- zu Analysemethoden der Gesprächsforschung feststellen.

Dadurch wird auch der Einbezug nonverbaler (v. a. Mimik, Gestik) und verbaler (v. a. Intonation, Akzentuierung) Kommunikationsmittel im Interaktionskontext möglich. Neue Aspekte werden schließlich mit der Berücksichtigung weiterer Funktionen und Modalitäten von (Un-)Höflichkeit gewonnen: Unhöflichkeit hat auch Unterhaltungswert, v. a. in bestimmten Medienformaten, (Un-)Höflichkeit en können auch im Scherzmodus eingesetzt werden (v. a. Kotthoff 2002, Hartung [2001] 2002), v. a. von Jugendlichen.

Aber auch im Medium der Schrift hat sich das Textsortenspektrum wesentlich im Hinblick auf die alltägliche Sprachpraxis erweitert. Untersucht werden u. a.: Korrespondenzen, Aushänge, Informations- und Anweisungstexte.<sup>8</sup> Beispiele entstammen u. a. den Bereichen der Behörden-, Wirtschafts- und Wissenschaftskommunikation, des politischen und des medialen Sprachgebrauchs in verschiedenen Formaten. Auch aktuell dominieren kontrastive Studien, die die Kulturgebundenheit von Höflichkeitspraktiken aufzeigen (z. B. Ruiz de Zarobe & Ruiz de Zarobe 2012). Oft greifen diese wie die vorgenannten Studien allerdings auf unterschiedliche Daten zurück und bleiben bei Einzelbeobachtungen stehen, was eine Vergleichbarkeit erschwert. Auch gelingt es nicht immer, eine angemessene Verbindung von theoretischen Konzepten und empirischen Vorgehensweisen zu finden bzw. eine solche anzustreben.

---

<sup>8</sup> Vgl. Lenk & Suomela-Härmä (2014), Ehrhardt & Neuland (2017).

### 3.2.3 Höflichkeitsstile

Anregend ist in diesem Kontext der von Lüger eingeführte Begriff der Höflichkeitsstile. Denn das Konzept des Stils als bewusste sprachliche Gestaltungsform ermöglicht nicht nur, sprachliche Einzelphänomene, die von grammatischen Realisierungen von Sprechakten über Partikelverwendungen bis hin zu Direktheitsgraden und merkmalsübergreifenden Gesprächspraktiken und Modalitäten reichen können, zu einer übergeordneten Bedeutung zu integrieren.<sup>9</sup> Fassbar wird sprachliche Höflichkeit damit als eine übergreifende, textuelle Erscheinung (so Lüger [2001] 2002: 22). Dies hat Lüger an Beispielen von Behördenkommunikation, aktuellen Fernsehformaten und vor allem an Beispielen literarischer Texte, v. a. von Fontane, gezeigt (Lüger 2010, 2011), wo der Ausdruck von Höflichkeit als übergreifendes, stilbildendes Element der Personencharakterisierung verwendet wird. Seine Schlussfolgerung lautet:

Feste Bedeutungszuschreibungen potentiell höflichkeitsrelevanter Ausdrücke gehen an der Realität vorbei. Abschwächungs- oder Verstärkungseffekte ergeben sich immer nur relativ zur Interaktionssituation, zur Redekonstellation und zum sprachlichen Kontext. Eine „Höflichkeitssprache“ gibt es insofern nicht. (Lüger 2010: 275)

Hier bietet sich die Verbindung mit den Stilbegriffen der pragmatischen Stilistik an, v. a. mit dem Begriff des „Textstils“ bei Sandig (1986) und Fix (2006), die die Intentionalität textuellen Sprachhandelns und den Bedeutungsgehalt von Textstilen über die referentielle Ebene hinaus im Hinblick auf Selbstdarstellung und Beziehungsgestaltung hervorheben. Dabei ergibt sich wiederum eine Verbindung zu den in Unterkapitel 3.1 erwähnten Ansätzen von *face-work* und *relational work*.

Ein Stilkonzept kann der Dynamik und dem Wandel des Sprachgebrauchs Rechnung tragen und schließlich auch die Vielfalt unterschiedlicher Ausdrucksweisen sprachlicher Höflichkeit differenzieren und soziopragmatisch ordnen, wie wir im Folgenden zeigen wollen.

## 4 Generationelle Differenzierung von Höflichkeitsstilen

Fast immer, wenn in öffentlichen Diskursen vom Verlust sprachlichen Benehmens, von respektlosem Umgangston und von sprachlicher Unhöflichkeit die

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu auch Fix (2006).

Rede ist, werden generationelle Differenzen angesprochen und Jugendliche für einen solchen „Verfall“ von Sprachkultur verantwortlich gemacht. Diese verbreitete und wirkungsmächtige Argumentationsfigur hat in der Höflichkeitsforschung, auch in den kulturkontrastiven Studien, bislang noch keinen Niederschlag gefunden. Dieser Frage gehen wir mit unseren laufenden Forschungen zum Umgang Jugendlicher mit sprachlicher Höflichkeit und Unhöflichkeit nach.<sup>10</sup>

#### 4.1 Schnittstellen von Höflichkeitsforschung und Jugendsprachforschung

Dieses Forschungsprojekt ist an der Schnittstelle der aktuellen soziolinguistischen Höflichkeits- und Jugendsprachforschung angesiedelt. Dabei lassen sich erstaunliche Parallelen erkennen:

1. Sowohl (Un-)Höflichkeit als auch Jugendsprache stoßen auf großes Interesse der Öffentlichkeit und bilden Themen öffentlicher Sprachdiskussionen in Geschichte und Gegenwart. Dabei werden beide Gegenstandsfelder bis heute von einer Sprachverfalls-Position aus mit kulturkritischen und sprachpflegerischen Motivationen erörtert.
2. Weder (Un-)Höflichkeit noch Jugendsprachen gelten als klassische Bereiche der Sprachforschung; vielmehr wurden für beide Bereiche erst seit den 1980er Jahren erste Befunde vorgelegt. Dabei dominierten zunächst allgemeine Beschreibungsbegriffe und Vorstellungen von Homogenität bzw. Universalität auch in kulturkontrastiven Studien.
3. Im Zuge des verstärkten Einflusses der Soziopragmatik bei der Analyse alltäglicher Sprachpraxen zeigen sich in beiden Forschungsfeldern vergleichbare Tendenzen ab:
  - *Interaktionskontext*: Anstelle isolierter lexikalischer oder grammatischer Einzelmerkmale werden zunehmend kommunikative Kontexte interaktiver Strukturen und Funktionen berücksichtigt, und zwar in soziokultureller Differenzierung. Zu solchen Funktionen rechnen auch sprachliche Mittel und Praktiken von sozialer Distinktion und Identitätskonstruktion.

---

**10** DFG-Projekt *Sprachliche Höflichkeit bei Jugendlichen. Empirische Untersuchungen zu Gebrauchs- und Verständnisweisen im Schulalter*, Projektleitung: Eva Neuland, wissenschaftliche Mitarbeiter: Benjamin Könnig und Elisa Wessels, [www.hoeflichkeit.uni-wuppertal.de](http://www.hoeflichkeit.uni-wuppertal.de) (letzter Zugriff 18. 10. 2017).

- *Adressatenorientierung*: Als wesentliche Variable erscheint dabei die Adressatenorientierung und -differenzierung, die zu je unterschiedlichen Ausprägungsformen des Sprachgebrauchs führen kann, z. B. in intra- und intergruppalen oder -generationeller Hinsicht.
- *Stildimensionen*: In beiden Forschungsfeldern wird der Stilbegriff eingesetzt, um die unterschiedlichen Erscheinungsweisen zu integrieren und zu ordnen, sei es in Form jugendtypischer Sprachstile einerseits und Höflichkeitsstile andererseits.
- *Metapragmatik*: In beiden Bereichen spielen subjektiv Daten, Einstellungen zu fremdem und eigenem Sprachgebrauch und öffentliche Sprachreflexionen, v. a. zu Norm und Abweichung eine Rolle. Es gilt, sie in angemessener Weise empirisch mit zu erfassen, z. B. als Alltagsbegriff oder als Jugendsprachstereotyp.
- *Sprachwandel*: Schließlich manifestiert sich der kulturelle Wandel in Veränderungen der Gebrauchs- und Verständnisweisen sowohl von jugendtypischen Sprachstilen als auch von Höflichkeitsstilen. Auch dieser Dynamik ist in der Forschung Rechnung zu tragen.

Neben der gesellschaftlich relevanten aktuellen Ausgangsfrage legen auch diese Schnittstellen nahe, den Umgang von Jugendlichen mit (Un-)Höflichkeit genauer zu untersuchen, um in beiden Forschungsbereichen weiterführende Erkenntnisse zu gewinnen.

## 4.2 Fragestellungen und Forschungskonzept

Aus den zentralen Fragestellungen des Wuppertaler Höflichkeitsprojekts seien hier die folgenden drei hervorgehoben:

- Sind die sprachlichen Kategorien Höflichkeit und Unhöflichkeit im Sprachbewusstsein von Jugendlichen präsent, und welche Bedeutung haben diese für die Jugendlichen im Umgang mit Lehrkräften und Eltern sowie mit Gleichaltrigen?
- Welche sprachlichen Ausdrucksformen gebrauchen Jugendliche im Umgang mit älteren und mit gleichaltrigen Adressaten in verschiedenen höflichkeitsrelevanten Interaktions- und Gesprächskontexten?
- Welche soziolinguistischen Differenzierungen lassen sich v. a. im Hinblick auf alters- und geschlechtstypische Unterschiede erkennen?

Dabei gehen wir von folgenden Annahmen aus:

- Jugendliche kennen Ausdrucksformen sprachlicher Höflichkeit im konventionellen Sinne und messen der Kategorie Respekt besondere Bedeutung zu.

- Jugendliche verfügen über ein unterschiedliches Repertoire von Ausdrucksformen sprachlicher Höflichkeit wie Unhöflichkeit, das sie je nach Adressat und situativem Kontext einsetzen.
- Bei der Realisierung von höflichkeitsrelevanten Ausdrucksweisen in unterschiedlichen Interaktionssituationen und Gesprächstypen spielt der Modalitätswechsel von Spaß und Ernsthaftigkeit eine wichtige Rolle.
- Soziolinguistische Effekte sind im Hinblick auf alters- und geschlechtstypische Unterschiede erwartbar; Differenzen im Hinblick auf Schulformen und Deutsch oder andere Muttersprachen können auftreten.

Methodisch wählten wir den Zugang über eine Kombination von zwei verschiedenen Fragebogenverfahren (mit offenen und geschlossenen Fragen für Jugendliche und für Lehrkräfte) und drei verschiedenen Beobachtungsverfahren (Gruppendiskussionen, freie Pausenkommunikation und Unterrichtsgespräche). Ein Fragebogen für Lehrkräfte ermöglicht die Kontrastierung von metasprachlichen Daten aus der Sicht von Jugendlichen und von Lehrkräften. Die unterschiedlichen Interaktionstypen von freien Peergruppengesprächen, institutionsgebundenen Unterrichtsgesprächen und Reflexionsgesprächen in Peergruppen und im Unterricht decken ein breites Spektrum von höflichkeitsrelevantem Sprachgebrauch Jugendlicher im Schulalter ab. Mit Hilfe von Korrespondenzanalysen werden die Daten der Fragebögen- und der Spontandatenerhebungen miteinander in Beziehung gesetzt.<sup>11</sup> Als soziolinguistische Variablen werden Alter und Geschlecht, Schultypen und Deutsch oder andere Muttersprachen berücksichtigt. Uns liegen mittlerweile knapp 1.200 Fragebögen von Jugendlichen, 180 von Lehrkräften und ca. 1.800 Minuten Gesprächsaufnahmen vor.

### **4.3 Höflichkeitsstile von Jugendlichen: inter- und intragenerationell**

Einige exemplarische Belege sollen unsere Befunde veranschaulichen und den Weg der künftigen Forschungen weisen.

#### **4.3.1 Höflichkeitsstile und Generationen**

Schon die schriftlichen Vorstudien zur Aufgabenentwicklung des Schülerfragebogens bestätigten uns, dass Jugendlichen Ausdrucksformen konventioneller

---

<sup>11</sup> Vgl. Neuland (2018) sowie Neuland, Könning & Wessels (2017).

Höflichkeit sehr wohl bekannt sind. Begrüßen, Bitten, Danken und Entschuldigen stehen dabei im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, wie die folgenden Antworten auf die offene Frage nach Beispielen für sprachliche Höflichkeit zeigen:<sup>12</sup>

- (1) *freundliche Begrüßung* (7/HS)
- (2) *Ich sage Menschen die ich treffe sage ich Guten Tag* (7/HS)
- (3) *Einen wunderschönen Guten Tag!* (7/HS)
- (4) *Guten morgen Frau X, wie geht es ihnen heute?* (9/HS)
- (5) *Hallo und Tschüss sagen* (7/GY)
- (6) *Neue Leute höflich begrüßen* (9/GY)
- (7) *Guten Tag, Auf Wiedersehen* (BK)
- (8) *Bitte und Danke* (7/GY)
- (9) *Entschuldigen Sie bitte, könnten Sie mir bitte helfen* (7/GY)
- (10) *Ich spreche Sie und in ruhigen Ton* (7/HS)
- (11) *Man sollte mit jeden anständig reden und nicht wie mit Freunden, ey alter oder so.* (9/HS).

Jugendliche setzen den Begriff der Höflichkeit weitestgehend mit der Kategorie Respekt gleich, entsprechend die Unhöflichkeit mit der respektlosen Anrede.<sup>13</sup> Die offene Frage nach Beispielen für sprachliche Höflichkeit löst freie, zumeist objektsprachlich formulierte Antworten mit folgenden klassischen Schwerpunkten konventioneller Höflichkeit aus: Siezen, Fragen/Bitten statt Fordern, „bitte/danke“ als Einwortformeln und Modaladverbien, Konjunktiv, redeeinleitende Entschuldigung, z. B. „*Entschuldigung, könnten Sie mir bitte den Kaffee reichen?*“ (Schüler 9/GY), Begrüßen/Verabschieden sowie adressatengerechter Sprachgebrauch gegenüber Älteren/Fremden.

Soziolinguistische Effekte können wir bei den standardisierten Auswahlfragen zur Bedeutung von Höflichkeit feststellen, für die vier aus Vorstudien

---

**12** Beispiele in Originalorthographie. Abkürzungen für Jahrgang und Schultyp: Gymnasium (GY), Realschule (RS), Gesamtschule (GS), Hauptschule (HS) und Berufskolleg (BK).

**13** Auf die quantitativen Daten wird an dieser Stelle aus Platzgründen verzichtet. Die Präsentation der unterschiedlichen Datentypen folgt hier der inhaltlichen Argumentation und methodisch eher unsystematisch.



formulierte Antwortmöglichkeiten jeweils mit einer Zustimmungsskala von -3 bis +3 angegeben waren ( $n = 1109$ ). So erwies sich bei der Aufgabe der Begriffsbestimmung von Höflichkeit, dass Mädchen und ältere Jugendliche generell den Auswahlantworten (Distraktoren) höhere Zustimmungswerte zuwies als Jungen; hochsignifikant ist der Geschlechtereffekt bei den Auswahlantworten: *gewählte Ausdrucksweise* und *Etikette*. Tendenzielle Alterseffekte<sup>14</sup> ergeben sich bei der Beurteilung von Höflichkeit. Hier erfahren die Distraktoren *überflüssig*, *unecht* und *spießig* von den älteren Schülern stärkere Ablehnung sowie *wichtig* und *gebildet* stärkere Zustimmung.

Die vergleichenden Analysen mit den Angaben der Lehrkräfte weisen bei drei der vier Distraktoren signifikante Differenzen auf, hochsignifikant bei den Auswahlantworten: *gewählte Ausdrucksweise* und *Etikette*, die von den Jugendlichen höher eingeschätzt wurden.

**Tab. 13.1:** Bedeutungsangaben von „Höflichkeit“ durch Schüler [ $n = 981$ ]<sup>15</sup> und Lehrkräfte [ $n = 96$ ].

Kategorie	Schüler		Lehrkräfte		Sig. <sup>16</sup>
	M <sup>17</sup>	SD <sup>18</sup>	M	SD	
Respekt	2,6	0,72	2,32	1,82	$p = ,09$
Gutes Benehmen	2,44	0,83	2,06	1,71	$p = ,03^*$
Gewählte Ausdrucksweise	1,93	1,16	0,93	1,46	$p = < ,001^{**}$
Etikette	1,58	1,32	0,14	1,82	$p = < ,001^{**}$

Wie stark die Rolle der Adressaten- und Situationsdifferenzierung bei Jugendlichen ausgeprägt ist, zeigen aber nun die freien Antworten auf die offenen Fragen nach höflichen Ausdrucksweisen gegenüber Lehrkräften und gegenüber

<sup>14</sup> Diese Effekte werden nur als Tendenzen bezeichnet, da sie nach bisherigen angewendeten Statistikverfahren (univariate Varianzanalyse mit Turkey-HSD-post-hoc-Test) nicht als signifikant anzusehen sind.

<sup>15</sup> Es werden bei geschlossenen Antwortformaten diejenigen Fälle angegeben, für die bei jeder der Auswahlvariablen eine Antwort vorliegt.

<sup>16</sup> Signifikanzniveau des Vergleichs der unabhängigen Stichproben, wobei die mit Sternchen gekennzeichneten Werte signifikante (\*) bzw. hochsignifikante (\*\*) Mittelwertunterschiede kennzeichnen.

<sup>17</sup> Mittelwert auf einer Skala von -3 (Ablehnung) bis +3 (Zustimmung).

<sup>18</sup> Standardabweichung (Maß für die durchschnittliche Streuung um den Mittelwert).

Gleichaltrigen, die sich hinsichtlich der Ausdrucksformen und Modalitäten deutlich unterscheiden:

- a) im Gespräch mit Lehrern:
- (12) *Guten Morgen* (7/HS)
  - (13) *Mit den Lehrern spreche ich höflich* (7/HS)
  - (14) *Ja! z. B. Guten Tag Herr/Frau* (7/GY)
  - (15) *Siezen, Gewählte Ausdrucksweise* (7/GY)
  - (16) *Guten Morgen, Herr* (9/GY)
  - (17) *Guten tag. Wie geht es Ihnen* (BK)
  - (18) *Respekt dem Lehrer zeigen!* (BK)
  - (19) *Höflich, nett sein* (BK)
- b) im Gespräch mit Gleichaltrigen:
- (20) *Hey, was geht* (7/HS)
  - (21) *Was geht ab Bruder* (7/HS)
  - (22) *Ich spreche manchmal nicht höflich mit den Freunden* (7/HS)
  - (23) *Wir benutzen das Wort Opfer oder Dödel aber nur zum Spaß* (8/RS)
  - (24) *Hallo* (9/HS)
  - (25) *Du, Hallo* (7/GY)
  - (26) *Na, was machst du?* (7/GY)
  - (27) *He, Was geht. Hau rein* (BK)
  - (28) *Späßig jedoch auch mit ernst* (BK)

Wie wir bereits am Beispiel von Gruß- und Abschiedsformen zeigen konnten, stellen die unterschiedlichen Ausdrucksformen gegenüber Gleichaltrigen (z. B. *hey, was geht?*) und gegenüber Lehrkräften (z. B. *(Guten) Morgen, Herr/Frau x*) weitere Belege für die Relevanz der Adressatendifferenzierung dar (Neuland 2015).

Die Bedeutung der Modalität zeigt sich explizit bei der offenen Frage nach Gründen für die Verwendung unhöflicher Ausdrücke und Beleidigungen in intra-generationeller Kommunikation:

**Tab. 13.2:** Anlässe für Beleidigungen von Gleichaltrigen [n = 387].

Kategorie	Rang	Antworten	
		abs.	%
Aus Spaß	1	53	24,5
Im Streit	2	50	23,2
einfach so/grundlos/wegen Kleinigkeiten	3	29	13,4
Sonstiges		111	51,4
Gesamt		216	100

Wie die bisherigen Befunde zeigen, differenzieren Jugendliche nach eigenen Angaben demnach zwischen generationellen Höflichkeitsstilen, die intergenerationell weitgehend durch einen Ernsthaftigkeitsmodus und intragenerationell durch einen Scherzmodus gekennzeichnet sind.

Lehrkräfte – wie wahrscheinlich viele Erwachsene generell – nehmen dies aber oft ganz anders wahr: Auf die Frage, für wie höflich Lehrkräfte ihre Schülerinnen und Schüler in verschiedenen Gesprächssituationen halten, erhielten wir folgende Befunde:

**Tab. 13.3:** Einschätzung des Höflichkeitsverhaltens von Schülerinnen und Schülern in verschiedenen Situationen durch Lehrkräfte [n = 142]

Kategorie	Rang	M
Lehrkräften gegenüber außerhalb des Unterrichts	1	1,86
Lehrkräften gegenüber während des Unterrichts	2	1,69
Untereinander während des Unterrichts	3	0,34
Untereinander außerhalb des Unterrichts	4	-0,67

Die folgenden Beispieläußerungen mögen dies belegen:

- (29) *Ja, die SuS verwenden untereinander Vokabular, das für mich nicht akzeptabel ist. Sie empfinden das aber nicht als negativ. Die Anzahl der auch gegen Lehrer unhöflichen SuS ist gestiegen.* (RS, weiblich, Dienstjahre: 10+)
- (30) *Die SuS gehen sehr rabiat miteinander um, nennen sich „bitch“, „Alter“, „Hurensohn“, etc. aber haben keinerlei Bewusstsein dafür, dass das nicht normal ist.* (GY, weiblich, Dienstjahre: 6–10)

Hier zeigen sich sehr deutlich intergenerationelle Diskrepanzen in der Unterscheidung von Höflichkeitsstilen. Die Existenz einer jugendtypischen Höflichkeit in intragenerationellen Gesprächen mit dem dominanten Scherzmodus scheint vielen Erwachsenen unbekannt.

In unserem Spontandatenkorpus der Peergruppengespräche treten wiederholt pejorative Vokative sowie pejorative Imperative in verschiedenen kommunikativen Handlungen auf, die aus konventionell-höflicher Perspektive durchaus als Gesichtsbedrohung verstanden werden können, von den Peers jedoch entweder nicht problematisiert werden oder von ihnen im Scherzmodus in ihrer pejorativen Bedeutung eingeschränkt werden.

Vokativstrukturen treten am häufigsten in rituellen Begrüßungen und Verabschiedungen von Schülerinnen wie Schülern auf:

(31) *Hey ihr Missgeburten!* (12/GS)

(32) *Ich geh mal ihr Streber!* (12/GS)

Aber auch in Handlungsaufforderungen können pejorative Vokative auftreten. Wie etwa in Beispiel (32), in dem eine Schülerin (MI) ihre Freundin (JA) dazu auffordert, sie in die Schülerbibliothek zu begleiten. Nachdem diese der Aufforderung zunächst nicht nachkommt, wechselt MI in Z. 001 ihre Strategie und wiederholt ihre Aufforderung unter Gebrauch eines pejorativen Vokativs. Ohne zu zögern nimmt S2 die frotzelnde Modalität auf und kontert mit einer scherzhaften Drohung (Z. 003), woraufhin der erfolgreiche Schlagabtausch von beiden Sprecherinnen mit einem gemeinsamen Lachen abgeschlossen wird:

(33) *Du faules Stück Scheiße* (Pausengespräch, 12/GES)<sup>19</sup>

001 MI: komm du faules stück scheiße

002 JA: wat du faules stück scheiße

003 pass auf

004 ((MI und JA lachen))

Ähnlich frequent tauchen pejorative Imperative auf, die ebenfalls von den Peers kontextflexibel eingesetzt werden (Beispiele aus 8/GS und 12/GS):

(34) *Halt die Fresse! Sei leise! Verpiss dich! Heul nich!*

<sup>19</sup> Transkription nach GAT 2/Minimaltranskription (vgl. Selting et al. 2009). Die verwendeten Konventionen werden im Anhang dieses Bandes aufgeführt.

In freien Antworten im Schülerfragebogen sowie in Reflexionsgesprächen finden sich korrespondierend metasprachliche Erläuterungen zur Modalität der Scherzkommunikation in Gesprächen mit Gleichaltrigen. So notiert ein Schüler (8/GY) beispielsweise „*du opfer einfach so aus spaß*“. Auch in den Reflexionsgesprächen thematisieren die Jugendlichen die Scherzmodalität. Eine Schülerin (6/GES) erklärt:

- (35) *Aber zum Beispiel jetzt auf dem Schulhof oder so, da sagt man halt aus Spaß ‚ey Digga‘ oder ‚ey Fettsack‘ oder so, aber dann wissen die, dass es Spaß ist. Ich sag das aber auch nur bei Leuten, ähm, wo ich weiß, dass sie wissen, dass das Spaß ist.*

Die Basis einer auf Vertrauen und Respekt gründenden Beziehung wird anscheinend durch die Verwendung konventionell unhöflicher Äußerungen nicht erschüttert. In einem der Reflexionsgespräche in Peergruppen unternimmt ein Schüler den anspruchsvollen Versuch einer begrifflichen Unterscheidung von (konventioneller) Höflichkeit und Respekt, in dem die soziale Werthaltung einer sprachlichen Oberflächenkonvention gegenübergestellt wird:

- (36) Verhalten und Redensart (Reflexionsgespräch, 12/GS)

001 S1: ich habs mir halt immer so erklärt  
 002 also der unterschied zwischen respekt und Höflichkeit ist dass Respekt ja so wie ein verhalten zu jemanden und höflichkeit eher eine redensart ist  
 003 S2: ahh okay  
 004 S1: ja so hab ich es mir eigentlich immer erklärt  
 005 S2: was meinst du mit einer redensart  
 006 S1: ähh zum beispiel immer bitte sagen und so und respekt ähm dass man halt auf ihn zu äh dass man ihm zuhört oder so ähm also verhalten und redensart

Die bisherigen Befunde sprechen für die Evidenz generationeller Höflichkeitsstile auf pragmatischer Ebene des Sprachgebrauchs sowie auf metapragmatischer Ebene der Sprachreflexionen, indem – vereinfacht ausgedrückt – Erwachsene eher von der Erwartung eines konventionellen Stils ausgehen, der durch ein bestimmtes und allgemeingültiges Repertoire feststehender Höflichkeitsausdrücke im Modus der Ernsthaftigkeit charakterisiert wird. Jugendliche hingegen gehen von einem offenen Repertoire von Ausdrucksweisen aus, denen erst im Modalitätswechsel zwischen Spaß und Ernst vor allem in intrage-

nerationeller Kommunikation ihre Bedeutung als Höflichkeits- oder auch Unhöflichkeitsmarker zugewiesen wird.

#### 4.3.2 Höflichkeitsstile und Gesprächstypen

Betrachten wir abschließend noch mit einigen exemplarischen Befunden den Zusammenhang von Höflichkeitsstilen und Gesprächstypen und damit wiederum die Rolle der Adressaten- und Situationsorientierung. Dabei soll der Blick auf die Spontandaten der Unterrichtskommunikation gerichtet werden, in der heute – der Kritik an autoritären Diskurstraditionen und den pädagogischen Empfehlungen folgend – generell ein höflicher, von gegenseitigem Respekt getragener Gesprächsstil vorherrschen sollte und Unhöflichkeiten zu vermeiden sind (vgl. dazu Cherubim & Neuland 2011). Zudem ist ein höflicher, gesichtschonender Umgang miteinander ein wichtiges Ziel der Gesprächserziehung, vor allem beim Fremdsprachenerwerb, in den Sprachfächern und speziell im Deutschunterricht.

Die institutionsgebundene Form der Unterrichtskommunikation ist in der linguistischen Pragmatik vielfach beschrieben worden.<sup>20</sup> Der höfliche Austausch stand dabei nicht im Aufmerksamkeitsfokus. In Beiträgen der linguistischen Jugendsprachforschung wurde nach der Art und Funktion der Verwendung von Jugendsprache im Unterrichtsdiskurs gefragt und festgestellt, dass jugendtypische Ausdrucksweisen eher in den sogenannten Nebenkommunikationen im Unterricht oder auch in Phasen der Gruppenarbeit auftraten (vgl. Neuland 2008: 161–168). Für den Hauptdiskurs bedeuteten sie eher Störungen und gaben Lehrkräften Anlass für Ermahnungen, zur Standardsprache zurückzukehren.

Unsere Detailanalysen sprechen dafür, die prinzipielle Unterscheidung von Haupt- und Nebenkommunikation zugunsten eines fortwährenden Wechsels zwischen stärker aufgaben- und stärker beziehungsorientierten Gesprächsphasen und -momenten zurückzustellen. Dabei spielen Aspekte von Höflichkeit, vorwiegend gegenüber den Lehrkräften, und Respekt bzw. Respekterwerb gegenüber den Mitschülern, eine entscheidende Rolle. Unterrichtsgespräche leisten fortdauernde Beziehungsarbeit und besonders auf Seiten der Jugendlichen eine permanente soziale und personale Identitätsbalance. Dies demonstrieren die beiden folgenden Ausschnitte von Unterrichtsgesprächen aus einer Deutschstunde einer 7. Realschulklasse und einer Berufsschulklasse. Es han-

---

<sup>20</sup> Siehe etwa Becker-Mrotzek & Vogt (2001).

delt sich jeweils um Feedback-Gespräche zu Gruppenarbeiten, deren Ergebnisse im Klassenplenum beurteilt werden sollen. Im ersten Beispiel ruft die Lehrkraft Berichterstatter aus den vier Gruppen auf:

## (37) Kopfschmerzen (7/RS)

001 LK: ich hätte gerne [ähm ]  
 002 YA: [ich auch]  
 003 LK: in einem ersten angang  
 004 in einem ersten angang hätte ich gerne lydia  
 005 YA: ö:::  
 006 AH: ((lacht))  
 007 YA: ey ich hab kopfschmerzen  
 008 LK: hätte ich gerne celina  
 009 hätte ich gerne michelle  
 010 und wir nehmen von gruppe vier nehmen wir simon  
 011 YA: ey ich hab so kopfschmerzen=ne  
 012 ey herr müller<sup>21</sup>  
 013 ich hab ganz ganz frische kopfschmerzen=wallah  
 014 AH: oh ich auch  
 015 YA: ((lacht))  
 016 AH: <<stöhnend> ich hab so kopfschmerzen>  
 017 YA: boah bist du schwul  
 018 AH: <<stöhnend> ja:::>  
 019 YA: alter jetzt übertreib mal nicht  
 020 LK: so

## (38) Deutscher Meister (BK, Hüsmert 2013)

001 LK: gibt es noch inhaltliche fragen (-)  
 002 habt ihr alle aufgepasst oder warum bin ich die  
 einzige die fragen hat  
 003 S1: wir wissen das  
 004 ((Klassengemeinschaft lacht))  
 005 LK: dann kannst du vielleicht noch was ergänzen lorenz  
 006 S1: hm ja (.) bayern ist scheiße  
 007 ((Klassengemeinschaft lacht))  
 008 S2: [dortmund]  
 009 S3: [wu::: ]

---

<sup>21</sup> Alle Personennamen wurden anonymisiert.

- 010 ((Klassengemeinschaft applaudiert))  
 011 S4: <<singend> deutscher meister deutscher  
 meister>  
 012 S1: jetzt kommt der türke natürlich wieder mit  
 irgendeinem ausländischen verein an  
 013 ((Klassengemeinschaft lacht))  
 014 S2: sagt der sagt der mit der holzkette=ne  
 015 ((Klassengemeinschaft lacht))  
 016 LK: so (.) gut dann würd ich sagen gehen wir bitte  
 in die positivrunde über ä:m  
 017 was gibt es zu sagen lorenz stefan und kamir

Hier kann nur ansatzweise gezeigt werden, wie stark Haupt- und Nebenkommunikation miteinander verschränkt sind, rasche Modalitätswechsel erfolgen und klare Grenzziehungen erschweren können. Als Auslöser fungieren oft lehrerseitige Äußerungen (im Bsp. 37 eine unvollendete Äußerung der Lehrkraft in Z. 001, im Bsp. 38 die rhetorische Frage der Lehrkraft in Z. 002 und ihre Aufforderung zur Ergänzung in Z. 005), die die Jugendlichen bewusst umdeuten oder missverstehen, um einen witzigen Effekt im Sinne einer Abduktion (vgl. Ehlich & Rehbein 1986) zu erzielen. Dies führt zu einer zumindest vorübergehenden thematischen Ablenkung oder auch Unterbrechung des aufgabenorientierten Unterrichtsgesprächs und eröffnet Spielräume für Scherzkommunikation und Spaßmodalität, ohne gegen konventionelle Höflichkeitsgebote zu verstoßen. Das Lachen des Schülerpublikums bestätigt die interaktive Zuerkennung von Respekt in der Peergruppe, der solche Vergemeinschaftungspraktiken geläufig sind und deren Zusammenhalt dadurch verstärkt wird. Überdies kann lehrerseitig nicht immer eindeutig zwischen den Modalitäten von Spiel und Ernst in Schüleräußerungen (z. B. zu den Kopfschmerzen im Bsp. 37 ab Z. 007) unterschieden werden, so dass auch für die Lehrkraft ein Deutungsspielraum bleibt, die Äußerung als ernsthaften Angriff auf die institutionelle Autorität oder als spielerische Kumperei zu verstehen und entsprechend zu parieren.

Die bisherigen Auswertungen bestätigen deutlich die Bedeutung unterschiedlicher Gesprächstypen und damit auch der Adressatenorientierungen als Rahmenbedingungen für die Wahl von Höflichkeitsstilen, die in den meisten Fällen intentional und reflektiert eingesetzt scheinen. Dennoch intervenieren viele weitere, v. a. soziolinguistische Faktoren wie Alter und Geschlecht der Interaktionspartner, daneben aber auch individuelle wie persönliche Eigenschaften und die individuellen Kommunikationspraktiken und -geschichten. Dies spricht für eine genaue Analyse der Faktorenkonstellationen von Einzelfällen, die vergleichend auf Musterhaftigkeiten zu betrachten sind, um Merkmale von Höflichkeitsstilen zu erarbeiten.



## 5 Ausblick

Der Einblick in die empirischen Daten offenbart einen Teil der multifaktoriellen Komplexität der sprachlichen Höflichkeit als Handlungsmodalität, die in verschiedenen Situationen kooperative Interaktion erleichtern kann. Ein enger, an das Individuum gebundener Begriff von *face* kann weder der sozialisatorischen Interaktion in Peergruppen noch der institutionellen Kommunikation im Unterricht gerecht werden; vielmehr spielen auch gruppenbezogene und institutionelle Rollen und kollektive Identitäten eine wichtige Rolle bei der Wahl von (Un-)Höflichkeit sformulierungen. Höflichkeitsstile sind nicht allein an einen Bedingungsfaktor gebunden: Auch intragenerationell bietet sich ein Spektrum von Möglichkeiten, die reflektiert realisiert werden können. Ein zeitgemäßer Höflichkeitsbegriff hat demnach viele Faktoren zu berücksichtigen: Vor dem Hintergrund von fortwährendem kulturellen Wandel ergeben sich je nach Interaktionskontexten und Adressatendifferenzierungen unterschiedliche Stildimensionen, die gesellschaftlich unterschiedlich bewertet werden können. Neben Sprachgebrauchsdaten kann der Einbezug metapragmatischer Daten der Höflichkeitsforschung weiteren Aufschluss geben.

## Literatur

- Becker-Mrotzek, Michael & Rüdiger Vogt (2001): *Unterrichtskommunikation. Linguistische Analysemethoden und Forschungsansätze*. Tübingen: Niemeyer.
- Bousfield, David & Jonathan Culpeper (2008): Impoliteness: Eclecticism and diaspora. An introduction to the special edition. *Journal of Politeness Research* 4 (2), 161–168.
- Bousfield, David & Miriam Locher (Hrsg.) (2008): *Impoliteness in language. Studies on its interplay with power in theory and practice*. Berlin, New York: Mouton.
- Blum-Kulka, Shoshana & Gabriele Kasper (Hrsg.) (1993): *Interlanguage pragmatics*. New York: Oxford University Press.
- Blum-Kulka, Shoshana, Juliane House & Gabriele Kasper (1989): Investigating cross-cultural pragmatics. An introductory overview. In Shoshana Blum-Kulka, Juliane House & Gabriele Kasper (Hrsg.), *Cross-cultural pragmatics. Requests and apologies*, 1–34. Norwood, NJ: Ablex.
- Brown, Penelope & Stephen C. Levinson ([1978] 1987): *Politeness. Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brown, Penelope (2005): Linguistic politeness. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus Mattheier (Hrsg.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, 1410–1416. Berlin, New York: de Gruyter.
- Cherubim, Dieter (2011): Höflichkeitskonstruktionen. *Der Deutschunterricht* 63 (2), 2–12.
- Cherubim, Dieter & Eva Neuland (2011): Agression und Unhöflichkeit bei Jugendlichen heute. In *Der Deutschunterricht* 63 (2), 44–50.
- Culpeper, Jonathan (1996): Towards an anatomy of impoliteness. *Journal of Pragmatics* 25 (3), 349–367.

- Eelen, Gino (2001): *A critique of politeness theories*. Manchester: St. Jerome.
- Ehlich, Konrad ([1992] 2005): On the historicity of politeness. In Richard Watts, Sachiko Ide & Konrad Ehlich (Hrsg.), *Politeness in language. Studies in its history, theory and practice*, 71–109. 2. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad & Jochen Rehbein (1986): *Muster und Institution: Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Ehrhardt, Claus & Eva Neuland (Hrsg.) (2009): *Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Ehrhardt, Claus, Eva Neuland & Hitoshi Yamashita (Hrsg.) (2011): *Sprachliche Höflichkeit zwischen Etikette und kommunikativer Kompetenz*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Ehrhardt, Claus & Eva Neuland (Hrsg.) (2017): *Sprachliche Höflichkeit: Historische, aktuelle und künftige Perspektiven*. Tübingen: Narr.
- Fix, Ulla (2006): Stil gibt immer etwas zu verstehen. Sprachstile aus pragmatischer Perspektive. In Eva Neuland (Hrsg.), *Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht*, 245–258. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Goffman, Erving (1955): On Face-work: An analysis of ritual elements of social interaction. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes*. 18 (3), 213–231.
- Grice, Herbert Paul (1975): Logic and conversation. In Peter Cole, Jerry L. Morgan (Hrsg.), *Speech acts*, 41–58. New York: Academic Press.
- Günthner, Susanne ([2001] 2002): Höflichkeitspraktiken in der interkulturellen Kommunikation am Beispiel chinesisch-deutscher Interaktionen. In Heinz-Helmut Lüger (Hrsg.), *Höflichkeitsstile*, 295–314. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Haferland, Harald & Ingwer Paul (Hrsg.) (1996): *Höflichkeit. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 52.
- Hartung, Martin ([2001] 2002): Höflichkeit und das Kommunikationsverhalten Jugendlicher. In Heinz-Helmut Lüger (Hrsg.), *Höflichkeitsstile*, 213–233. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Held, Gudrun (1995): *Verbale Höflichkeit. Studien zur linguistischen Theoriebildung und empirische Untersuchung zum Sprachverhalten französischer und italienischer Jugendlicher in Bitt- und Dankessituationen*. Tübingen: Narr.
- Held, Gudrun ([1992] 2005): Politeness in linguistic research. In Richard Watts, Sachiko Ide & Konrad Ehlich (Hrsg.), *Politeness in language. Studies in its history, Theory and practice*, 131–154. 2. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- Held, Gudrun (2009): Stachelschweine in der Sprachwissenschaft. Möglichkeiten und Grenzen des aktuellen pragmatischen Höflichkeitsdiskurses und seiner Anwendung in der Interkulturellen Kommunikation. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht*, 41–60. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Held, Gudrun (2017): Der face-Begriff im Schnittpunkt zwischen politeness und face-work – paradigmatische Überlegungen. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeit: Historische, aktuelle und künftige Perspektiven*, 57–76. Tübingen: Narr.
- House, Juliane & Gabriele Kasper (1981): Politeness markers in English and German. In Florian Coulmas (Hrsg.), *Conversational routine. Explorations in standardized communication situations and prepatterned speech*, 157–185. The Hague: Mouton.
- Hüsmert, Jana-Eileen (2013): *Unhöflichkeit im Unterricht? Eine gesprächsanalytische Studie zum Face-Work von Jugendlichen in Lehr-Lern-Situationen*. Unveröff. schriftliche Hausarbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung. Bergische Universität Wuppertal.

- Kádár, Dániel Z. & Michael Haugh (2013): *Understanding politeness*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kasper, Gabriele (1990): Linguistic politeness. Current research issues. *Journal of Pragmatics* 14, 193–218.
- Kotthoff, Helga (2002): Humor und (Un)Höflichkeit. Über konversationelle Beziehungspolitik. In Brigitte Felderer & Thomas Macho (Hrsg.), *Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen*, 289–318. München: Wilhelm Fink.
- Kotthoff, Helga (2003): Aspekte der Höflichkeitim Vergleich der Kulturen. *Muttersprache* 4, 289–306.
- Lakoff, Robin (1973): The logic of politeness: Or minding your P's and Q's. In Claudia Corum, T. Cedric Smith-Stark & Ann Weiser (Hrsg.), *Papers from the Ninth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society*, 292–305. Chicago: Chicago Linguistic Society.
- Lavandera, Beatriz (2005): The social pragmatics of politeness forms. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar & Klaus Mattheier (Hrsg.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, 1196–1205. Berlin, New York: de Gruyter.
- Leech, Geoffrey (1983): *Principles of pragmatics*. London, New York: Longman.
- Lenk, Hartmut & Elina Suomela-Härmä (Hrsg.) (2014): *Höflichkeitin Textsorten*. Landau: Verlag für Empirische Pädagogik.
- Lindorfer, Bettina (2009): Zur europäischen Geschichte höflichen Sprechens: Von der mittelalterlichen Didaxe zur Stilisierung höflichen Sprechens in der Renaissance. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeitin interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht*, 27–41. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Linke, Angelika (1996): Höflichkeitund soziale Selbstdarstellung. Höflichkeitskonzepte in Anstandsbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachwissenschaft (OBST)* 52, 70–104.
- Locher, Miriam & Richard Watts (2008): Relational work and impoliteness: Negotiating norms of linguistic behaviour. In David Bousfield & Miriam Locher (Hrsg.), *Impoliteness in language. Studies on its interplay with power in theory and practice*, 77–99. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Locher, Miriam (2017): Interpersonale Pragmatik und (Un)Höflichkeitsforschung. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeit: Historische, aktuelle und künftige Perspektiven*, 77–88. Tübingen: Narr.
- Lüger, Heinz-Helmut (Hrsg.) ([2001] 2002): *Höflichkeitsstile*. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Lüger, Heinz-Helmut (2010): Höflichkeitund Textstil. In Zofia Bilut-Homplewicz, Agnieszka Mac, Marta Smykała & Iwona Szwed (Hrsg.), *Text und Stil*, 261–277. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Lüger, Heinz-Helmut (2011): Höflichkeitsstile im Vergleich. *Der Deutschunterricht* 63 (2), 13–23.
- Montandon, Alain (Hrsg.) (1991): *Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklungen der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern*. Bern u. a.: Peter Lang.
- Neuland, Eva (2008): *Jugendsprache. Eine Einführung*. Tübingen: UTB.
- Neuland, Eva (2015): „Hey, was geht?“ Beobachtungen zum Wandel und zur Differenzierung von Begrüßungsformen Jugendlicher. *IDS-Sprachreport* 1, 30–35.
- Neuland, Eva (2018): „Höflich? Respekt!“ Jugendtypische Umgangsformen mit sprachlicher Höflichkeit. In Arne Ziegler (Hrsg.), *Jugendsprachen. Aktuelle Perspektiven internationaler Forschung*. Berlin: de Gruyter (im Druck).

- Neuland, Eva, Benjamin Könnig & Elisa Wessels (2017): Zum Umgang mit (Un)Höflichkeitin generationeller Perspektive. In Claus Ehrhardt & Eva Neuland (Hrsg.), *Sprachliche Höflichkeit: Historische, aktuelle und künftige Perspektiven*, 287–306. Tübingen: Narr.
- Ruiz de Zarobe, Leyre & Yolanda Ruiz de Zarobe (Hrsg.) (2012): *Speech acts and politeness across languages and cultures*. Bern u. a.: Peter Lang.
- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung* 10, 353–402. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf> (letzter Zugriff 11. 9. 2017).
- Tracy, Karen (1990): The many faces of face-work. In Howard Giles & Peter Robinson (Hrsg.), *The handbook of language and social psychology*, 209–226. Chichester, New York: Wiley.
- Watts, Richard, Sachiko Ide & Konrad Ehlich (Hrsg.) ([1992] 2005): *Politeness in language. Studies in its history, theory and practice*. 2. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.



Angelika Linke

## 14 Kulturhistorische Linguistik

**Abstract:** Der Beitrag stellt das Arbeitsfeld der Kulturhistorischen Linguistik vor. Er umreißt ihre Entstehung und ihren Status mit Blick auf die größeren wissenschaftshistorischen und disziplinären Zusammenhänge und gibt einen Überblick über die zentralen theoretischen Konzepte, über Leitfragen, methodische Zugänge und Gegenstände. Besonderes Gewicht wird auf die Darstellung des Kultur- wie des Sprachbegriffs gelegt, welcher die Perspektive der Kulturhistorischen Linguistik auf historische Sprachwelten und deren Wandel auszeichnet, ergänzt durch Überlegungen dazu, wie sich Kulturhistorische Linguistik zu ihrer ‚Schwesterwissenschaft‘, der Neuen Kulturgeschichte, verhält. In methodischer Hinsicht wird die gesprächslinguistische Gretchenfrage – *why that now* – für die Kulturhistorische Linguistik adaptiert und die kulturelle Signifikanz von Form, d. h. von sprachlicher und kommunikativer Musterhaftigkeit sowie von deren Veränderungen in der Zeit herausgestellt. Im Anschluss daran werden mögliche Themenfelder und Gegenstände Kulturhistorischer Linguistik vorgestellt und anhand von Kurzpräsentationen exemplarisch ausgewählter Arbeiten anschaulich gemacht. In einem abschließenden Kapitel werden die Fragestellung und das Erkenntnispotential Kulturhistorischer Linguistik nochmals zusammenfassend reflektiert mit dem Blick darauf, dass die Erarbeitung linguistischer Befunde zwar den disziplinären Kern kulturhistorischer linguistischer Forschung bildet, ihre Frage nach der kulturellen Signifikanz dieser Befunde aber immer darüber hinausgeht.



**Keywords:** Kulturanalyse, Kulturhistorische Linguistik, Muster, Sprachgeschichte, symbolische Form

### 1 Einleitung

Sprache ist das nicht vom Menschen ablösbare Medium seiner kognitiven wie emotiven Auseinandersetzung mit seinen Mitmenschen und seiner Umwelt. Sie erfährt ihre Ausformung, Erhaltung und Veränderung in der Sozialität

---

Angelika Linke, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: [alinke@ds.uzh.ch](mailto:alinke@ds.uzh.ch)

 Open Access. © 2018 Angelika Linke, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110538601-015>

menschlichen Miteinanders, das in seiner Spezifik wiederum durch sie geprägt ist – Sprache als symbolische Form (Cassirer [1953] 1994) ist ebenso Lebensmittel des Einzelnen wie auch Formativ *und* Sediment der kulturellen Selbsteinbettung menschlicher Gemeinschaften. Sprache zu erforschen ist deshalb immer (auch) eine kulturanalytische Unternehmung – eine Erkenntnis, die in der Ethnologie eine lange Tradition besitzt und in der Ausbildung der *Linguistic Anthropology* auch ihren disziplinären Niederschlag gefunden hat.<sup>1</sup>

Kulturhistorische Linguistik kann entsprechend als das linguistische Arbeitsfeld bestimmt werden, das diesen kulturanalytischen Blick auf historische Sprachwelten und deren Sprachgebräuche richtet, in der Absicht, die in ihnen zum Ausdruck kommenden kulturellen Selbst- und Weltdeutungen, die soziokulturellen Orientierungssysteme sowie die Normen, Werte, Einstellungen und Gefühle der entsprechenden Kommunikationsgemeinschaften zu erfassen und darzustellen. Mit Referenz auf Dell Hymes könnte man diesen Forschungsansatz als historisch gewendete Ethnographie der Kommunikation verstehen, die sowohl den „ways of speaking“ (Hymes 1989) von Kommunikationsgemeinschaften in einer bestimmten historischen Epoche nachgeht als auch die länger- oder kurzfristigen historischen Veränderungen von solchen ‚Redeweisen‘ als Medium und Ausdruck kultureller Veränderungen untersucht und deutet.<sup>2</sup>

In meinem Versuch, dieses Arbeitsfeld im Folgenden theoretisch, methodisch und inhaltlich zu umreißen, gehe ich in fünf Schritten vor: Nach ersten terminologischen und fachgeschichtlichen Überlegungen stelle ich in einem zweiten Kapitel unter den Stichworten *Kultur*, *Geschichte* und *Sprache* die kulturhistorische Konturierung dieser Konzepte sowie die Bezüge zwischen ihnen dar. In einem dritten Kapitel gehe ich auf Quellen-, Methoden- und konzeptuelle Leitfragen Kulturhistorischer Linguistik ein, wobei ich ein besonderes Augenmerk auf sprachliche Muster als Zugriffsgröße lege. Im vierten Kapitel stelle ich exemplarische Arbeitsbereiche und Gegenstände Kulturhistorischer Linguistik vor und schließe in einem fünften Kapitel mit einer Reflexion auf den Leistungsauftrag und das Erkenntnispotential der kulturhistorischen Perspektive auf Sprachgeschichte den Beitrag ab.

---

1 Bereits Franz Boas, der seine linguistischen Studien auf kulturanthropologischer Basis entwickelte, hält in seiner Einleitung zum *Handbook of American Indian Languages* fest: „Thus [...] the study of language must be considered as one of the most important branches of ethnological study.“ (Boas [1911] 1963: 73).

2 Insofern lässt sich die Kulturhistorische Linguistik auch als linguistische Hermeneutik unter kulturhistorischem Vorzeichen verstehen – vgl. hierzu das Plädoyer von Fritz Hermanns für eine „linguistische Hermeneutik“ (Hermanns [2003] 2012).

## 2 Terminologien, Fachtraditionen, Wissenschaftshorizonte

Der Titel dieses Handbuchbeitrags – Kulturhistorische Linguistik – wurde vom Bandherausgeber gesetzt und von mir als Bearbeiterin auch nicht geändert. Bei der mit diesem Titel gewählten Bezeichnung handelt es sich allerdings um keinen eingeführten Terminus. Sie konkurrenziert aber auch keinen anderen solchen: Das Arbeitsfeld, das mit der Bezeichnung avisiert wird, hat noch keinen terminologisierten Namen, obwohl es sich seit den 1980er Jahren in Aufsatzbeiträgen, Monographien, Sammelbänden und Schriftenreihen<sup>3</sup> manifestiert. So lassen sich an sprachhistorisch einschlägigen Publikationen, die das Stichwort *Kultur* bereits im (Unter-)Titel führen und damit eine entsprechende Selbstzuordnung vornehmen, exemplarisch nennen: Der Sammelband zu *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte* (Gardt, Haß-Zumkehr & Roelcke 1999), das *Deutschunterricht*-Themenheft *Sprache und Kulturgeschichte* (2001) sowie rezent die Monographie von Juliane Schröter zu *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert* (2016a). Ähnliche Selbstzuordnungen finden sich auch bei programmatisch orientierten Aufsatzbeiträgen, wie etwa von Utz Maas zum *Kulturanalytische[n] Zugang zur Sprachgeschichte* (Maas 1987), Fritz Hermanns zu *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte* (Hermanns [1995] 2012), Angelika Linke zu *Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse* (Linke 2003a) und Heidrun Kämper zu *Linguistik als Kulturwissenschaft. Am Beispiel einer Geschichte des sprachlichen Umbruchs im 20. Jahrhundert* (Kämper 2007). Während also diese (und weitere) Publikationen selbst die Existenz eines – in seinen Konturen allerdings sehr offenen – Arbeitsfeldes<sup>4</sup> ausweisen, das sowohl sprachhistorisch als auch kulturanalytisch orientiert ist, machen die Variationen in den Titelformulierungen deutlich, dass eine allgemeine Bezeichnung dafür noch nicht gefunden ist. In dieser Situation stellt *Kulturhistorische Linguistik* eine praktikable Lösung dar.

<sup>3</sup> Bereits seit 1991 erscheint bei Peter Lang eine Buchreihe unter dem Reihentitel *Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte*.

<sup>4</sup> Die Gründung eines internationalen Forschungsnetzwerkes zur „kulturbezogenen und kulturanalytischen Linguistik“ im Jahr 2015 (<http://www.kulturlinguistik.org>, letzter Zugriff 10. 11. 2017) sowie einer linguistischen Sektion im Rahmen der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft im selben Jahr (<https://kwgev.wordpress.com>, letzter Zugriff 10. 11. 2017) können zudem als ‚Disziplinierung‘ des Arbeitsfeldes verstanden werden.



## 2.1 Entkulturalisierung und Neu-Kulturalisierungen in der Sprachwissenschaft

Dass die oben genannten sprachgeschichtlichen Publikationen, die sich selbst als kulturanalytisch verorten, erst mit den späten 1980er Jahren einsetzen, ist symptomatisch, denn die Geschichte der germanistischen Linguistik ist im 20. Jahrhundert zunächst von einem zunehmenden Ausschluss des Kulturellen geprägt. Diese Entwicklung trifft die gegenwartssprachlich orientierte Linguistik allerdings radikaler als die Sprachgeschichtsforschung, in der die kulturgeschichtliche Verankerung sprachhistorischer Erkenntnisse – etwa im Kontext historischer Stadtsprachen- oder Namenforschung, in der Erforschung der Geschichte der Rechtssprache oder in der historisch orientierten Dialektologie – auch im 20. Jahrhundert eine kontinuierliche, wenn auch nicht dominante Traditionslinie bildet.<sup>5</sup>

Seit den 1980er Jahren lässt sich eine zögerliche Veränderung dieser Entwicklung beobachten: In sprachtheoretischen Beiträgen und Diskussionen wird die *Entkulturalisierung* der (germanistischen) Sprachwissenschaft zunehmend kritisiert<sup>6</sup> und in der konkreten Forschung zeichnet sich gleichzeitig eine (*Re-*)*Kulturalisierung* der Sprachwissenschaft ab, die gerade auch in der Sprachgeschichtsforschung greift (vgl. Linke 2003a). Zu dieser Entwicklung tragen innerdisziplinäre wie auch interdisziplinäre Faktoren bei:

- *Innerdisziplinär* findet einerseits eine pragma- und performanzlinguistisch motivierte Revitalisierung derjenigen sprachtheoretischen Traditionslinien – von Herder und Humboldt über Mead und Wittgenstein bis zu Austin – statt, in welchen Sprache und sprachliches Handeln als Lebensform entworfen bzw. als Bedingung der Möglichkeit sozialer wie kognitiver Weltaneignung und Weltveränderung verstanden wird.<sup>7</sup> Diese sprachtheoretische Erneuerung wird unterstützt durch die zunehmend multimodale

---

<sup>5</sup> Stefan Sonderegger konstatiert im Jahr 2000 eine „wiederum“ engere Verbindung von Sprachgeschichte und Kulturgeschichte – und verweist damit auf entsprechende Fachtraditionen, die durch die systemlinguistische Ausrichtung der Sprachwissenschaft um die Mitte des 20. Jahrhunderts unterbrochen bzw. marginalisiert worden waren (Sonderegger 2000: 56).

<sup>6</sup> Vgl. zur fachinternen Diskussion der *Entkulturalisierung* und *Neukulturalisierung* der (germanistischen) Sprachwissenschaft u. a. Linke (2003a), Günthner & Linke (2006), Jäger (2006), Ehlich (2006), Feilke (2016).

<sup>7</sup> Dass Johann Christoph Adelung mit seinem *Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts* (1782) zu den Gründervätern der Kulturgeschichtsschreibung gehört, dürfte zumindest in der Sprachwissenschaft kaum bekannt sein. Adelung geht bereits von einem breiten Kulturbegriff aus, der Handwerk ebenso wie Religion oder Gesetze umfasst – und auch die Sprache als „von Menschen erfunden“ (Adelung 1782: 12).

- Orientierung verschiedener linguistischer Teildisziplinen, allen voran Textlinguistik und Interaktionsforschung, und geht mit einer Relativierung des (hegemonialen) repräsentationistischen Sprachbegriffes und auch mit einem neuen Verständnis für die Medialität von Sprache einher (vgl. Krämer 2002; Jäger 2001). Die selbstverständliche Gleichsetzung von Sprache und Verbalität wird dadurch in Frage gestellt, die Interdependenz von Sprache und anderen Zeichensystemen ‚entdeckt‘ und damit auch die spezifische Semiotizität von Sprache in den linguistischen Aufmerksamkeitsfokus gerückt.
- *Interdisziplinär* ist der Aufstieg von *Kultur* zu einem disziplinenübergreifenden Orientierungsbegriff der Geistes- und Sozialwissenschaften von großem Einfluss. Im Kontext dieser Entwicklung verändert sich die Gebrauchssemantik von *Kultur* seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts nachhaltig, sowohl im wissenschaftlichen wie im weiteren gesellschaftlichen Diskurs, wobei dieser Prozess zum Teil unter der Hand und ohne explizite Thematisierung, zum Teil argumentativ reflektiert in Form kulturtheoretischer Debatten verläuft. Er führt zu einem dominant konstruktivistisch sowie semiotisch begründeten Verständnis von Kultur und geht mit einer Sensibilisierung sowohl für die Selbstreflexivität sprachlicher Ausdrucksprozesse wie auch für die schöpfende und setzende Kraft performativer Zeichen-Akte einher (vgl. ausführlicher Unterkapitel 3.1).

## 2.2 Kulturanalytische Orientierung in gegenwartsbezogener und Historischer Linguistik

Eine sich in diesem Kontext positionierende „kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik“<sup>8</sup> kann ihren Fokus ebenso auf die Gegenwartssprache wie auf historische Sprachstufen richten. Dabei stehen meist Wandelprozesse und seltener sprachliche Zustände im Vordergrund, gefragt wird in erster Linie nach dem Verhältnis zwischen sprach- und kommunikationsgeschichtlichen Veränderungen einerseits und sozial- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen andererseits. Diese Fokussierung auf Wandelprozesse ist nicht zuletzt aus methodischen Gründen naheliegend: In der historischen Kontrasterfahrung werden Sprachgebräuche und Interaktionsmuster, die unter zeitgenössischer Stillstellungs-Perspektive als selbstverständlich, ja ‚natürlich‘ erscheinen, in ihrer kulturellen Geprägtheit deutlich. Sowohl auf die Gegenwart wie auch auf die Vergangenheit bezogen kann das methodische Instrument des diachron-

---

<sup>8</sup> So die Selbstbeschreibung des Netzwerkes *KULI – kulturbezogene und kulturanalytische Linguistik*: <http://www.kulturlinguistik.org> (letzter Zugriff 11.10. 2017).

vertikalen Vergleichs durch den synchron-horizontalen Vergleich verschiedener Kommunikationsgemeinschaften ersetzt bzw. ergänzt werden – die Interkulturelle Linguistik ist auf solche synchronen Vergleiche spezialisiert.

### 2.3 Kulturhistorische Linguistik im Kontext benachbarter historischer Forschungsfelder

Die Ausbildung der Kulturhistorischen Linguistik ist eingebettet in einen Ausdifferenzierungsprozess innerhalb der Sprachgeschichtsforschung, der in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts seinen Anfang nimmt und damit auch in der Folge der Hinterfragung hergebrachter akademischer Forschungstraditionen und Erkenntnisinteressen der 1968er Jahre steht. Was sich ausbildet, ist eine plurale Forschungslandschaft, in der sich unterschiedliche sprachtheoretische Zugriffe, Erkenntnisinteressen und Gegenstandsbestimmungen zu sich vielfach überlagernden Arbeitsfeldern bündeln. Es geht aber nie um Forschungsalternativen, sondern um sich ergänzende Perspektiven und Erkenntnisinteressen.

Die *Historische Pragmatik*, die in der Germanistik mit einem kleinen, aber einschlägigen Sammelband Ende der 1970er Jahre auf die Agenda der Sprachgeschichtsforschung gesetzt wurde (Sitta 1980), geht der Geschichte des *Sprachgebrauchs* in Relation zu dessen außersprachlichen Kontexten nach. Theoretisch zunächst stark an der Sprechakttheorie orientiert, bilden die Geschichte einzelner Sprechakte (etwa Schwarz 1984 und Auer 1988 zu Liebeserklärungen, allgemeiner Jucker & Taavitsainen 2008) sowie das Sprechaktfeld der (Un-)Höflichkeit einen ihrer Schwerpunkte; letzteres besonders prominent in der anglistischen Forschung (Jucker & Taavitsainen 2010a; Jucker 2011). Weitere ‚Standbeine‘ sind die Geschichte von Textsorten sowie die Geschichte diskursiver bzw. kommunikativer Praktiken (Gloning 2012; Lobenstein-Reichmann 2012).<sup>9</sup> Aus letzterer ergibt sich ein gleitender Übergang zur *Kommunikationsgeschichte*, die als Dynamisierung der Historischen Pragmatik unter interaktiv-dialogistischer Perspektive verstanden werden kann. Im Fokus stehen hier die historischen Weisen des *Miteinander-Sprechens* und deren Veränderungen, und dies in der Zusammenschau aller kommunikativen Modali-

---

<sup>9</sup> In den letzten zwei Jahrzehnten wurde der thematische Fokus der Historischen Pragmatik zunehmend erweitert, vgl. etwa den Tagungsband von Ernst (2012) wie auch das anglistisch fokussierte Handbuch *Historical Pragmatics* (Jucker & Taavitsainen 2010b); für einen kritischen Kommentar zur zunehmenden konzeptionellen Disparatheit des Forschungsfeldes vgl. Habermann & Ziegler (2012).

täten und semiotischen Ressourcen sowie der hierfür genutzten (technischen) Medien (vgl. Linke 2014; Schröter & Linke i. Dr.). Beide Arbeitsfelder, Historische Pragmatik wie auch Kommunikationsgeschichte, haben ihr Profilierungsmoment in ihrem starken Sprachhandlungs- und Praktikenbezug.

Die *Historische Soziolinguistik* ist durch ihren Fokus auf die Sozialität von Sprache thematisch eng mit der Kulturhistorischen Linguistik und deren Kultur-Fokus verbunden, unterscheidet sich aber durch ihre stärker systemlinguistische Orientierung deutlich von ihr. Denn im Gegensatz zur gegenwartsbezogenen Soziolinguistik, die sich seit den 1980er Jahren sowohl von ihrem Schichtbezug wie vom damit verbundenen sprachstrukturellen Fokus abgewendet und sich in der Auseinandersetzung mit sozialen Faktoren wie Geschlecht, Alter, Ethnie zunehmend performanztheoretisch orientiert hatte,<sup>10</sup> hat sich in der historischen Soziolinguistik sowohl der Fokus auf die soziale Schichtung der Gesellschaft als auch die strukturlinguistische Orientierung erhalten und unter dem Schlagwort der „Sprachgeschichte von unten“ in den letzten 20 Jahren zu einem umfassenden varietätslinguistischen Forschungsprogramm entwickelt.<sup>11</sup>

Die *Historische Semantik*, 1987 von Dietrich Busse unter Orientierung an Foucault'scher Diskursanalyse als spezifisch linguistischer Zugang zur Wissensgeschichte entworfen und seitdem fester Bestand im Haushalt sprachgeschichtlicher Arbeitsfelder, lässt sich, sofern man ‚Wissen‘ unter einen weiten Kulturbegriff (vgl. Unterkapitel 3.1) subsumiert, eng mit Kulturhistorischer Linguistik koppeln. Ebenfalls eng mit ihr verbunden ist schließlich das Forschungsfeld, das in den letzten drei Dezennien unter der Bezeichnung *Sprachbewusstseinsgeschichte* ausgeformt wurde und dessen Erkenntnisinteresse nicht auf Quellen gerichtet ist, die historische Sprache und Sprachgebräuche *dokumentieren*, sondern in erster Linie auf Texte, die Sprache und Sprachgebräuche *kommentieren*, und zwar aus der jeweiligen zeitgenössischen Perspektive. Die Leitfragen der Sprachbewusstseinsgeschichte – wie historische Kommunikationsgemeinschaften eigenes und fremdes Sprachhandeln beobachten,

---

**10** Dabei werden Unterschiede in Sprachgebrauch und Interaktionsmustern zunehmend als *kulturelle* Differenzen, das heißt als performative Marker und konstitutive Akte der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen *communities of practice* verstanden, welche entsprechende Ein- und Ausschlussprozesse regeln. Kritisch betrachtet kann dieser Prozess als Kannibalisierung der Kategorie des Sozialen durch die des Kulturellen verstanden werden, wobei dann auch Erscheinungsformen sozialer Macht im Konzept der ‚Differenz‘ politisch entschärft werden.

**11** Grundlegend Elspaß (2005), einschlägig auch Vandenbussche & Elspaß (2007). Das 2005 gegründete *Historical Sociolinguistics Network* sowie das *Handbook of Historical Sociolinguistics* (Hernández-Campoy & Conde-Silvestre 2012) oder das seit 2015 erscheinende *Journal of Historical Sociolinguistics* belegen die internationale Karriere dieses Forschungsbereichs.

einschätzen und disziplinieren, welcher ‚Geschmack‘ in sprachlichen Dingen herrscht und welche symbolischen Werte mit bestimmten Weisen des Sprechens verbunden werden – sind für die Einschätzung des kulturkonstitutiven Potenzials von Sprache unmittelbar relevant und die entsprechenden Arbeiten (etwa Schikorsky 1998; Kämper 2002; Scharloth 2005; Stukenbrock 2005; Meier 2013; Ruoss i. V.) lassen sich auch als Beiträge zur Kulturhistorischen Linguistik lesen.

### 3 Kulturbegriff – Sprachverständnis – Geschichtsbezüge

Die Perspektive der Kulturhistorischen Linguistik auf historische Sprachwelten und deren Wandel ist durch einen spezifischen Kulturbegriff und einen kulturalistisch akzentuierten Sprachbegriff geprägt. Beide werden im Folgenden erläutert – ergänzt durch Überlegungen dazu, wie sich Kulturhistorische Linguistik als historische Wissenschaft eigentlich zur (neueren) Geschichtswissenschaft verhält.

#### 3.1 Kulturbegriff

Der Kulturbegriff<sup>12</sup> kulturanalytischer Linguistik ist durch die sprachtheoretischen Traditionslinien von Giambattista Vico über Herder und Humboldt bis in die anthropologische Linguistik der Gegenwart hinein geprägt und hat in den interdisziplinären Diskussionen im Zuge von *cultural turn* und *linguistic turn* zusätzliche Profilierungen und Erweiterungen erfahren, die sich allerdings sehr leicht an die bestehenden fachinternen Denktraditionen anschließen lassen.

Insgesamt handelt es sich um einen nicht-normativen, analytischen Kulturbegriff,<sup>13</sup> der nicht elitistisch, sondern alltagsweltlich orientiert und breit angelegt ist. Als nicht homogenes, sondern in sich differenziertes „complex whole“ (Tylor 1871: 1; in ähnlicher Formulierung dann etwa auch Goodenough [1957] 1964: 36) umfasst Kultur in diesem Verständnis immer schon unter-

<sup>12</sup> Vgl. für diesen Abschnitt auch die Ausführungen in Linke (2009, 2016).

<sup>13</sup> Im Kontext (traditioneller) Wörterbuchschreibung lässt sich dagegen zum Teil durchaus auch ein normatives Verständnis von Kultur konstatieren, vgl. Haß-Zumkehr (1999).

schiedliche – vom Menschen ‚selbst gesponnene‘<sup>14</sup> – „webs of significance“ (Geertz 1973: 5) und ist entsprechend pluralisch und damit auch potentiell als in sich widersprüchlich konzipiert. Kultur in diesem Sinn umfasst alle Felder gesellschaftlichen Wissens und Glaubens,<sup>15</sup> alle Institutionalisierungen des privaten wie des öffentlichen Lebens, die Usanzen und Routinen unseres praktischen (auch unseres sprachlich-kommunikativen) Verhaltens und Handelns, die Regularitäten des Gefühlsausdrucks wie der Gefühle selbst sowie die Dispositionen, Werte und Normen, die unsere Welt- wie unsere Selbstwahrnehmung prägen.<sup>16</sup> Kulturgeprägt sind zudem nicht nur die Weisen unseres Agierens, sondern ebenso jene unseres Reagierens – Angehörige derselben Kulturgemeinschaft sind deshalb, zumindest in einem gewissen Rahmen, füreinander berechenbar.<sup>17</sup> Damit ist implizit auch schon festgehalten, dass Kultur kein auf das Individuum, sondern ein auf gesellschaftliche Gruppierungen bezogenes Konzept ist, das von und in diesen konstituiert wird und genau deshalb auch der Integration des Einzelnen in eine Gruppe – und damit der Zuschreibung von Identität – dienen kann.

Für das theoretische Zusammendenken von Sprache und Kultur ist es zudem besonders relevant, Kultur nicht nur als Inhalts-, sondern auch als *Form*-kategorie, und zwar als „symbolische Form“ (Cassirer [1953] 1994) zu fassen, die als semiotisch signifikant und damit als kulturell interpretierbar, als ‚lesbar‘ verstanden wird. Dabei geht es nicht um individuelle, sondern stets um musterhafte Formen, um Typik (vgl. Unterkapitel 4.3). Diese Formorientierung, in der sich die Konzepte von Kultur und Stil überlagern, ermöglicht es, kulturelle Bezüge auch zwischen unterschiedlichen Lebens- und Ausdrucksdomänen, also etwa zwischen Sprache und Körper, zwischen Sprache und Architektur etc. herzustellen.<sup>18</sup>

---

**14** Auch wenn Geertz diesen Bezug nicht ausweist, schließt die von ihm gewählte und vielzitierte Formulierung direkt an das Humboldt'sche Diktum von Sprache als Medium der kulturellen Selbstverortung des Menschen an, wenn dieser konstatiert, dass der Mensch sich „durch denselben Act vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, [...] er sich in dieselbe [ein]spinnt“ (Humboldt 1836: 59). Die von Humboldt auf Sprache, von Geertz auf Kultur gemünzte Feststellung macht den engen Bezug zwischen diesen beiden Konzepten deutlich.

**15** Vgl. Edward Burnett Tylors berühmte frühe Formulierung von Kultur als „that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society“ (Tylor 1871: 1).

**16** Vgl. u. a. Goodenough ([1957] 1964: 36). Fritz Hermanns fasst *Kultur* deshalb unter die von ihm so benannten „Totalitätsbegriffe“ (Hermanns [1999] 2012).

**17** Ich beziehe mich hier auf einen Hinweis bei Boas ([1911] 1963: 149), der die Berechenbarkeiten des sozialen Umgangs in sein Kulturverständnis einschließt.

**18** Vgl. ausführlicher zum Verhältnis von Stil und Kultur: Linke (2009), sowie den Versuch einer die Ausdrucksdomänen übergreifenden Formanalyse: Linke (2010).

Kultur wird zudem *dynamisch* gefasst, d. h. weniger als etwas, das *ist* bzw. das man *hat*, sondern als etwas, das *getan*, das heißt in ständiger Tätigkeit sowohl stabilisiert als auch verändert wird. Diese Vorstellung eines „doing culture“ (Hörning & Reuter 2004: 10)<sup>19</sup> geht einher mit einem performativen Verständnis von Kultur und ist dialogistisch grundiert, insofern solches *doing* nie als individuelles, sondern immer als ein soziales, ein „Miteinandertun“ (Hörning & Reuter 2004: 12) konzipiert ist. Schließlich ist mit dem Stichwort ‚Tun‘ auch ein praktisches Verständnis von Kultur angesprochen. Dieses wurde vor allem in der rezenten sozialwissenschaftlichen Theoriedebatte ausgebildet (hierzu etwa Schatzki 1996; Reckwitz 2003, 2004; Hirschauer 2004; Turner 2007), geht mit einem starken Materialitäts- und Körperbezug einher und fokussiert auf die Routiniertheit und latente Unbewusstheit von (Körper-)Praktiken, in welche die Akteure mehr eingebunden sind, als dass sie sie reflektiert steuern. Dieser praxeologische Zugang, der auch für einen sprachbezogenen Kulturbegriff relevant ist, wird in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung tendenziell als Gegenmodell zu semiotisch bzw. textualistisch grundierten Ansätzen der Kulturanalyse profiliert.<sup>20</sup> Aus (kultur-)linguistischer Perspektive stellt der praxeologische Zugang aber kein Gegen-, sondern vielmehr ein Ergänzungsmodell zu einem semiotischen Zugang dar (hierzu einschlägig der Sammelband von Deppermann, Feilke & Linke 2016).

### 3.2 Sprachverständnis

Sprache ist in einem kulturlinguistischen Zugriff nicht das Medium, durch das *hindurch* wir Kultur erkennen, sondern das Medium, *an* dem wir Kultur erkennen. Sprache *vermittelt* nicht Kultur (das tut sie *auch*, aber darum geht es unter linguistischer Perspektive nur peripher), sie *ist* Kultur. Entsprechend schauen wir in kulturlinguistischen Analysen *auf* die Sprache, das heißt, es sind zunächst ihre jeweiligen historischen Oberflächenformen, die unseren Gegenstand bilden und denen wir uns mit linguistischen Analysemethoden nähern. Dabei kommen alle sprachlichen Ränge von der Laut- bis zur Textebene ins Spiel. Denn auch wenn es die beweglicheren Elemente von Sprache sind – prototypisch das Lexikon –, die sich als Medien auch kurzfristigen kulturellen Wandels eignen, kann Kultur durchaus auf das statischere Feld der Grammatik durchschlagen bzw. sich dort manifestieren: So lässt sich mit Blick auf die lexi-

<sup>19</sup> Der Ausdruck wurde von Hörning & Reuter (2004) als „Sammelbegriff“ für die in der Kultursoziologie wie auch in anderen performanztheoretisch orientierten Forschungsfeldern üblichen Termini „doing gender“, „doing identity“ etc. geprägt (Hörning & Reuter 2004: 10).

<sup>20</sup> Vgl. zu dieser Gegenüberstellung einschlägig Reckwitz (2003, insbesondere 290).

kalische Ebene in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ein gehäuftes Auftreten des Lexems *Spaß* im öffentlichen Diskurs belegen, eine Entwicklung, die zudem durch das Erscheinen zahlreicher neuer Kompositumsbildungen mit *Spaß* als Grundwort flankiert wird. Interessanter noch als dieser lexikalische Befund, der die zeitgenössische kulturkritische Diagnose hinsichtlich einer Hedonisierung der Gesellschaft (der ‚Spaßgesellschaft‘) geradezu plakativ stützt, ist jedoch eine grammatische Veränderung, die sich im selben Zeitraum zeigt: Hier geht es um den Verbalausdruck *an/mit etwas Spaß haben*, der nun zunehmend absolut, das heißt ohne Adverbialergänzung verwendet wird (also in Konstruktionen wie: *gestern hatten wir viel Spaß; ich will Spaß etc.*). In dieser absoluten Verwendung erscheint *Spaß haben* weniger als Effekt eines Objekts, mit dem man sich beschäftigt (wie in: *ich hatte Spaß mit meiner Enkelin*), oder einer Tätigkeit, die man ausübt (wie in: *wir hatten Spaß am Karussellfahren*), sondern als selbstreflexive Aktivität dessen, der da *Spaß hat*. Und auch im Gegensatz zum syntaktischen Muster *es macht (mir) Spaß*, das dem Sprecher die Rolle des Affizierten zuweist, tritt der Sprecher in der Wendung *ich habe Spaß* als Akteur und perspektivisches Zentrum der syntaktischen Szene auf. *Spaß zu haben* wird damit im Medium von Sprache als individuelle – und pragmatisch dann zudem als positiv konnotierte – Leistung konstruiert (vgl. ausführlicher Linke 2003b).

Es können (und sollten) also auch sprachstrukturelle Veränderungen durchaus kulturhistorisch gelesen werden. Denn auch wenn solche Veränderungen im morphosyntaktischen Bereich im Normalfall unter der Bewusstseinschwelle alltäglicher Sprachwahrnehmung liegen, so wäre es falsch, daraus auf deren kulturelle Neutralität zu schließen. Viel eher ist anzunehmen, dass sie gerade deshalb kulturell besonders wirkmächtig sind (vgl. auch Solms 1999; Bubenhofer 2009).

Weiter ist hier nochmals zu betonen, dass mit dem Sprachbegriff Kulturhistorischer Linguistik auch ein offener Zeichenbegriff einhergeht. Er ist in einem Spannungsfeld zwischen repräsentationistisch und handlungsbezogen anzusiedeln, auch wenn dieses Begriffspaar in linguistischen Kontexten häufig dichotomisch als Gegensatz konzipiert wird.<sup>21</sup> Ein solches Entweder-Oder ist der komplexen Leistungskraft sprachlicher Zeichen aber nicht adäquat, schon gar nicht, will man sie als Ausdruck und Medium der kulturellen Selbsteinbettung des Menschen verstehen.<sup>22</sup> Die Vorstellung von Sprache als ein dialogistisches,

---

<sup>21</sup> Prominent etwa von Keller (1995).

<sup>22</sup> Auch wenn wir Zeichenbedeutungen als gebrauchsbasiert und damit an konkretes Sprachhandeln gebunden modellieren, erfinden wir Zeichenbedeutungen nicht in jedem Kommunikationsakt neu, sondern greifen auf die in wiederholten Gebrauchsakten verfestigten, kognitiv sedimentierten Bedeutungsbindel zurück, die aber insofern gleichzeitig volatil sind, als jegli-



essentiell an das kommunikative *Miteinander* von Menschen gebundenes Phänomen bringt es zudem mit sich, dass Sprache nicht als Voraussetzung und Instrument von Kommunikation, sondern als ihr *Effekt* betrachtet wird, und umgekehrt Kommunikation als Lebensraum von Sprache, als ihr notwendiges Biotop.

Kulturhistorische Linguistik richtet ihr Augenmerk zudem auf die Materialität von Sprache und Kommunikation sowie auf das kulturell geprägte und seinerseits kulturkonstitutive Ineinander medial unterschiedlicher Zeichensysteme und Zeichendimensionen – von Text und Bild, Sprache und Körper, Zeit und Raum (vgl. Deppermann & Linke 2010; Linke 1996, 2008). Schließlich sensibilisiert die dialogistische Grundierung des hier skizzierten Sprachbegriffs auch für die beziehungskonstitutive Funktion von Sprache und Kommunikation und damit für die in einer Kommunikationsgemeinschaft typischen Beziehungsstrukturen und -rollen.<sup>23</sup>

### 3.3 Geschichtsbezug

Die Sprachgeschichtsforschung verfügt über keinen eigenen, spezifisch auf ihren Gegenstand bezogenen Geschichtsbegriff. Ihre Konzepte hinsichtlich der Strukturierung historischer Zeit oder auch ihre Vorstellungen hinsichtlich eines Kanons an sprachgeschichtlich relevanten historischen Ereignissen waren (und sind zum Teil nach wie vor) auf die entsprechenden Mainstream-Konzepte der Geschichtswissenschaft, zum Teil auch der Literaturgeschichte und deren Epochenbildungen bezogen. Erst seit der *Deutsche[n] Sprachgeschichte* von Peter von Polenz (1991–1999/2000) liegt eine sprachgeschichtliche Darstellung mit reflektiertem linguistischen Eigensinn vor, die einen sprachgebrauchs- und kommunikationsgeschichtlichen Perspektivenraster über die Geschichte der deutschen Varietäten legt. Dass andererseits jegliche sprachgeschichtliche Betrachtung, die mehr als eine ‚reine‘ Sprachwandelforschung anstrebt, auf die historisch-situative Kontextualisierung ihrer Daten und damit sowohl auf das Faktenwissen wie auch auf die Kenntnis theoretisch-methodischer Diskussionen der Geschichtswissenschaft angewiesen ist, scheint selbstverständlich. Dennoch kommt Klaus Mattheier in den späten 1990er Jahren mit Blick auf die historische Soziolinguistik zum Verdikt, dass „Sprachhistoriker offensichtlich weitgehend ohne klare Vorstellungen über die gesellschaftlichen Strukturen

---

cher Zeichengebrauch immer auch die Möglichkeit neuartiger Verwendung bzw. neuartigen Zeichenverständnisses mit sich bringt.

23 Hierzu etwa Lobenstein-Reichmann (2017), Schulz (2017), Ehlers (2004).

und Entwicklungen, die die Soziologie und Sozialgeschichte entwickelt haben, an die Analyse von sprachhistorischen Vorgängen gehen“ (Mattheier 1999: 17).

Für die Kulturhistorische Linguistik wäre daraus die Lehre zu ziehen, sich zumindest mit denjenigen thematischen, methodischen und theoretischen Entwicklungen auseinanderzusetzen, die das seit den 1990er Jahren unter dem Terminus *Neue Kulturgeschichte* firmierende geschichtswissenschaftliche Arbeitsfeld prägen. Da diese Auseinandersetzung bisher kaum erfolgt ist, greife ich im Folgenden einige dieser Entwicklungen auf.

Die Neue Kulturgeschichte weist sowohl in ihrer Genese als auch in ihrer Ausformung Parallelen zur Kulturhistorischen Linguistik auf: Sie ist geprägt durch eine Abwendung vom personen- und politikorientierten Mainstream der Geschichtswissenschaft,<sup>24</sup> durch fachexterne Einflüsse wie etwa durch die zur Zeit ihrer Erstpublikation kaum rezipierte Zivilisationsgeschichte Norbert Elias' (vgl. Elias [1939] 1976), durch einen ethnologisch geprägten interpretativen Kulturbegriff sowie durch praxistheoretische Einflüsse aus der Kulturosoziologie. Einzelne Arbeitsschwerpunkte der Neuen Kulturgeschichte wie etwa Mentalitätsgeschichte oder Diskursgeschichte lassen sich zudem ganz direkt auf entsprechende ‚Schwesterbereiche‘ innerhalb der Kulturhistorischen Linguistik beziehen.

Wie die Kulturhistorische Linguistik versteht sich die Neue Kulturgeschichte explizit nicht als bloße Erweiterung des traditionellen geschichtswissenschaftlichen Spektrums an Gegenständen und Methoden, sondern als eine spezifische, umfassende *Perspektive*, die Seh- und Verstehensmuster aufbricht, hergebrachte Gegenstände in neues Licht rückt und es deshalb auch ermöglicht, vorher unbenutzt gebliebene Kohärenzen zwischen disparaten Phänomenen zu entdecken<sup>25</sup> oder Erklärungsmöglichkeiten für historische Veränderungen jenseits vordergründiger und eventuell kurzschlüssiger Begründungskontexte zu finden (vgl. programmatisch Mergel 2002).

Dass die Neue Kulturgeschichte sich zudem (auch) mit Alltagsphänomenen befasst, wie etwa mit dem Tanz (vgl. Braun & Gugerli 1993) oder dem Körper

---

<sup>24</sup> Maßgebend hierfür sind hier etwa die Einflüsse der französischen Annales-Schule, das Konzept der Mentalität bildet eines der Brückenkonzepte, vgl. Kessel (2000).

<sup>25</sup> Vgl. zu diesem Anspruch etwa Landwehr (2005: 52). Ein eindrückliches Beispiel bildet hier die historische Bürgertumsforschung vor allem der 1990er Jahre, die gezeigt hat, dass für die in ökonomischer Hinsicht stark stratifizierte gesellschaftliche Formation des neuzeitlichen Bürgertums ein gemeinsamer Kanon von Verhaltens-, Gefühls- und Wertungsdispositionen das ausschlaggebende Integrationsmoment gegen innen und gleichzeitig Abgrenzungsmedium sowohl gegenüber den unterbürgerlichen Schichten wie auch gegenüber dem Adelsstand war (vgl. Kaschuba 1995; unter kommunikations- wie kulturgeschichtlicher Perspektive zudem Cherubim 1998; Linke 1996).

(vgl. Sarasin 2001), sowie mit Objekten, die im hergebrachten Geschichtsverständnis als geradezu wesenshaft ‚unhistorisch‘ deklariert waren, so etwa mit Emotionen (vgl. Kessel 2001), mit der Natur (vgl. Corbin 1999) oder mit dem Konzept der wissenschaftlichen Objektivität (vgl. Daston 1998), eröffnet ebenfalls Bezüge zur Kulturhistorischen Linguistik, nicht zuletzt zur Frage nach der Rolle von Sprache in der historischen Konturierung dieser Phänomene.

Schließlich muss an dieser Stelle als weiteres Bezugsfeld der Kulturhistorischen Linguistik die Begriffsgeschichte genannt werden, die sich seit den grundlegenden Arbeiten von Reinhart Koselleck<sup>26</sup> international als bedeutendes historisches Forschungsfeld etabliert hat (Steinmetz 2008) und zum Teil auch in der Geschichtswissenschaft unter der Bezeichnung *Historische Semantik* als Erforschung des in einer Epoche „Sagbaren“ (Steinmetz 1993) weitergetrieben wurde (vgl. Steinmetz & Leonhard 2016). Für die kulturanalytische Linguistik stellen diese beiden geschichtswissenschaftlichen Forschungsfelder wichtige Bezugs-, ja Überlappungsbereiche dar.

## 4 Analytisches Vorgehen

Die Kulturhistorische Linguistik muss für ihr analytisches Vorgehen das Rad nicht neu erfinden. Die kulturalistische Perspektive auf die sprachliche Vergangenheit bringt aber in einzelnen Bereichen Fokussierungen und Spezialisierungen mit sich, die im Folgenden angesprochen werden. Dem Konzept des ‚signifikanten Musters‘ kommt dabei besonderes Gewicht zu.

### 4.1 Quellen, Daten und Zugriffsweisen

Entsprechend dem Verständnis von Kultur als *complex whole* ist die Aufmerksamkeit Kulturhistorischer Linguistik auf das gesamte Spektrum historischer Quellen und Sprachdaten gerichtet, darunter auch auf solche, die nicht zum klassischen Kanon der Sprachgeschichtsforschung gehören, also etwa Quellen privater Schriftlichkeit wie Tagebücher, Briefe, Poesiealben; alltagsgebundene Quellen wie Ratgeber, Gebetstexte oder Gebrauchsanleitungen; Quellen des *linguistic landscape* wie Schilder, Reklamen, Aufschriften etc. Schließlich

---

<sup>26</sup> Reinhart Kosellecks Gedanke, dass Begriffe nicht nur Indikatoren, sondern ihrerseits auch Faktoren geschichtlichen Wandels sind (Brunner, Conze & Koselleck 1972–1997: Bd. 1, XXII), ist Zündfunke und nach wie vor auch Leitidee begriffsgeschichtlicher Forschung.

sind – obwohl dies bisher in der Sprachgeschichtsforschung unüblich ist – auch bildliche Quellen wie etwa Genrebilder, Illustrationen, Fotos und Filme dort einzubeziehen, wo sie die Rekonstruktion multimodalen kommunikativen Handelns ermöglichen (vgl. Zakharine 2002; Linke 2012). Für das 20. Jahrhundert liegen zudem mit Radio- und Fernsehaufzeichnungen gesprochensprachliche und visuelle Daten vor, die bisher noch kaum in den Fokus sprachhistorischer Forschung geraten sind. So ließen sich anhand historischer Rundfunkaufnahmen Fragen stellen wie etwa die nach dem Wandel der für Nachrichtensprecher, Radioprediger oder Moderatoren von Unterhaltungssendungen typischen Intonationsmuster im Verlauf des 20. Jahrhunderts und nach möglichen soziokulturellen Erklärungen für diesen Wandel (aus kulturvergleichender Perspektive vgl. hierzu Zakharine 2013).

Unabhängig davon, ob man sich eher traditioneller oder unkonventioneller Quellen bedient, erfordert deren Nutzung unter kulturalistischer Perspektive spezifische Formen der Quellenkritik – zu klären sind der lebensweltliche Kontext der Quellen,<sup>27</sup> deren Reflektiertheit und *recipient design* sowie der etwaige normative Charakter des jeweiligen Quellentypus – alles Informationen, die letztlich eine Art von ethnologischer Feldforschung in der Vergangenheit erfordern. Dies ganz besonders dann, wenn nicht die schriftlichen Sprachdokumente selbst Gegenstand des linguistischen Interesses bilden, sondern etwa die anhand derselben zu rekonstruierenden historischen Praktiken mündlichen interaktiven Umgangs. Hierfür eignen sich sprach- und interaktionsthematisierende Quellen wie Sprachlehrwerke, Stillehren, Umgangslehren und Benimmfibeln, aber auch Tagebücher und Privatbriefe. Dass auch literarische Werke einen geeigneten Quellentypus darstellen, zeigt u. a. die Arbeit von Juliane Schröter zum Wandel der kommunikativen Praktik des Abschiednehmens vom 18. ins 20. Jahrhundert (Schröter 2016a; vgl. auch Stocker 2005; Burger & Zürner 2015).

Der Analyseprozess ist insgesamt durch einen *qualitativ-hermeneutischen* Zugriff geprägt, insofern der kulturalistische Blick die sprachlichen Phänomene immer schon als mögliche konstitutive Elemente eines kulturhistorischen bzw. soziohistorischen Kontextes versteht, sie auf diesen bezieht und in einer entsprechend ‚dichten Lektüre‘ überprüft. Dies schließt quantitative Analyse-schritte im Sinne eines korpuslinguistischen Vorgehens nicht aus, im Gegenteil: Die zunehmende Verfügbarkeit umfassend annotierter historischer Kor-

---

<sup>27</sup> Hier trifft sich kulturhistorisch-linguistisches Vorgehen mit den literaturwissenschaftlichen Arbeitsweisen, die das Feld der *Poetics of Culture* prägen – deren stark durch Stephen Greenblatt geprägte methodische Programmatik war zunächst von diesem unter die Bezeichnung *New Historicism* gefasst worden (vgl. Greenblatt 1990).

pora erlaubt sowohl beim induktiven Zugriff ein maschinelles Aufspüren von Sprachgebrauchsmustern (zum Musterbegriff siehe Unterkapitel 4.3), als auch ein Ausnutzen maschineller Suchfunktionen bei deduktivem Vorgehen, wenn es darum geht, bestehende Hypothesen zu überprüfen (vgl. dazu ausführlicher Bubenhofer & Schröter 2012). Dadurch werden qualitativ-interpretative Analyseschritte nicht ersetzt, sie erfolgen aber auf quantitativ informierter Basis. Es lässt sich in solchen Fällen von „serieller Hermeneutik“ (Schröter 2016a: 88) sprechen.

## 4.2 *Why that now?* als Gretchenfrage Kulturhistorischer Linguistik

Versucht man nun, den Prüfblick solcher ‚dichter‘ kulturalistischer Datenlektüre auf einen prägnanten methodischen Nenner zu bringen, so könnte man folgende Leitfrage formulieren: *Weshalb (gerade) das (gerade) jetzt?* Wobei sich das *das* auf das Vorkommen oder auf die Veränderung eines bestimmten sprachlichen Musters (vgl. Unterkapitel 4.3 und 4.4) bezieht, das *jetzt* auf den korrelierenden historischen Zeitpunkt und das *weshalb* auf die kulturalistische Deutung dieses Zusammenhangs.

Die Parallelität dieser Fragestellung zu der von Harvey Sacks und Emanuel Schegloff formulierten Leitfrage der linguistischen Gesprächsanalyse: *Why that now?* (Schegloff & Sacks 1973: 299) ist nicht zufällig. Sie verweist darauf, dass Sprache *in vivo* immer schon historisch eingebunden ist, dass sie „in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, [...] etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes [ist]“ (Humboldt 1836: 41) und wir sprachliche Erscheinungsformen in ihrer vollen Signifikanz nur verstehen können, wenn wir jeweils Vorgängiges, Gleichzeitiges als auch Projiziertes einbeziehen. Zudem entstehen sprachliche Muster immer mit Bezug auf ganz bestimmte lebensweltliche Situationen, sie entfalten dort ihre Funktionalität und prägen deren soziokulturelle Typik.

Das gilt für die Mikroebene eines Gesprächsverlaufs und die dortige historische Einbettung eines einzelnen Turns ebenso wie für die Makroebene von Sprach- und Kommunikationsgeschichte.

Die Frage nach dem *why/weshalb* lässt dabei zunächst offen, ob das betrachtete sprachliche Phänomen kausal an vorgängige, korrelativ an gleichzeitige oder final an erst im Konstitutionsprozess befindliche kulturelle Phänomene gebunden ist, aber sie präsupponiert eine solche Bindung. Unter kulturalanalytischer Perspektive steht hierbei die Relation der Gleichzeitigkeit, das heißt die Medialität sprachlicher Formen und Praktiken als jeweils aktueller Ort von Kultur wie von deren Veränderung im Vordergrund. Dass jedes

Sprachgebrauchsmuster, jegliche interaktive Praktik immer das Sediment zahlreicher vorausgegangener Handlungen ist und damit immer auch über eine gewisse historische Tiefe verfügt, steht dazu nicht im Gegensatz. Relevant hingegen ist, dass diese historische Tiefe den Sprechern und Sprecherinnen selbst gar nicht bewusst sein muss, ja dass gegenwärtiger Sprachgebrauch häufig als ahistorisch wahrgenommen wird, selbst wenn er sich mehr oder weniger gerade erst ausbildet. Dies demonstriert sehr anschaulich eine kleine Studie von Gerhard Augst (1977) zur Veränderung von Anredepraktiken im 20. Jahrhundert. Dieser zufolge duzten sich im Wintersemester 1970/71 nur wenige Studierende seines germanistischen Einführungsseminars untereinander. Im darauffolgenden Wintersemester war das *Du* dagegen bereits der Normalfall und im Wintersemester 1973/74 erschien es den Studierenden nicht mehr nachvollziehbar und „höchst lächerlich“, dass sich ihre Kommilitonen drei Jahre zuvor noch gesiezt hätten (Augst 1977: 15).

### 4.3 Musterhaftigkeit und Typik

Wie inzwischen mehrfach implizit angesprochen, sind die Analyse-Objekte Kulturhistorischer Linguistik nicht *singuläre* sprachliche Phänomene, sondern die für einen bestimmten Zeitraum, für eine bestimmte Kommunikationsgemeinschaft, für bestimmte historische Kontexte *typischen* sprachlichen Phänomene, die sich gerade durch wiederholtes Vorkommen, durch Wiedererkennbarkeit und das heißt durch *Musterhaftigkeit* auszeichnen. Nun springen solche Musterhaftigkeiten auch dem suchenden analytischen Blick nicht immer ins Auge. Ihre gezielte Identifikation erfolgt deshalb vorzugsweise durch eine methodische Kombination aus *Kontrastivität*, d. h. durch den Vergleich mit Ausdrucksformen in analogen situativen und funktionalen Kontexten in anderen Kommunikationsgemeinschaften oder zu anderen historischen Zeiten, und *Serialität*, d. h. durch den Nachweis des wiederholten Vorkommens einer Ausdrucksform in einer Serie von vergleichbaren Quellentexten. Grundsätzlich lassen sich Musterbildungen auf ganz unterschiedlichen sprachlichen Ebenen entdecken und sie können in mehr oder weniger verfestigter Form vorliegen. Es kann sich sowohl um strukturell wie lexikalisch feste Muster handeln, wie sie etwa in Kollokationen bzw. idiomatisierten festen Wendungen vorliegen, ebenso gut aber auch um Präferenzen für bestimmte textuelle Muster, um pragmatisch musterhafte Koppelungen von sprachlichen Ausdrucksformen mit bestimmten Situationen und Kontexten oder um routinisierte kommunikative Verhaltensweisen bzw. kommunikative Austausche unter mehreren Personen. Ein solch weiter Musterbegriff schließt auch musterhaftes Körperverhalten sowie einen musterhaften Umgang mit bestimmten Objekten ein – man denke

etwa an historische Muster des Grüßens wie das Hutziehen oder an das Türenknallen als Ausdruck des demonstrativen Kommunikationsabbruchs im Rahmen von Auseinandersetzungen.

Thomas Luckmann hat solche Musterhaftigkeiten im Sprachgebrauch unter wissenssoziologischer Perspektive als „vorgeprägte gattungsartige Lösungen“ beschrieben, d. h. als sprachliche Readymades, die für wiederkehrende Situationen kommunikativen Bedarfs zur Verfügung stehen und den Einzelnen von permanenter sprachlicher Kreativität entlasten (Luckmann 1988; auch Günthner & Knoblauch 1994). Einmal ins sprachlich-kommunikative Leben gerufen und dort normalisiert, kommt solchen Mustern allerdings nicht nur Entlastungscharakter, sondern auch eine gewisse „normative significance“ (Bakhtin 1986: 80) zu. Das heißt, dass sie in bestimmten sprachlichen bzw. situativen Kontexten nicht nur praktischerweise den SprecherInnen zuhänden, sondern von den HörerInnen auch erwartet sind. Es ist diese Doppelstruktur von kontextueller Geprägtheit und situativer Prägungskraft, in der sich der Charakter von Sprache als „soziale Gestalt“ (Feilke 1996) manifestiert.<sup>28</sup> Die Ausbildung solcher Muster ist entsprechend als Folge von Anregungseffekten jenseits der Intentionalität einzelner SprecherInnen zu verstehen, als ein iterativer dialogistischer Prozess von Ausdruckswahl, Gefallen, Wiederholung, Aneignung und Normalisierung (Linke 2011: 29).

Nun sind nicht alle Musterbildungen per se schon kulturell signifikant; sie können ebenso sprachhandlungsökonomischen Faktoren verpflichtet sein, wie etwa ein am Bahnschalter geäußertes: *Basel retour – es halbs!* (womit ein Deutschschweizer Kunde im Besitz eines sogenannten Halbtaxabonnements habitueller Weise den Wunsch nach dem Kauf einer Hin- und Rückfahrkarte zum halben Preis ausdrückt). Immer jedoch übersteigt der Gebrauchswert musterhafter Äußerungen – auch in diesem Beispiel – deren propositional-semantischen Gehalt. Dieser Mehrwert kann durchaus verschiedene Funktionen vereinen und tut dies wohl auch meist. Im vorliegenden Beispiel etwa kann der Käufer durch die idiomatisiert-verkürzte Ausdrucksweise nicht nur den Kaufvorgang faktisch beschleunigen, sondern auch seine Routiniertheit als Bahnkunde signalisieren und im indirekten Verweis auf den Besitz eines Halbtaxabonnements vielleicht sogar eine Form professioneller Verbundenheit mit dem Schalterbeamten herstellen.

---

<sup>28</sup> Auch Anthony Giddens Konzept der „duality of structure“ erfasst diese Koppelung von Geprägtheit und Prägungskraft, wenn auch unter soziologischer Perspektive, insofern Giddens damit auf die Vorstellung referiert, dass die Strukturmomente sozialer Systeme sowohl „the medium“ als auch „the outcome“ derjenigen Praktiken seien, welche ebendiese sozialen Systeme konstituieren (Giddens 1984: 25). Auch Kosellecks Verständnis von Begriffen als sowohl Indikatoren wie Faktoren historischen Wandels gehört hierher.

#### 4.4 Kulturell signifikante Muster

Ausgehend von dem oben skizzierten, pluralen und dynamischen Verständnis von Kultur darf die Ausbildung kulturell signifikanter Muster<sup>29</sup> nicht als 1:1-Relation von bestimmten kulturellen Phänomenen und bestimmten sprachlichen Formen konzipiert werden. Die kulturelle Signifikanz sprachlicher Formen ergibt sich vielmehr aus deren Einbettung in ein komplexes Netz inner- und außersprachlicher Bezüge sowohl in diachroner wie in synchroner Dimension. Zudem müssen wir davon ausgehen, dass der kulturelle Mehrwert bestimmter sprachlicher Formen nicht für alle Sprecherinnen und Sprecher einer Sprache in gleicher Weise gilt bzw. dass wir innerhalb einer sprachlichen Gemeinschaft analog zu arealer oder sozialer Variation auch kulturelle Variation ansetzen müssen. Schließlich kann auch die symbolische Reichweite bzw. der Abstraktionsgrad bei der Zuschreibung kultureller Signifikanz an bestimmte Sprachgebrauchs- oder Interaktionsmuster sehr variieren: So lässt sich die oben bereits angesprochene rasche Verbreitung des *Du* als Anredeform auch unter kaum oder nicht bekannten jüngeren Personen<sup>30</sup> in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren in einem ersten Schritt politisch-ideologisch erklären: Als Ausdruck eines egalitären Miteinanders bzw. als sprachliches Medium des Abbaus sozialer Hierarchien. Man kann hier dann aber noch weiterführende, in gewisser Weise abstraktere kulturalistische Fragen anschließen: Ob sich etwa in den linguistischen Befunden gleichzeitig und sozusagen kulturell ‚tiefer‘ liegend eine (neue) Favorisierung von Nähebeziehungen gegenüber Distanzbeziehungen ausdrückt. Und inwiefern im ausgeweiteten *Du*-Gebrauch eine Organisation des sozialen Miteinanders in den Dimensionen von Inklusion und Exklusion dominant gesetzt und eine Emotionalisierung gesellschaftlicher Beziehungen vorangetrieben wird, wie sie später dann in Gesellschaftsdiagnosen wie der des „Verfalls des öffentlichen Lebens“ (Sennett 1986) oder im soziologischen Entwurf einer „Weltbeziehung“ der „Resonanz“ (Rosa 2016) aufge-

---

**29** Susanne Tienken spricht hier von „Sinnformgebungen“ und akzentuiert damit den Gedanken, dass solche in einer Kommunikationsgemeinschaft in wiederholtem Gebrauch verfestigten Formen nicht zufällige Produkte sind (Tienken 2015a: 480).

**30** Der soziale Radius dieses Sprachgebrauchswandels ist meines Wissens nach nie untersucht worden. Seine dominante soziale Domäne hatte er zweifellos in studentischen und allgemeiner in bürgerlichen Kreisen, insofern das gegenseitige *Du* auch unter einander nicht bekannten jüngeren Menschen dort als Bruch mit hergebrachten *ways of speaking*, nämlich dem üblichen *Sie* eingesetzt werden konnte. Ob sich in ländlich-bäuerlichen oder in städtisch-unterschichtlichen Kreisen jüngere Leute untereinander überhaupt traditionell gesiezt haben, so dass ein Übergang zu einem allgemeinen *Du* als kulturell signifikant wahrgenommen werden konnte, müsste erst noch untersucht werden.



griffen wird. Solche Fragen bzw. deren Beantwortung erfordern allerdings sowohl die Erschließung weiterer geeigneter Quellen als auch die Entdeckung weiterer Musterhaftigkeiten, die als in dieselbe Richtung kultureller Entwicklung weisend interpretiert werden können. Joachim Scharloth hat in mehreren Studien zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte der 1968er Jahre aufgezeigt, welche differenzierte kulturgeschichtliche Erkenntnisse hier aus linguistischer Perspektive zu gewinnen sind (Scharloth 2011a, b, 2012).

## 5 Untersuchungsfelder Kulturhistorischer Linguistik

Wie bisher deutlich geworden ist, können die Einstiege in historisch-kulturlinguistische Analysen sehr unterschiedlicher Natur sein. In der Forschungspraxis sind es oft Zufallsereignisse. So etwa das plötzliche Aufmerksam-Werden auf das wiederholte Vorkommen einer sprachlichen Form in einem ganz bestimmten historischen Kontext oder die sprachkommentierende Bemerkung einer Figur in einem Roman von Theodor Fontane oder die Begegnung mit einem historischen Text, der sich keinem gegenwärtig gängigen Typus zuordnen lässt und dessen Funktion deshalb nur über eine kulturlinguistische Analyse erschlossen werden kann (vgl. etwa Schröter 2016b zu Taufzetteln). Andererseits gibt es aber durchaus bestimmte thematische Felder, kulturelle Konzepte oder auch sprachliche Phänomenbereiche wie Wortfelder oder Textsorten, die als die *usual suspects* linguistischer Kulturanalyse gelten können (zur Kulturspezifik von Wortschatz und Lexik vgl. Kämper 2016, von Textsorten etwa Fix 2011; Fix, Habscheid & Klein 2001). Im Folgenden greife ich vier solcher Verdachtsbereiche auf und gehe dabei exemplarisch auf konkrete Untersuchungen bzw. typische Fragestellungen ein, um die Arbeits- und Argumentationsweisen Kulturhistorischer Linguistik anschaulich zu machen.

### 5.1 Identitätskonstitutionen gesellschaftlicher Gruppierungen

Dass die Identitätskonstitution gesellschaftlicher Gruppierungen in hohem Maße über Selbst- und Fremddarstellungen im Medium von Sprache, Sprachgebrauch und kommunikativen Praktiken erfolgt, ist unter anderem in der kulturalistisch erweiterten neueren Soziolinguistik im Kontext der Jugendsprachforschung gezeigt worden. Die Reihe entsprechender Untersuchungen erstreckt

sich inzwischen von den Anfängen dieser Forschungsrichtung in den 1980er Jahren (prominent Henne 1986) bis in die neuere Gegenwart und bildet in der zeitlichen Abfolge ihrer Befunde einen Einblick sowohl in die historischen Veränderungen jugendlichen Sprachgebrauchs als auch in die Veränderungen des wissenschaftlichen Umgangs mit diesem Gegenstand (Schlobinski, Kohl & Ludewigt 1993, Neuland 2008). Weiter zurückgreifende linguistische Untersuchungen zum studentischen Sprachgebrauch des 18. und 19. Jahrhunderts (Henne 1984; Objartel 2016) konnten zeigen, welche Funktion sowohl dem charakteristischen Wortschatz als auch den – aus den schriftlichen Quellen nur als Rekonstruktion zugänglichen – stark ritualisierten Interaktionspraktiken (wie etwa dem Brüderschaft-Trinken oder dem gemeinsamen Gesang) in der Herausbildung der komplexen, sowohl alters-, gender- und standesspezifischen Identität dieser sozialen Gruppierung zukam. Dabei lässt sich etwa das für den ‚studentikosen‘ Wortschatz des 19. Jahrhunderts typische Changieren zwischen Latinismen (*sich bene tun* für ‚sich etwas Gutes tun‘, *den animus iurandi haben* für ‚jemanden absichtlich beleidigen wollen‘) und Vulgarismen (*anscheißen* für ‚im Duell verwunden‘, *im Arsch sein* für ‚unglücklich sein‘)<sup>31</sup> dahingehend deuten, dass trotz der Signalisierung maskuliner Derbheit und Gegenkulturalität durch letztere die traditionsbezogene, hochkulturelle Orientierung dieser *community of practice* ebenso deutlich durch erstere ausgewiesen wurde. Epochenübergreifende Untersuchungen zu solchen – allenfalls in der (Selbst-)Domestizierung von latent gegenkulturellen Gruppen systematischen – Doppelorientierungen sowie ganz allgemein zu den Kontinuitäten bzw. Veränderungen in der soziokulturellen Funktion von Jugendsprache stehen allerdings trotz der linguistischen Aufmerksamkeit, welche dieser seit den 1980er Jahren praktisch durchgehend zuteil wird, noch aus.<sup>32</sup>

Kulturlinguistisch interessant ist zudem die Frage, in welchen Fällen die sprachliche Identitätskonstitution subkultureller Gruppen von diesen selbst sprachbewusst betrieben und ob und unter welchen Vorzeichen sie in der hegemonialen Öffentlichkeit sprachkritisch diskutiert wird. Die Tatsache, dass im 19. Jahrhundert Wörterbücher zur Studentensprache zum Teil von ‚alten Herren‘ selbst als Dokumente einer sprachbiographisch relevanten Sozialisationsphase publiziert wurden, ist für die affirmative (Selbst-)Wahrnehmung studentischer Identität im 19. Jahrhundert ebenso relevant wie es die negativ wertende öffentliche Aufmerksamkeit hinsichtlich ihrer sprachlichen und kom-

---

**31** Für diese und weitere Belege vgl. die in Henne, Kämper-Jensen & Objartel (1984) edierten Wörterbücher historischer Schüler- und Studentensprache.

**32** Die Untersuchung von Mattheier zur Sprache der „Achtundsechziger“ böte hier mit Blick auf studentische Identität einen sehr interessanten Ansatzpunkt (Mattheier 2001).

munikativen Auftritte für die Repräsentanten der 68er war. Solche wertenden Zuschreibungen einer sprachbewusstseinsgeschichtlichen Analyse zu unterziehen, ist Teil des Aufgabenfeldes Kulturhistorischer Linguistik. Mindestens ebenso interessant ist aber auch die Analyse der meist als Normalformen wahrgenommenen Sprachgebräuche und Interaktionsmuster soziokulturell *hegemonialer* Gesellschaftsgruppierungen. Hier geht es darum, deren oft als ‚korrekt‘ oder ‚schön‘ gewertete *ways of speaking* als zeichenhaften Ausdruck soziokultureller Hegemonie zu verstehen und auf diese Weise zur (kritischen) Analyse des Selbstverständnisses historischer hegemonialer Gruppierungen sowie zum Verständnis von deren Strategien sprachlicher Selbstausszeichnung beizutragen. Ein Beispiel hierfür ist die Sprach- und Kommunikationskultur des sich als kulturelle Orientierungsformation konsolidierenden Bürgertums des 18. und 19. Jahrhundert und entsprechend die Frage danach, was genau an bürgerlicher Sprache, an bürgerlichen Interaktionsformen oder auch an bürgerlichem Sprachbewusstsein zur Konstitution des soziokulturellen Konzepts ‚Bürgerlichkeit‘ beitrug – kurz: wie Sprache als Medium der Selbsterfindung des neuzeitlichen Bürgertums eingesetzt wurde (vgl. Gessinger 1980; Linke 1996; Cherubim 1998).

## 5.2 Soziokulturelle Leitkonzepte

Die Untersuchung begrifflich gefasster soziokultureller Leitkonzepte in ihrer Funktion als „Faktor“ von Geschichte, als Medien der Lenkung von Gegenwartsdeutung wie Zukunftserwartung historischer Kommunikationsgemeinschaften, war bereits das erklärte Ziel der *Geschichtliche[n] Grundbegriffe* (Brunner, Conze & Koselleck 1972–1997). Beispiele für solche, dort bearbeitete Begriffe sind etwa *Fortschritt*, *Partei*, *Gewalt*. Die Identifikation solcher Leitkonzepte sowie der sprachhistorisch fundierten Darstellung und Analyse ihrer Ausbildung, Etablierung und Veränderung im Spiegel von Textquellen – für die neuere Sprachgeschichte auch anhand korpuslinguistischer Untersuchungen – wird gegenwärtig vor allem mit den Instrumenten der historischen Diskurslinguistik angegangen (vgl. etwa Gardt 1994 zu *Sprache*; Kämper 2005 zu *Schuld*; Krüger 2016 zu *Alter*; programmatisch zur historischen Diskurslinguistik zudem Busse 2003).

Aus kulturalistischer Perspektive sind dabei sowohl klassische Großkonzepte interessant wie auch solche, die weniger offensichtlich sind, die kürzere historische ‚Laufzeiten‘ haben oder auf kleinere bzw. subkulturelle Kommunikationsgemeinschaften beschränkt sind. Juliane Schröters Monographie zur Geschichte des Kommunikationsideals der ‚Offenheit‘ vom 18. bis ins 20. Jahrhundert ist hier ein facettenreiches Beispiel (Schröter 2011). Die Studie zeigt, dass und in welchen kulturellen Kontexten ‚Offenheit‘ im Verlauf des 18. Jahr-

hunderts als kulturelles Leitkonzept konstituiert wird: Im Kontext der höfisch-politischen Kommunikationsnormen des 17. Jahrhunderts dezidiert abgelehnt, wird es im Kontext der sich konsolidierenden bürgerlichen Umgangskultur im Verlauf des 18. Jahrhunderts zu einem Kommunikationsideal, das bis heute kontinuierlich Geltung besitzt. Schröter verortet diese nachhaltige Karriere einerseits in der kontinuierlichen gesellschaftlichen Anonymisierung, welche die Risiken kommunikativer Offenheit – also etwa Bloßstellung des Sprechers, des Adressaten oder dritter Personen – minimiert, andererseits in der zunehmenden gesellschaftlichen Egalisierung, wodurch Machtverhältnisse reduziert, stark hierarchische Abhängigkeitsbeziehungen seltener und entsprechende Schäden durch offene Kommunikation unwahrscheinlicher werden. Gleichzeitig kommt konversationelle Offenheit nun neuartigen, gesellschaftlich induzierten Bedürfnissen des Einzelnen entgegen, wie etwa dem nach der kommunikativen Subjektivierung des Ichs in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft. ‚Offenheit‘ als konversationelles Leitkonzept erscheint auf diese Weise als Ausdruck wie als Medium des Modernisierungsprozesses westlicher Gesellschaften.

### 5.3 Soziokulturelle Figuren

In der kulturellen Selbstdarstellung von Kommunikationsgemeinschaften kommt dem Haushalt von Personenbezeichnungen, mit denen die Mitglieder dieser Gemeinschaften kategorisiert werden können, eine zentrale Funktion zu. Auch hier geht es sowohl um gesellschaftliche Großkategorien wie *Frau* und *Mann* (deren historische Konstruktion und historischer Wandel gerade unter dezidiert linguistischer Perspektive bemerkenswerter Weise noch kaum aufgearbeitet ist) als auch um soziokulturell spezifischere Figuren wie etwa *Witwe*, *Tunichtgut*, *Teenager*, *Held*. Semantik und Pragmatik solcher Bezeichnungen leisten Entwürfe sozialer Figuren, die als Vorlagen zeittypischer individueller Identitätskonstitution wie auch als Prismen der Vergesellschaftungsstruktur einer historischen Gemeinschaft gleichermaßen interessant sind. In der sprachlichen Konstitution solcher Figuren werden sowohl bestimmte Charaktereigenschaften als auch typisierte Verhaltensweisen (im Sinne von Harvey Sacks „category bound activities“, vgl. Sacks 1972) und nicht zuletzt soziale bzw. moralische Wertungen gebündelt. Neuprägungen solcher Personenbezeichnungen (wie in der jüngeren Vergangenheit etwa *Senior*, *Single*)<sup>33</sup>, Veränderungen

---

<sup>33</sup> Dass eine ganze Reihe für das späte 20. und frühe 21. Jahrhundert typische soziokulturelle Figuren mit aus dem englischen entlehnten Bezeichnungen gefasst werden, ist Teil von deren kultureller Prägung; zu *Senior* vgl. ausführlicher Linke (2001).

in der Gebrauchsbedeutung oder -häufigkeit bestehender Bezeichnungen (*Lebenspartnerin, Mädchen*), deren Nutzung als Selbst- oder (nur) als Fremdbezeichnung (*Asylant, Loser*, vgl. Ehlers 2016) oder auch deren Ungebräuchlich-Werden (*Backfisch, Hagestolz*) erlauben entsprechende Einblicke in Menschenbilder (Hermanns [1994] 2012) oder Beziehungskonzepte<sup>34</sup> sowie in Wertmaßstäbe historischer Kommunikationsgemeinschaften. An der von Susanne Tienken anhand von Webforen untersuchten innovativen Kompositumbildung *Sternenkind* (Tienken 2015b, 2016) lässt sich die komplexe kulturelle Leistung von Personenbezeichnungen verdeutlichen: Das Kompositum referiert auf im Mutterleib verstorbene bzw. zu früh und nicht lebensfähig geborene Kinder und konkurrenziert den hierfür traditionellen Ausdruck *Fehlgeburt*, dessen Gebrauchssemantik in spezifischer, kulturell ihrerseits aufschlussreicher Weise zwischen Vorgangsbezeichnung und Bezeichnung für das bei diesem Vorgang verlorene Kind fungiert. Mit der Bezeichnung *Sternenkind* erfolgt nun eine semantisch facettenreiche Umdeutung des Verlusts eines *Embryos* zum *Kind*sverlust. Gleichzeitig werden durch die Verwendung der relationalen Personenbezeichnung *Kind* auch die zugehörigen *Eltern* sprachlich aufgerufen – entsprechend findet Tienken in den untersuchten Webforen auch die Bezeichnungen *Sterneneltern* und *Sternenmama*, und zwar sowohl als Selbst- wie auch als Fremdbezeichnung. Der Neologismus *Sternenkind* konstituiert also nicht nur eine neue soziokulturelle Figur, sondern auch eine neue (relationale) Identität der betroffenen Mütter und Väter und ermächtigt diese damit auch zu Gefühlserlebnissen und Gefühlsdisplays, die an solche Identitäten gekoppelt sind – in diesem Fall Trauer. Es liegt auf der Hand, dass die Etablierung des Neologismus in den 2000er Jahren nicht unabhängig ist von neuen technisch-medizinischen Möglichkeiten – etwa den Visualisierungen des sich ausbildenden Kindes durch Ultraschall-Aufnahmen – und dass mit ihm eine soziokulturelle Figur geschaffen wird, die in genau diesem Kontext sowohl ihre Verankerung hat als auch auf ihn zurückwirkt.

## 5.4 Soziokulturell konstitutive kommunikative Praktiken

Kommunikative Praktiken, das heißt in vielfacher Wiederholung verfestigte, leicht wiedererkennbare interaktive Muster, stehen aufgrund eben dieser Musterhaftigkeit, also formbedingt, unter generellem ‚Kulturverdacht‘ (vgl. Unterkapitel 4.3 und 4.4). Dabei kann sich die Musterhaftigkeit auf die sprachliche Äußerung selbst, also auf die verbale Fügung beziehen oder auf die pragma-

---

<sup>34</sup> Vgl. Schulz (2017), Lobenstein-Reichmann (2017).

tische Bindung eines sprachlichen Ausdrucks an eine bestimmte Kommunikationssituation samt dessen multimodaler Realisierung. Meist ist beides miteinander verschränkt. Formulierungsmuster wie *Darf ich vorgehen?* oder *Das macht drei fünfzig!* evozieren deshalb in den meisten Fällen auch Bilder typischer Verwendungssituationen, also etwa die Vorstellung von zwei Personen an einem Durchgang oder vor einer Treppe samt einer bestimmten Körpergestik des Sprechers im ersten Fall oder eine Bezahlsituation zwischen Verkäufer oder Verkäuferin auf der einen Seite und einer Kundin oder einem Kunden auf der anderen Seite samt den involvierten materialen Settings von Kasse, Portemonnaie, gekaufter Ware etc. im zweiten Fall. Die Musterhaftigkeit kommunikativer Praktiken betrifft in der mündlichen Realisierung immer auch deren stimmlich-intonatorische und körperkommunikative Ausdruckselemente.<sup>35</sup>

Zu den unter kulturalistischer Perspektive besonders attraktiven kommunikativen Praktiken gehören unter anderem Grußhandlungen, Komplimente oder Entschuldigungen – also beziehungskulturell aufgeladene und gleichzeitig soziale Beziehungen regulierende Praktiken, deren Ausformungen eng mit soziokulturellen Werthaltungen<sup>36</sup> und Identitäten verknüpft sind. Auch ihre Omnipräsenz im Lebensalltag lässt sie als lohnende Objekte erscheinen, will man etwas über die in einer (historischen) Kommunikationsgemeinschaft normalisierten Beziehungsmuster erfahren.

Juliane Schröter (2016a) demonstriert dies in einschlägiger Weise mit einer breit angelegten Studie zur Praktik des Abschied-Nehmens, in welcher sie die Veränderungen dieser „kommunikativen Kultur“ im 19. und 20. Jahrhundert nachzeichnet und dabei minutiös ausweist, „wie kleine, feine, unauffällige kommunikative Neuerungen mit großen, weitreichenden, auffallenden kulturellen Veränderungen verbunden sein können“ (Schröter 2016a: 396). Im Einzelnen zeigt sich an den von ihr beobachteten sprachlich-interaktiven Veränderungen vom frühen 19. bis ins späte 20. Jahrhundert, dass die an Abschieden Beteiligten eine zunehmende Leichtherzigkeit gegenüber Trennungen an den Tag legen, dass sie bevorstehende Trennungsphasen vermehrt als kurzzeitig entwerfen, dass Abschiede immer weniger von der Besorgnis um die Konstanz der Beziehung der Beteiligten geprägt werden und dass in Verabschiedungsformeln immer seltener Beziehungen der Dienstbarkeit und Achtung, dafür zu-

---

<sup>35</sup> Die Internalisiertheit körperkommunikativer Muster wird bei Grußpraktiken besonders deutlich: Als deutschschweizerisch groß-sozialisierte Person gerät man regelmäßig aus dem Konzept, wenn bundesrepublikanische GrußpartnerInnen entweder gar nicht zu einer Kussequenz ansetzen oder diese dann nach zwei Wangenküssen beenden, während man selbst – rhythmisch gebunden – zu einem dritten solchen ansetzt.

<sup>36</sup> Hierzu Cherubim (1980: 14).

nehmend solche der Zuneigung signalisiert werden (Schröter 2016a: 382–395). Insgesamt lassen sich die Veränderungen dieser im Normalfall routiniert ausgeführten und der kommunikativen Aufmerksamkeit meist weitgehend entzogenen Alltagspraktik als Veränderungen eines kollektiven Lebens- und Selbstgefühls lesen, das zunehmend durch Beziehungserwartungen der Nähe und Zuwendung geprägt ist und in welchem Trennungen vermehrt als von den Beteiligten kontrollierbar erlebt und nicht mehr von der Vorstellung einer endgültigen Trennung durch den Tod überschattet werden.

Schröters Studie macht zudem darauf aufmerksam, dass Echogrüße, wie sie mit Blick auf die sprachliche Gegenwart als prototypisch beschrieben werden, dies nicht immer waren, dass die gegenwärtige Ubiquität von Echo-Initialgrüßen wie *Hallo – Hallo* und Echo-Abschiedsgrüßen wie *Tschüss – Tschüss* mithin ein kulturhistorisch relevantes Faktum darstellt.

Diese semantisch leeren,<sup>37</sup> hinsichtlich ihres Wort- und Lautmaterials stark reduzierten Grußformen werden zudem sowohl in informellen wie auch formelleren Situationen und sowohl in Duz- wie in Siez-Beziehungen gebraucht, d. h. sie sind auch in pragmatischer Hinsicht weitgehend auf die Funktion als Zugänglichkeitssignale reduziert (Goffman 1982). Ein Blick auf ältere Grußformen der frühen Neuzeit dagegen zeigt, dass auch Initialgrüße oft als (Segens-)Wünsche formuliert waren, die häufig explizit auf Gott bezogen wurden<sup>38</sup> – so etwa in *got gruß dich bortholme*<sup>39</sup> oder *seyt mir willkumm, Herr Martin*<sup>40</sup> – und auf welche die solcherart Begrüßten mit einem Dankesgruß reagierten, wie in: *Gott geb euch einen guten Tag Herr Peter – Ich sag dem Herrn danck*<sup>41</sup>. Grundsätzlich sind ähnliche Austäusche auch heute noch denkbar, in der Praxis aber unüblich.<sup>42</sup> Wenn die neueste Auflage des Duden (2012) in den Beispielen zur Verwendung des Lexems ‚Gruß‘ dennoch die Phrase „auf jemandes Gruß nicht

---

**37** Die etymologische Bindung von *Hallo* an ein älteres ‚Hol über‘, als Zuruf an den Fährmann gerichtet, ist für heutige BenutzerInnen des Ausdrucks nicht mehr zugänglich. Zur Etymologie von *Tschüss* vgl. Linke (2000).

**38** Im ‚Deutschen Gruß‘, der durch eine Anordnung des Reichsinnenministeriums vom 22. Januar 1935 für Beamte und Soldaten obligatorisch erklärt wurde und bei dem in der Wunschformel „Heil Hitler“ Adolf Hitler an die Strukturposition Gottes rückt, wird dieses Potenzial der permanenten sprachlichen Präsenzmachung eines Dritten in der Begegnung von Zweien gezielt manipulativ genutzt, vgl. die ausgezeichnete soziologische Analyse von Allert (2005).

**39** Pausch ([1424] 1972: 239 [Folio 86r]).

**40** Sumaran (1621: 381).

**41** Sumaran (1621: 365). Jörg Kilian belegt solche Dankesgrüße u. a. auch anhand von Lessings *Minna von Barnhelm*. Kilian (2005: 44).

**42** Schröter beobachtet diesen Charakter des Segenswunsches auch noch bei Abschiedsformeln im 19. Jahrhundert, die im Anschluss dann auch seltener werden, vgl. Schröter (2016a: 174 f.).

*danken*“ (Hervorh. A. L.) auflistet, so blitzt in dieser idiomatisierten Phrase die frühere Üblichkeit der Turn-Folge Gruß – Dank im Sinne einer kulturellen Erinnerung auf.

Die hier anzuschließende kulturhistorische Frage wäre nun, inwiefern die (zunehmende)<sup>43</sup> Verwendung ‚reiner‘ Grußformeln in der sprachlichen Gegenwart einem Bedürfnis nach einer verbalen Rahmung von Begegnungen entspricht, welche diese maximal beziehungssoffen und verpflichtungsfrei konzipiert und die Definition des sozialen Verhältnisses der Beteiligten weitgehend der Dynamik der aktuellen Begegnung überlässt (Linke i. V.). Wie weit sich also im Medium gegenwärtiger Grußpraktiken eine kommunikative Ökologie abbildet, die der zunehmenden Dichte sozialer Begegnungen (im leiblichen wie im elektronisch vermittelten Umgang) in der Moderne entspricht, deren Bewältigung auf diese Weise am ehesten gewährleistet ist, muss an dieser Stelle allerdings Hypothese bleiben.

## 6 Kulturhistorische Linguistik als Perspektive und Fragehaltung

Es sollte deutlich geworden sein, dass sich in der Zusammenschau vorliegender Publikationen wie auch hinsichtlich spezifischer Leitfragen, thematischer Bereiche und sprachlicher Phänomene zwar durchaus von einem Arbeitsfeld Kulturhistorischer Linguistik sprechen lässt, dass sich dieses aber nirgends trennscharf von anderen sprachhistorischen Forschungsfeldern abgrenzen lässt. Insbesondere lässt sich der Begriff des Kulturellen im Kontext kulturanalytischer Linguistik nicht von dem des Sozialen trennen, außer allenfalls dort, wo sich letzterer im Sinne der klassischen Soziolinguistik ausschließlich auf die soziale Schichtung der Gesellschaft bezieht. Kulturhistorische Linguistik zu betreiben heißt folglich, Sprachgeschichtliches unter einer kulturalistischen Perspektive zu betrachten, die alle Dimensionen menschlicher Vergesellschaftung einschließt. Diese Perspektive reicht zudem immer über das Forschungs-

---

<sup>43</sup> Verlässliche empirische Daten zum Gebrauch von *Hallo* als Grußformel im Gegenwartsdeutschen liegen nicht vor, vielfach werden einfach Erfahrungswerte formuliert. Diese deuten allerdings auf eine Zunahme in der Verwendung von *Hallo* als unspezifische Grußformel hin, vgl. etwa Spillner (2014). Meinen eigenen Beobachtungen zufolge ist *Hallo* seit den 2000er Jahren in Deutschland und seit rund 5 Jahren auch in der Deutschschweiz üblich geworden – ein systematisches Monitoring mündlichen Sprachgebrauchs ist selbst für die sprachliche Gegenwart allerdings kaum möglich. Zu *Tschüss* vgl. auch Linke (2000).



objekt Sprache hinaus – linguistische Befunde bilden den Kern, aber nicht das Ziel kulturhistorischer linguistischer Forschung. Mit anderen Worten: Zwar muss es in einem ersten Schritt immer darum gehen, herauszufinden, wie die Sprachgebräuche und Interaktionsmuster einer historischen Kommunikationswelt ausgesehen haben und wie sie sich von vorherigen und nachfolgenden unterscheiden. Entscheidend ist aber der interpretative (und notwendig risikoreiche) Schritt darüber hinaus, d. h. die Formulierung von Hypothesen dazu, *weshalb* die vorgefundene bzw. rekonstruierte Sprachwelt (konkret geht es oft nur um kleine, aber signifikante Elemente daraus) so und nicht anders ausgesehen hat bzw. *worauf* – auf welches soziokulturelle Selbstverständnis, auf welche (aktuellen wie sich neu ausformenden) Wertsetzungen und in die Zukunft ausgreifende Selbstformierungen – beobachtete sprachliche und kommunikative Veränderungen hinweisen.

Die Kulturhistorische Linguistik kann also auf ihre Weise zum Verständnis des „Erfahrungsraumes“ wie des „Erwartungshorizontes“ (Koselleck 2000) historischer Kommunikationsgemeinschaften beitragen. Dies indem sie

- historische Sprache, Sprachgebrauch und Muster kommunikativen Verhaltens wie auch sprachbewusstseinsgeschichtliche Zeugnisse auf das in ihnen eingelagerte bzw. durch sie geformte Selbst- und Weltverständnis der jeweiligen Akteure untersucht,
- die im Medium sprachgebrauchsgeschichtlicher Veränderungen geleisteten Transformationen solchen Verständnisses nachzeichnet sowie
- in Sprachgebräuchen und kommunikativen Mustern die Zukunftsprojektionen historischer Kommunikationsgemeinschaften aufdeckt, die darin allenfalls bereits ihre Resonanz finden.

Dass hierfür in vielen Fällen interdisziplinäre Zusammenarbeiten gefordert sind, ist offensichtlich.

## Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782): *Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts*. Leipzig: Hertel. <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446029-1> (letzter Zugriff 13. 10. 2017).
- Allert, Tilman (2005): *Der deutsche Gruß. Geschichte einer unheilvollen Geste*. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Auer, Peter (1988): Liebeserklärungen: Oder über die Möglichkeiten, einen unmöglichen sprachlichen Handlungstyp zu realisieren. *Sprache und Literatur* 61, 11–31.
- Augst, Gerhard (1977): *Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung*. Wiesbaden: Athenaion.

- Bakhtin, Mikhail M. (1986): The problem of speech genres. In Mikhail M. Bakhtin, *Speech genres and other late essays*, 60–103. Translated by Vern W. McGee. Edited by Caryl Emerson & Michal Holquist. Austin: University of Texas Press.
- Boas, Franz ([1911] 1963): Introduction. In Franz Boas (Hrsg.), *Handbook of American Indian languages*. Vol. 1, 1–83. Washington DC: Government Print Office.
- Braun, Rudolf & David Gugerli (1993): *Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hoffeste und Herrschaftszeremoniell 1550–1914*. Beck: München.
- Brunner, Otto, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hrsg.) (1972–1997): *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bubenhofner, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin: de Gruyter.
- Bubenhofner, Noah & Juliane Schröter (2012): Die Alpen. Sprachgebrauchsgeschichte – Korpuslinguistik – Kulturanalyse. In Péter Maitz (Hrsg.), *Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate*, 263–287. Berlin: de Gruyter.
- Burger, Harald & Peter Zürer (2015): Plurilinguale Phraseologie bei Theodor Fontane und ihr zeitgeschichtlicher Hintergrund. In Hartmut E. H. Lenk & Ulrike Richter-Vapaatalo (Hrsg.), *Sie leben nicht vom Verb allein. Beiträge zur historischen Textanalyse, Valenz- und Phraseologieforschung*, 91–117. Berlin: Frank & Timme.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Programms*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, Dietrich (2003): Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In Ingo H. Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 81–106. Berlin: de Gruyter.
- Cassirer, Ernst ([1953] 1994): *Philosophie der symbolischen Formen. Teil 1: Die Sprache*. 10., unveränd. Aufl. (Reprograf. Nachdr. der 2. Aufl., 1953). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Cherubim, Dieter (1980): Zum Programm einer historischen Sprachpragmatik. In Horst Sitta (Hrsg.), *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978*, 3–22. Tübingen: Niemeyer.
- Cherubim, Dieter (1998): „Die zerstreute Welt zu binden im vertraulichen Verein“. Vereinswesen und Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert. In Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier (Hrsg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, 197–233. Berlin, New York: de Gruyter.
- Corbin, Alain (1999): *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Daston, Lorraine (1998): Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft: Einheit – Gegensatz – Komplementarität?*, 11–39. Göttingen: Wallstein.
- Deppermann, Arnulf & Angelika Linke (Hrsg.) (2010): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin, New York: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009).
- Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hrsg.) (2016): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*. Berlin, New York: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015).
- Duden (2012): *Großes Wörterbuch der deutschen Sprache*, 4. Aufl. Mannheim: Bibliographisches Institut.

- Ehlers, Klaas-Hinrich (2004): Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und 20. Jahrhunderts. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 32, 1–31.
- Ehlers, Klaas-Hinrich (2016): Selbstbezeichnungen in Briefen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ein Kommunikationsproblem aus der Sicht zeitgenössischer Briefsteller und Sprachratgeber. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 311–338. Berlin: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad (2006): Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache. 13 kurze Reflexionen zu einem reflexionsresistenten Thema. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 34 (1–2), 50–63.
- Elias, Norbert ([1939] 1976): *Über den Prozeß der Zivilisation. Sozio- und psychogenetische Untersuchungen*. 2 Bde. (Erstausgabe: Basel 1939) Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Ernst, Peter (Hrsg.) (2012): *Historische Pragmatik*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (2016): Sprache – Kultur – Wissenschaft. In Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp & Samuel Weber (Hrsg.), *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zur Linguistik als Kulturwissenschaft*, 9–36. Berlin: de Gruyter.
- Fix, Ulla (2011): *Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene*. 2., durchges. Aufl. Berlin: Frank & Timme.
- Fix, Ulla, Stephan Habscheid & Joseph Klein (Hrsg.) (2001): *Zur Kulturspezifik von Textsorten*. Tübingen: Stauffenburg.
- Gardt, Andreas (1994): *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Gardt, Andreas, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.) (1999): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Geertz, Clifford (1973): Thick description: Toward an interpretive theory of culture. In Clifford Geertz, *The interpretation of cultures: Selected essays*, 3–30. New York: Basic Books.
- Gessinger, Joachim (1980): *Sprache und Bürgertum: Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- Giddens, Anthony (1984): *The constitution of society. Outline of the theory of structuration*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Gloning, Thomas (2012): Diskursive Praktiken, Textorganisation und Wortgebrauch im Umkreis der ersten Frauenbewegung. In Peter Ernst (Hrsg.), *Historische Pragmatik*, 127–146. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goodenough, Ward H. ([1957] 1964): Cultural anthropology and linguistics. In Dell H. Hymes (Hrsg.), *Language in culture and society. A reader in linguistics and anthropology*, 36–39. New York: Harper & Row.
- Greenblatt, Stephen Jay (1990): *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*. Berlin: Wagenbach.
- Günthner, Susanne & Hubert Knoblauch (1994): „Forms are the food of faith“. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4, 693–723.

- Günthner, Susanne & Angelika Linke (2006): Linguistik und Kulturanalyse – Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 34 (1–2), 1–27.
- Habermann, Mechthild & Arne Ziegler (2012): Sind wir nicht alle ein bisschen Pragmatik? Möglichkeiten und Grenzen der Historischen Pragmatik. In Peter Ernst (Hrsg.), *Historische Pragmatik*, 1–23. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Haß-Zumkehr, Ulrike (1999): Die kulturelle Dimension der Lexikographie. Am Beispiel der Wörterbücher von Adelung und Campe. In Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.), *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*, 247–265. Berlin, New York: de Gruyter.
- Henne, Helmut (1984): Historische Studenten- und Schülersprache. In Helmut Henne, Heidrun Kämper-Jensen & Georg Objartel (Hrsg.), *Bibliothek zur historischen deutschen Schüler- und Jugendsprache. Bd. 1: Historische deutsche Studenten- und Schülersprache, Einführung, Bibliographie und Wortregister*, 1–26. Berlin, New York: de Gruyter.
- Henne, Helmut, Heidrun Kämper-Jensen & Georg Objartel (Hrsg.) (1984): *Bibliothek zur historischen deutschen Schüler- und Jugendsprache. Bd. 1: Historische deutsche Studenten- und Schülersprache, Einführung, Bibliographie und Wortregister*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Henne, Helmut (1986): *Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz ([1994] 2012): Linguistische Anthropologie. In Fritz Hermanns, *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke & Martin Wengeler, 37–66. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz ([1995] 2012): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In Fritz Hermanns, *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke & Martin Wengeler, 5–36. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz ([1999] 2012): *Sprache, Kultur und Identität*. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe. In Fritz Hermanns, *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke & Martin Wengeler, 235–273. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hermanns, Fritz ([2003] 2012): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches. In Fritz Hermanns, *Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik*. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke & Martin Wengeler, 67–102. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (Hrsg.) (2012): *The handbook of historical sociolinguistics*. Malden (MA): Wiley-Blackwell.
- Hirschauer, Stefan (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, 73–91. Bielefeld: transcript.
- Hörning, Karl H. & Julia Reuter (2004): Doing Culture: Kultur als Praxis. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, 9–18. Bielefeld: transcript.
- Humboldt, Wilhelm von (1836): *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften. <https://archive.org/details/berdieverschied00humbgoog> (letzter Zugriff 13. 10. 2017).

- Hymes, Dell H. (1989): *Ways of speaking*. In Richard Bauman & Joel Sherzer (Hrsg.), *Explorations in the ethnography of speaking*. 2nd. Ed., 433–451. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jäger, Ludwig (2001): Sprache als Medium. Über die Sprache als audio-visuelles Dispositiv des Medialen. In Horst Wenzel, Wilfried Seipel & Gotthart Wunberg (Hrsg.), *Audiovisualität vor und nach Gutenberg – Zur Kulturgeschichte der medialen Umbrüche*, 19–42. Wien: SKIRA.
- Jäger, Ludwig (2006): „ein nothwendiges Uebel der Cultur“. Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 34 (1–2), 28–49.
- Jucker, Andreas H. & Irma Taavitsainen (Hrsg.) (2008): *Speech acts in the history of English*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Jucker, Andreas H. & Irma Taavitsainen (2010a): Expressive speech acts and politeness in eighteenth-century English. In Raymond Hickey (Hrsg.), *Eighteenth-century English: Ideology and change*, 159–181. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jucker, Andreas H. & Irma Taavitsainen (Hrsg.) (2010b): *Historical pragmatics*. Berlin: de Gruyter.
- Jucker, Andreas H. (2011): Positive and negative face as descriptive categories in the history of English. *Journal of Historical Pragmatics* 12 (1–2), 178–197.
- Kämper, Heidrun (2002): Sigmund Freuds Sprachdenken. Ein Beitrag zur Sprachbewusstseinsgeschichte. In Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob & Angelika Linke (Hrsg.), *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*, 239–252. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (2005): *Der Schuldiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (2007): Linguistik als Kulturwissenschaft. Am Beispiel einer Geschichte des sprachlichen Umbruchs im 20. Jahrhundert. In Heidrun Kämper & Ludwig M. Eichinger (Hrsg.), *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache*, 419–439. Tübingen: Narr.
- Kämper, Heidrun (2016): Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Lexikologie. In Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp, Samuel Weber & Simone Heekeren (Hrsg.), *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*, 737–747. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Kaschuba, Wolfgang (1995): Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis. In Jürgen Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 2: Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger*, 92–127. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie: zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen: Francke.
- Kessel, Martina (2000): Mentalitätsgeschichte. In Christoph Cornelißen (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, 235–246. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Kessel, Martina (2001): *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.
- Kilian, Jörg (2005) *Historische Dialogforschung*. Tübingen: Niemeyer.
- Koselleck, Reinhart (2000): ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien. In Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft: zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 349–375. 4. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille (2002): Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In Uwe Wirth (Hrsg.), *Performanz*, 323–346. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Krüger, Carolin (2016): *Diskurse des Alter(n)s. Öffentliches Sprechen über Alter in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Landwehr, Achim (2005): Kulturwissenschaft und Geschichtswissenschaft. In Klaus Stierstorfer & Laurenz Volkmann (Hrsg.), *Kulturwissenschaft interdisziplinär*, 39–58. Tübingen: Narr.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler. [http://www.ds.uzh.ch/\\_docs/741/linke\\_sprachkultur\\_klein.pdf](http://www.ds.uzh.ch/_docs/741/linke_sprachkultur_klein.pdf) (letzter Zugriff 13. 10. 2017).
- Linke, Angelika (2000): Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach(gebrauchs)wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen. *Der Deutschunterricht* 3, 66–77.
- Linke, Angelika (2001): Zur allmählichen Verfertigung soziokultureller Konzepte im Medium alltäglichen Sprachgebrauchs. In Andre Lehr (Hrsg.), *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*, 373–388. Berlin, New York: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2003a): Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse. In Helmut Henne, Horst Sitta & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), *Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches*, 25–65. Tübingen: Niemeyer.
- Linke, Angelika (2003b): Spass haben. Ein Zeitgefühl. In Jannis K. Androutsopoulos & Evelyn Ziegler (Hrsg.), *Standardfragen. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*, 63–79. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Linke, Angelika (2008): Integration und Abwehr. Standardsprachlichkeit als zentrales Moment bürgerlicher Selbstdefinition im 19. Jahrhundert. In Ludwig M. Eichinger & Albrecht Plewnia (Hrsg.), *Das Deutsche und seine Nachbarn. Über Identitäten und Mehrsprachigkeit*, 43–61. Tübingen: Narr.
- Linke, Angelika (2009): Stil und Kultur. In Ulla Fix, Andreas Gardt & Joachim Knape (Hrsg.), *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*, 1131–1144. Berlin, New York: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2010): Historische Semiotik des Leibes in der Kommunikation: Zur Dynamisierung von Körper und Sprache im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert. In Arnulf Deppermann & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*, 129–162. Berlin: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén & Dessislava Stoeva-Holm (Hrsg.), *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13. 6. 2009*, 23–44. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmiensis.
- Linke, Angelika (2012): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. Zur Kulturgeschichte des Verhältnisses von Gespräch, Körpern und Raum vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. In Peter Ernst (Hrsg.), *Historische Pragmatik*, 185–214. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2014): Kommunikationsgeschichte. In Vilmos Ágel & Andreas Gardt (Hrsg.), *Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung*, 22–45. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2016): Einführung: Kommunikation und Kulturalität. In Ludwig Jäger, Werner Holly, Peter Krapp, Samuel Weber & Simone Heekeren (Hrsg.), *Sprache – Kultur – Kommunikation*, 351–368. Berlin: de Gruyter.

- Linke, Angelika (i. V.): Musterwandel als Indikator für kulturellen Wandel. Ein Abriss zur Veränderung von Grußformeln vom 17. zum 21. Jahrhundert.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2012): Sprachgeschichte als Gewaltgeschichte. Ein Forschungsprogramm. In Jochen Bär & Marcus Müller (Hrsg.), *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag*, 127–158. Berlin: de Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2017): Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 385–416. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen „Haushalt“ einer Gesellschaft. In Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Sprangenberg & Dagmar Tillmann-Bartylla (Hrsg.), *Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*, 279–288. München: Fink.
- Maas, Utz (1987): Der kulturalanalytische Zugang zur Sprachgeschichte. *Wirkendes Wort* 37, 87–104.
- Mattheier, Klaus J. (1999): Sprachhistoriker als Soziologen. Über sprachwissenschaftliche Versuche zur Strukturierung sozialer Gemeinschaften. In Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.), *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*, 11–18. Berlin, New York: de Gruyter.
- Mattheier, Klaus J. (2001): Protestsprache und Politjargon. Über die problematische Identität einer „Sprache der Achtundsechziger“. In Ulrich Ott & Roman Lukscheiter (Hrsg.), *Belles lettres/Graffiti. Soziale Phantasien und Ausdrucksformen der Achtundsechziger*, 79–90. Göttingen: Wallstein.
- Meier, Simon (2013): *Gesprächsideale. Normative Gesprächsreflexion im 20. Jahrhundert*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Mergel, Thomas (2002): Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik. *Geschichte und Gesellschaft* 28 (4), 574–606.
- Neuland, Eva (Hrsg.) (2008): *Jugendsprache – Jugendliteratur – Jugendkultur. Interdisziplinäre Beiträge zu sprachkulturellen Ausdrucksformen Jugendlicher*. 3. korr. Auflage. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Objartel, Georg (2016): *Sprache und Lebensform deutscher Studenten im 18. und 19. Jahrhundert. Aufsätze und Dokumente*. Berlin: de Gruyter.
- Pausch, Oskar ([1424] 1972): *Das älteste italienisch-deutsche Sprachbuch: eine Überlieferung aus dem Jahre 1424 nach Georg von Nürnberg*. Wien u. a.: Böhlau.
- Polenz, Peter von (1991–1999/2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. 3 Bde. 1. bzw. 2. überarb. und erg. Aufl. Berlin: de Gruyter.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In Karl H. Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, 40–54. Bielefeld: transcript.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Ruoss, Emanuel (i. V.): *Schweizerdeutschdiskurse. Eine Sprachbewusstseinsgeschichte der deutschen Schweiz im 19. Jahrhundert*. Dissertation, Universität Zürich 2017.
- Sacks, Harvey (1972): An initial investigation of the usability of conversational data for doing sociology. In David Sudnow (Hrsg.), *Studies in social interaction*, 31–74. New York: Free Press.

- Sarasin, Philipp (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Scharloth, Joachim (2005): *Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766 und 1785*. Tübingen: Niemeyer.
- Scharloth, Joachim (2011a): *1968. Eine Kommunikationsgeschichte*. Paderborn: Fink.
- Scharloth, Joachim (2011b): Der Sprachgebrauch der ‚1968er‘. Antirituale und Informalisierung. In Eva Neuland (Hrsg.), *Sprache der Generationen*, 167–185. Mannheim: Duden.
- Scharloth, Joachim (2012): Von der Informalität zum *doing buddy*. „1968“ in der Sprachgeschichte des Deutschen. In Heidrun Kämper, Joachim Scharloth & Martin Wengeler (Hrsg.), *1968. Eine sprachwissenschaftliche Zwischenbilanz*, 27–54. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schatzki, Theodore (1996): *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge (MA): Cambridge University Press.
- Schegloff, Emanuel A. & Harvey Sacks (1973): Opening up closings. *Semiotica* 8, 289–327.
- Schikorsky, Isa (1998): Vom Dienstmädchen zur Professorengattin. Probleme bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins. In Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier (Hrsg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, 259–281. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schlobinski, Peter, Gaby Kohl & Irmgard Ludewigt (1993): *Jugendsprache: Fiktion und Wirklichkeit*. Opladen: Westdt. Verlag
- Schröter, Juliane (2011): *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Schröter, Juliane (2016a): *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Schröter, Juliane (2016b): Taufzettel. Zur Geschichte einer fast vergessenen Textsorte im 18. und 19. Jahrhundert in der Schweiz. In Britt-Marie Schuster & Susan Holtfreter (Hrsg.), *Textsortenwandel vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Akten zur internationalen Fachtagung an der Universität Paderborn vom 9.–13. 6. 2015*, 135–168. Berlin: Weidler.
- Schröter Juliane & Angelika Linke (i. Dr.): Sprachgeschichte als Kommunikationsgeschichte. In Jochen A. Bär, Anja Lobenstein-Reichmann & Jörg Riecke (Hrsg.), *Handbuch Sprache in der Geschichte*. Berlin: de Gruyter.
- Schulz, Matthias (2017): „Sie nennen sich ‚Hase‘ oder ‚Bärchen‘.“ Zur Veränderung der Kosenamen im 19./20. Jahrhundert. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 339–358. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Schwarz, Alexander (1984): *Sprechaktgeschichte: Studien zu den Liebeserklärungen in Mittelalterlichen und Modernen Tristandichtungen*. Göppingen: Kümmerle.
- Sennett, Richard (1986): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sitta, Horst (Hrsg.) (1980): *Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte*. Tübingen: Niemeyer.
- Solms, Hans-Joachim (1999): Der Gebrauch uneigentlicher Substantivkomposita im Mittel- und Frühneuhochdeutschen als Indikator kultureller Veränderung. In Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.), *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*, 225–246. Berlin, New York: de Gruyter.
- Sondererger, Stefan (2000): Germanistische Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert: Aufbruch zu neuer Vielfalt. In *Die Germanistik am Ende des 20. Jahrhunderts*, Hrsg. vom



- Vorstand der SAGG, 39–71. Lausanne: Schweizerische Akademische Gesellschaft für Germanistik.
- Spillner, Bernd (2014): Anrede und Grußformen im Deutschen. *Zeitschrift des Verbandes polnischer Germanisten* 3 (2), 173–187.
- Sprache und Kulturgeschichte. Themenheft. *Der Deutschunterricht* 1/2001.
- Steinmetz, Willibald (1993): *Das Sagbare und das Machbare. Zum Wandel politischer Handlungsspielräume – England 1789–1867*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Steinmetz, Willibald (2008): 40 Jahre Begriffsgeschichte – The State of the Art. In: Heidrun Kämper & Ludwig M. Eichinger (Hrsg.), *Sprache – Kognition – Kultur*. Berlin: de Gruyter, 174–197.
- Steinmetz, Willibald & Jörn Leonhard (2016): Von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik von ‚Arbeit‘. In Jörn Leonhard & Willibald Steinmetz (Hrsg.), *Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven*, 9–59. Köln: Böhlau.
- Stocker, Christa (2005): *Sprachgeprägte Frauenbilder: Soziale Stereotype im Mädchenbuch des 19. Jahrhunderts und ihre diskursive Konstituierung*. Tübingen: Niemeyer.
- Stukenbrock, Anja (2005): *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945)*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Sumaran, Johannes Angelus (1621): *Das Neue Sprachbuch: Sprachbuch und gründlicher Wegweiser, durch welchen man die Vollkommenheit der vier fürnehmsten Sprachen, die man in Europa pflegt zu reden gar leichtlich errreichen kan: Als Teutsch, Frantzösisch, Italianisch un Spanisch [...]*. München: Verl. des Authoris. <http://www.mdz-urn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb11281230-4> (letzter Zugriff 13.10.2017).
- Tienken, Susanne (2015a): Muster – kulturanalytisch betrachtet. In Christa Dürscheid & Jan Georg Schneider (Hrsg.), *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*, 464–484. Berlin: de Gruyter.
- Tienken, Susanne (2015b): Von der Fehlgeburt zum Sternenkind. Ein Neologismus und seine kulturelle Bedeutung. In Magnus P. Ängsal & Frank-Thomas Grub (Hrsg.), *Visionen und Illusionen: Beiträge zur 11. Arbeitstagung schwedischer Germanistinnen und Germanisten Text im Kontext in Göteborg am 4./5. April 2014*, 129–149. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Tienken, Susanne (2016): Sternenkinder – Sternenummas. Soziale Kategorisierungen und relationale Identitätszuweisungen in Online-Trauerforen. In Edyta Grotek & Katarzyna Norkowska (Hrsg.), *Sprache und Identität – Philologische Einblicke*, 169–178. Berlin: Frank & Timme.
- Turner, Stephen (2007): Practice then and now. *Human Affairs* 17 (2), 110–125.
- Tylor, Edward B. (1871): *Primitive culture. Researches into the development of methodology, philosophy, religion, art and custom*. London: John Murray.
- Vandenbussche, Wim & Stephan Elspaß (Hrsg.) (2007): Special Issue “Lower class language use in the 19th century”. *Multilingua. Journal of Cross-Cultural and Interlanguage Communication* 26 (2/3).
- Zakharine, Dmitri (2002): Konversations- und Bewegungskultur in Russland. Von der ‚Sprachdiachronie‘ zur historischen Kommunikationswissenschaft. In Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob & Angelika Linke (Hrsg.), *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*, 293–315. Berlin, New York: de Gruyter.
- Zakharine, Dmitri (2013): Voice – e-voice-design – e-voice-community: Early public debates about the emotional quality of radio and TV-announcers’ voices in Germany, the Soviet

Union and the USA (1920–1940). In Dmitri Zakharine & Nils Meise (Hrsg.), *Electrified voices: Media, socio-historical and cultural aspects of voice transfer*, 201–231.  
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.



# Anhang

Verwendete Transkriptionskonventionen nach GAT 2 (Selting et al. 2009)<sup>1</sup>

## Sequenzielle Struktur/Verlaufsstruktur

[ ]	Überlappungen und Simultansprechen
[ ]	
=	schneller, unmittelbarer Anschluss neuer Intonationsphrasen ( <i>latching</i> )

## Ein- und Ausatmen

°h / h°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.2–0.5 Sek. Dauer
°hh / hh°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.5–0.8 Sek. Dauer
°hhh / hhh°	Ein- bzw. Ausatmen von ca. 0.8–1.0 Sek. Dauer

## Pausen

(.)	Mikropause, geschätzt, bis ca. 0.2 Sek. Dauer
(-)	kurze geschätzte Pause von ca. 0.2–0.5 Sek. Dauer
(--)	mittlere geschätzte Pause von ca. 0.5–0.8 Sek. Dauer
(---)	längere geschätzte Pause von ca. 0.8–1.0 Sek. Dauer
(0.5)	gemessene Pausen (Angabe mit einer Stelle hinter dem Punkt)

## Sonstige segmentale Konventionen

und_äh	Verschleifungen innerhalb von Einheiten
äh öh äm	Verzögerungssignale, sog. „gefüllte Pausen“
:	Dehnung, Längung, um ca. 0.2–0.5 Sek.
::	Dehnung, Längung, um ca. 0.5–0.8 Sek.
:::	Dehnung, Längung, um ca. 0.8–1.0 Sek.
?	Glottalverschluss

## Akzentuierung

akZENT	Fokusakzent
akzEnt	Nebenakzent
ak!ZENT!	extra starker Akzent

---

<sup>1</sup> Selting, Margret et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In *Gesprächsforschung* 10, 353–402. [www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf](http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf) (letzter Zugriff 8. 9. 2017).

## Tonhöhenbewegung am Ende von Intonationsphrasen

?	hoch steigend
,	mittel steigend
-	gleichbleibend
;	mittel fallend
.	tief fallend

## Lachen und Weinen

haha hehe hihi	silbisches Lachen
((lacht)) ((weint))	Beschreibung des Lachens
<<lachend>	Lachpartiklen in der Rede, mit Reichweite
<<:-)> soo>	<i>smile voice</i>

## Rezeptionssignale

hm ja nein nee	einsilbige Signale
hm_hm ja_a	zweisilbige Signale
nei_ein nee_e	

## Sonstige Konventionen

((hustet))	para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse
<<hustend>	sprachbegleitende para- und außersprachliche Handlungen und Ereignisse mit Reichweite
<<erstaunt>	interpretierende Kommentare mit Reichweite
(xxx), (xxx xxx)	ein bzw. zwei unverständliche Silben
(solche)	vermuteter Wortlaut
[...]	Auslassung im Transkript

## Lautstärke- und Sprechgeschwindigkeitsveränderungen, mit Extensionen

<<f>	forte, laut
<<all>	allegro, schnell

## Auffällige Tonhöhen sprünge

↑	kleinere Tonhöhen sprünge nach oben
↓	kleinere Tonhöhen sprünge nach unten

## Verändertes Tonhöhenregister

<<t>	tiefes Tonhöhenregister
<<h>	hohes Tonhöhenregister

# Register

- Adressatenorientierung 136, 321, 331, 335, 341–342
- Affektivität 33–34, 36, 206–207, 301
- Agens 110–111, 114
- agonales Zentrum 4, 269, 278–279, 281–282, 286–289
- Akzentuierung 12–13, 17–19, 21, 24, 28, 33–34, 286, 328, 385
- Anakoluth 9, 21, 232
- Anglizismus 239, 308
- Attitüde siehe *Spracheinstellung*
- Auslassung 201, 204–206, 235, 310–311, 386
- Beteiligung 3, 10, 51, 63, 66, 105, 109–110, 133, 136, 153, 208, 300
- Beziehungskonstitution 119, 121, 131–132, 228, 321, 325, 329, 339
- Bildungssprache 3, 7, 119–120, 122–125, 133, 136, 138, 176
- Chat 4, 14, 62, 219, 221, 223, 225–228, 233, 235, 238, 240, 328
- CMC siehe *computer-mediated communication*
- computer-mediated communication* 62, 226–227
- DaF siehe *Deutsch als Fremd-/Zweitsprache*
- DaZ siehe *Deutsch als Fremd-/Zweitsprache*
- Deixis 9, 12, 17, 19–21, 26, 51, 58–59, 66, 79, 88–89, 109, 262–263
- Deutsch als Fremd-/Zweitsprache 145, 155, 179, 185, 256, 323
- Dialekt 1, 8, 170, 173, 177–178, 182–184, 202, 205, 252, 350
- Dialog 1, 7, 10, 37, 40, 154, 193, 221, 233, 276, 352, 356–358, 364
- Ellipse 9, 20–22, 75–78, 232, 253
- Empraktische Kommunikation 7, 22, 61, 129–130
- Entwicklungsmodell 248–250, 258
- Eristik 147, 149–150, 153–154, 158–159
- face* 321, 324–326, 328–329, 342
- face-threatening act* 133, 324, 327, 337
- face-to-face*-Interaktion 62, 66, 92, 219, 224
- Fachsprache 4, 101, 145, 169–170, 176, 179, 181, 186, 273–274, 302, 307–308
- Fachkommunikation 178, 250, 275–276, 279
- Fachterminus 178, 283, 286
- Fachtext 174, 177, 179–180, 185, 273, 275
- Formulierungsroutine 146, 156, 158–159
- Gattung 2, 19, 29–32, 39–43, 47, 146, 148, 151–152, 154–155, 220, 228, 233, 240
- Gattungsanalyse 40, 42–43
- kommunikative Gattung 29–30, 39–41
- Gehörlosigkeit 195
- Generation 225, 321, 330–331, 336, 338
- Genre siehe *Gattung*
- Gesicht siehe *face*
- Gesichtsbedrohung siehe *face-threatening act*
- Gesprächsanalyse siehe *Gesprächsforschung*
- Gesprächsforschung 89, 122, 221–222, 328, 362
- Gesprächsorganisation 3, 122, 125
- Gesprächspartikel 67, 70, 205
- Gesprächstyp 321, 332, 339, 341
- Gottesdienst 87–88, 96, 100–104
- onkologische Aufklärungsgespräche 43, 46
- Palliativmedizin 277–278, 287–288
- Pausengespräch 3, 119, 122, 125–126, 337
- Prüfungsgespräch 146, 155, 170, 179, 184
- Publikumsgespräch 130
- Grammatik 1, 5–11, 14, 19–21, 26–27, 29, 35, 39, 62, 143, 149, 175, 177, 222, 232, 251–253, 255–256, 259, 261–263, 282, 306, 326, 329–330, 356–357
- gesprochener Sprache 2, 10, 26
- grammatisches Muster siehe *Konstruktion, grammatische*
- Handlung 2, 22–23, 29–37, 40, 47, 55–56, 58, 61–66, 70–71, 74, 76–78, 94–95,

- 98, 105, 110, 114, 133, 150, 222, 235,  
262, 272–273, 278, 280–282, 287–290,  
316, 326, 337, 342, 363, 386  
– kinesisch-visuelle 57, 60  
Historische Sprachwissenschaft 347–348,  
353–354, 358, 374  
Höflichkeit 4, 13, 121, 132–133, 138, 321–  
326, 328–339, 341–342, 352  
homiläischer Diskurs 119, 129–130  
Hörbehinderung 3, 193–199, 205–208, 214  
Hypertext 225, 229
- Identität 105, 109, 131, 184, 196, 325, 330,  
342, 355, 366–367, 369–371  
Intention 58, 283, 285, 287, 307–308, 341  
Intentionalität 47, 329, 364  
Interaktion 3, 5, 8, 16, 29, 31–32, 35, 37, 40,  
42, 47, 51–58, 60–66, 73–74, 78–79,  
87–99, 103, 105, 111, 114, 120, 126,  
128–131, 138, 182, 193–194, 207, 210,  
212–213, 221–224, 228, 233, 261, 297,  
316, 324, 326, 342  
Interaktionale Linguistik 51, 61, 87, 91  
Interaktionsarchitektur 63, 87–88, 96–99,  
101, 103, 111, 113–114  
interaktionsorientiertes Schreiben 219–222,  
224–225, 228–229, 232–233, 236–238,  
240  
Interaktionsraum 63, 74, 87–89, 91–96, 98,  
103, 112–114, 239  
Interjektion 9, 17–18, 24, 28, 232  
internetbasierte Kommunikation 219–221,  
223–224, 226–228, 237, 240–241  
Internetlinguistik 219–220, 226–227, 233  
Interpunktion 199, 207, 236, 256, 258, 311
- Jugendsprache 330–331, 339, 366–367
- Kommunikationsgemeinschaft 348, 352–  
353, 358, 363, 365, 368–371, 374  
Kommunikationsgeschichte 352–353, 362,  
366  
Kommunikationshilfe 193–198  
Kommunikationskultur 45, 121, 349, 368,  
371  
Kommunikationsmittel 175, 199, 208, 295–  
298, 328  
Kommunikationstechnologie 222, 224, 226
- kommunikative Aufgabe 39, 41, 101–102,  
144, 150, 152, 228, 309  
Konnektor 205, 278, 282–285, 288  
Konstruktion, grammatische 29–30, 34–39,  
44, 46, 149, 253, 263–264  
Konstruktionsgrammatik 35, 253  
Konversation 3, 119–126, 129, 131, 133, 137–  
138  
Konversationsanalyse 9–10, 51, 55, 61–62,  
89–90, 92, 94, 105, 114, 122, 126, 133  
Ko-Orientierung 51, 64, 66, 73–74, 104  
Korpora 25, 100, 143, 148, 152–157, 160,  
179, 219, 221, 234, 240–241, 256, 277–  
278, 282, 286–287  
Korpuslinguistik 146–147, 152, 155, 157–158,  
160, 219, 221, 240–241, 361  
Kulturanalyse 30, 347–351, 353–354, 356,  
359–360, 362, 366, 373  
kulturhistorische Linguistik 4, 348, 352–  
354, 357, 359–360, 362–363, 366, 368,  
373–374
- Lehr-Lern-Interaktion 153–154, 249, 261–262  
Leiblichkeit 3, 52–54, 58, 62–63, 66–67, 75,  
77, 79, 110  
Literalität 4, 150, 219, 228, 237–239, 245,  
247–250, 255, 264–265
- Marketing 295, 297–298, 306, 316  
Mediendiskurs 278, 288–289  
Mehrsprachigkeit 11, 145, 150–151, 154,  
169–170, 180–181, 186  
Metapragmatik 157, 321, 325, 331  
Migrationssprache 169, 182  
Modalität 11, 58, 213, 321, 332, 335, 337–  
338, 341  
Multiaktivität 3, 51, 65  
multimodale Gestalt 68, 70  
multimodale Interaktion 51, 53–55, 57–58,  
60–61, 65–67, 71, 78–79, 87, 93, 207  
Multimodalität 54, 58, 87, 91, 315  
Mündlichkeit 1–2, 7–8, 10–13, 16–19, 22–  
24, 27, 40, 148, 177, 179, 193–194, 201,  
221, 233, 236–237, 373  
– fingierte 219, 221, 232–233, 235–237  
Muster 6, 17, 22, 29–32, 39, 46–47, 78, 158,  
252, 262, 295–296, 300, 303, 305,

- 307–313, 347–348, 357, 362–365, 370–371, 374
- grammatisches siehe *Konstruktion, grammatische*
  - Handlungsmuster 29, 40, 309
  - Interaktionsmuster 351, 365, 368, 374
  - kommunikatives Muster 29–31, 40, 42, 44, 46–47
  - routinisierte Muster 2, 29, 31
- Nationalsprache 8, 171, 180, 187
- Nebenkommunikation 339, 341
- Neologismus 306–308, 370
- Netzkommunikation 220, 233, 237, 240
- nonverbale Kommunikation 55, 60, 90
- Normierung 175–176, 249–254
- Normtexte 4, 269–270, 273–274, 283, 289–290
- Partizipation 133, 137, 148, 228, 269, 272, 274, 278
- phatic communion* siehe *phatische Kommunion*
- phatische Kommunion 119, 131–132
- politeness* siehe *Höflichkeit*
- Positionierung 109–111, 114–115
- räumliche Positionierung 96, 103–104, 110, 114
  - soziale Positionierung 3, 87, 96, 114
- Pragmatik 2, 7, 9–11, 54, 88–89, 155, 160, 222, 277, 295, 324–325, 339, 352–353, 369
- Praktik 3, 31, 51–52, 59–60, 66, 68, 78, 98, 114, 119, 121, 138, 145, 150, 152, 160, 352, 361, 363, 366, 370–371
- Printanzeige 296, 298, 308–309, 312, 314–315
- Proposition 12, 18, 39, 364
- Prosodie 2, 29–30, 32, 34–36, 58, 67, 70, 149, 156, 203–204, 206
- Raum 3, 5, 7–8, 16, 52, 56, 58, 63–65, 87–100, 102–103, 109, 111, 129, 131, 146, 160, 178–179, 185, 200, 252, 271, 284, 321, 323, 358
- Raumreferenz 59–60, 65, 93
- Rechtsdiskurse 4, 271, 273, 275, 277–280, 282, 286–287, 289, 350
- Rechtslinguistik 272–273, 279–280
- Rederecht 24, 51, 58–59, 62, 64, 68, 74, 76–79, 109, 212, 348
- relational work* siehe *Beziehungskonstitution*
- Reparatur 14, 24–25, 28, 38–39, 79, 201, 205, 209, 235
- Respekt 245, 321, 331, 333–335, 338–339, 341
- Retraktion 21, 24, 85
- Rhetorik 8–9, 33, 121, 133, 137, 153, 308, 312–313, 341
- Satzfragment 231, 295, 310–312
- Scherzmodalität 129–130, 328, 336–338, 341
- Schicht, soziale 175, 233, 302, 353, 373
- Schlagzeile 26, 303, 308–309, 311, 314–315
- Schreibkompetenz siehe *Literalität*
- Schreibprozess 150, 179, 201, 229, 237, 254
- Schriftdolmetschen 3, 193–201, 205–208, 210, 212–213
- Schriftlichkeit 2, 4, 11, 13–14, 27, 40, 124–125, 174, 177, 193–194, 222, 246, 259, 360
- Schriftspracherwerb 245, 249
- semantische Kämpfe 271, 277, 280–281, 283
- Semieose 35, 55, 64, 260, 262, 269, 275–279, 281–282, 289–290, 303–304, 351, 353, 355–356
- Sequenzialität 3, 51, 61, 90
- Small Talk 119–120, 122–123, 125–126, 131–133, 138
- Social Media 219–220, 223–228, 237, 239
- Sozialisation 138, 153, 170, 245, 296
- Sozialtopographie 96–99, 102–103, 111, 113–115
- Soziopragmatik 325, 327, 329–330
- Sprachbegriff 347, 354, 357–358
- Sprachbewusstseinsgeschichte 353, 368, 374
- Sprachdidaktik 119, 123, 138, 143, 151, 155–156, 158, 175, 253
- Spracheinstellung 3, 169–170, 176–177, 181–182, 184
- Spracherkennung 200, 202



- Spracherwerb 150, 170–172, 179, 195, 245,  
 247–249, 251, 254–259, 262, 264–265  
 Sprachfördermaßnahme 150, 152  
 Sprachgemeinschaft 15, 143, 160, 253  
 Sprachgeschichte 1–2, 173, 251, 322, 325,  
 347–350, 352–353, 358–361, 368, 373  
 Sprachkompetenz 150–151, 171, 178, 180,  
 231, 252, 305  
 sprachliche Handlung 5, 9, 11, 15, 17, 22, 26,  
 29, 51, 147, 153, 156, 174, 222, 304,  
 326–327, 329, 350, 352  
 Sprachpolitik 144, 160, 170, 181  
 Sprachreflexion 321, 323, 331, 338  
 Sprachspiel 133, 281, 304  
 Sprachwahl 3, 169, 171, 179, 181, 186, 239  
 Sprachwandel 6, 325, 331  
 Sprecherwechsel 62, 207, 209–210, 222  
 Sprechgeschwindigkeit 33–34, 158, 203–  
 204, 206  
 Standardsprache 3, 148, 169–170, 172–179,  
 181–185, 187, 219, 228, 237, 252, 308,  
 339  
 Stil 1, 4, 9, 119, 123, 136, 143, 146, 148–  
 149, 152, 158, 160, 177, 205, 223, 233,  
 236–238, 295–296, 302–305, 307–310,  
 313, 316, 322, 329, 331, 342, 355  
 symbolische Form 347–348, 355  
 Text 2, 6–7, 9–11, 16, 53–54, 72, 147, 156,  
 160, 177–178, 194–197, 201, 203, 209,  
 212, 220–222, 224, 228, 247, 251, 262–  
 264, 280, 287, 299, 309–310, 314–315,  
 358, 366  
 Textkompetenz 247, 259  
 Textlinguistik 9, 177, 221–222, 351  
 textorientiertes Schreiben 228, 232, 237,  
 239  
 Textproduktion 246, 249, 258–259  
 Textsorte 124, 179, 233, 271, 278, 290, 295–  
 296, 303, 309, 312, 314–316, 323, 325,  
 352, 366  
 Tonhöhenbewegung 33–34, 36, 386  
 Tonhöhenregister 33, 386  
 Transkription 25, 33, 52, 56, 58, 85, 90–91,  
 104, 108, 111, 114, 126, 155, 186, 216,  
 337  
 – multimodale 51, 56–57, 60, 74  
 Umgangssprache 9, 14, 182–185, 311  
 Unhöflichkeit 121, 326–333, 342, 352  
 universitärer Sprachgebrauch 3, 169–170,  
 173–175  
 Unternehmenskommunikation 295, 297–298  
 Variationslinguistik 3, 149, 158, 169, 175,  
 181  
 Varietät 4, 7–8, 149, 169–170, 174–175, 177,  
 181–185, 187, 203, 205, 251, 302, 358  
 verbale Interaktion siehe *Interaktion*  
 Verfestigung 2, 29–31, 39–40, 43–44, 47  
 Verwaltungssprache 175–177  
 Volkssprache 7–8, 173, 251–252  
 Wahrnehmung 4, 13, 16–17, 19–20, 54, 78,  
 87, 89, 97–99, 109–110, 128, 212, 262,  
 281, 299, 301, 367  
 Werbesprache 1, 4, 295–296, 301–306,  
 308–310, 314–316  
 Werbewirkung 296, 299, 303  
 Wikipedia 4, 219–220, 229–232, 235, 237,  
 240  
 Wissenschaftskommunikation 122, 143,  
 145–154, 156–157, 159–160, 169–170,  
 175–177, 179, 181, 246, 328  
 Wissensdomäne 269–270, 272, 279  
 Wissensgenerierung 169, 186  
 World Wide Web 220, 224–225  
 – Web 2.0 220, 224–226, 245–246  
 Wortneubildung siehe *Neologismus*

# Autorinnen und Autoren

**Monika Dannerer**, Institut für Germanistik der Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck, E-Mail: monika.dannerer@uibk.ac.at

**Arnulf Deppermann**, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, D-68161 Mannheim, E-Mail: deppermann@ids-mannheim.de

**Christian Fandrych**, Herder-Institut der Universität Leipzig, Beethovenstr. 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: fandrych@uni-leipzig.de

**Helmuth Feilke**, JLU Gießen, Institut für Germanistik, Otto Behaghel-Straße 10b, D-35394 Gießen, E-Mail: helmuth.feilke@germanistik.uni-giessen.de

**Ekkehard Felder**, Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg, Hauptstraße 207–209, D-69117 Heidelberg, E-Mail: felder@gs.uni-heidelberg.de

**Susanne Günthner**, WWU Münster, Germanistisches Institut/Sprachwissenschaft, Schlossplatz 34, D-48143 Münster, E-Mail: susanne.guentner@uni-muenster.de

**Stephan Habscheid**, Universität Siegen, Philosophische Fakultät, Germanistik/  
Angewandte Sprachwissenschaft, Hölderlinstr. 3, D-57068 Siegen,  
E-Mail: habscheid@germanistik.uni-siegen.de

**Heiko Hausendorf**, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,  
E-Mail: heiko.hausendorf@ds.uzh.ch

**Ludger Hoffmann**, TU Dortmund, Emil-Figge-Str. 50, D-44227 Dortmund,  
E-Mail: ludger.hoffmann@tu-dortmund.de

**Ulrike Krieg-Holz**, Institut für Germanistik, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt,  
Universitätsstr. 65–67, A-9020 Klagenfurt, E-Mail: ulrike.krieg-holz@aau.at

**Angelika Linke**, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,  
E-Mail: alinke@ds.uzh.ch

**Eva Neuland**, Bergische Universität Wuppertal, Gaußstr. 20, D-42119 Wuppertal,  
E-Mail: neuland@uni-wuppertal.de

**Silke Reineke**, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, D-68161 Mannheim,  
E-Mail: reineke@ids-mannheim.de

**Reinhold Schmitt**, Institut für Deutsche Sprache, Augustaanlage 32, D-68165 Mannheim,  
E-Mail: reinhold.schmitt@ids-mannheim.de

**Angelika Storrer**, Universität Mannheim, Schloss EW 257, D-68131 Mannheim,  
E-Mail: astorrer@mail.uni-mannheim.de

**Liisa Tiittula**, Universität Helsinki, Abteilung Sprachen, Postfach 24,  
FI-00014 Universität Helsinki, E-Mail: liisa.tiittula@helsinki.fi

